<36616389200014

<36616389200014

Bayer. Staatsbibliothek

Eur 473

Mallet du Pan

über

die Gefahren,

welche Europa bedrohen.

Nebst

den vornehmsten Ursachen des unbedeutenden Glücks im vorigen Feldzuge, so wie auch über die Fehler, welche vermieden, und die Mittel, welche ergriffen werden müssen, um den dießjährigen für die wahren Freunde der Ordnung und Ruhe entscheidend zu machen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Leipzig,
bey Georg August Grieshammer.
1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ganz Europa befindet sich in einem unerhörten Gedränge. Es hat Feinde zu bekämpfen, die in Wahrheit fürchterlich sind, sowohl wegen ihrer Menge, als wegen ihres Muths und ihrer Hülfsquellen von jeder Art. Weit gefährlicher aber werden sie noch durch die gehässigen Komplotte, die sie im Finstern anspinnen, durch die strafbare Gleichgültigkeit, mit welcher sie jeden Weg einschlagen, auf welchem sie sich einen glücklichen Fortgang versprechen, durch ihre anarchistischen und alles auflösenden Grundsätze, mit denen sie den großen Haufen so leicht irre führen, durch die zahlreichen Einverständnisse, welche sie sich zu verschaffen gewußt haben, nicht allein mit allen Ländern, sondern auch mit jeder Klasse von Bürgern, mit einigen Ministern selbst. — Doch die Ehrfurcht gebietet mir Stillschweigen, sonst würd' ich vor der erstaunten Nachkommenschaft noch weit erhabnere Männer aufstellen.

Es ist ein Krieg auf den Tod, wie die Königsmörder selbst ihn mit so vielem Rechte ge-

nannt haben. Entweder muß das Ungeheuer der Anarchie zertreten werden, oder Europa sieht in Kurzem den Umsturz aller Thronen, die Auflösung aller gesellschaftlichen und gesetzlichen Bande, die Zernichtung und Verachtung aller Religion, die Wegwerfung aller Grundsätze, die gewaltsame Uebertragung alles Eigenthums, und die Massacre von der Hälfte seiner Einwohner. Dieß ist die einzige Wiedergeburt, welche man sich mit Grund von denen versprechen darf, die ihre verbrecherischen Hände in dem Blute des gerechtesten der Könige gebadet haben, die nichts sind, als eine Gesellschaft von den verderbtesten Leuten; denn sobald das Verbrechen in Frankreich die Oberhand erhalten, sobald die große Maschine in ihren Grundfesten erschüttert, mit dem nahen Einsturz gedrohet hatte, so strömte auch von allen Seiten der weggeworfenste Abschaum der Menschheit nach dem Mittelpunkte der Verderbtheit, gleich den gierigen Hyänen, die angelockt von den Ausdünstungen der Leichname sich versammeln, um die verwesenden Ueberreste zu theilen.

Dieser Krieg hat nichts ähnliches mit den gewöhnlichen Kriegen, die zwar auch schrecklich, aber doch gewissen Gesetzen unterworfen sind, die ihre Schrecken mildern, wo dann und wann ein Waffenstillstand die Menschheit wieder freyer athmen läßt, und die endlich den Frieden herbey-

bringen,

bringen, der die geschlagenen Wunden wieder heilen kann. Hier ist an keine Schonung, an keinen Augenblick von Erholung zu denken. Es ist ein verheerendes Ungeheuer, welches schon das Land verwüstet hat, von dem es erzeuget ward, und gegen welches die benachbarten Gegenden die Waffen haben ergreifen müssen, um nicht das nehmliche Schicksal zu erfahren; es ist die gesellschaftliche Ordnung im Kampfe mit der Barbarey; es ist einigermaßen die Natur, die alle ihre Kräfte sammelt, um nicht in das Nichts, in das Chaos zurückzufallen. Wer sollte es glauben? Europa hat es ohne Schrecken mit angesehen, wie dieser Strom sich bildete und anwuchs, dieser Strom, dessen Ursprung und Fortfluthen so deutlich ankündigten, was er einst für Verwüstungen anrichten könnte, und es hat nicht geahndet, daß er seiner Ruhe drohete, es hat nicht einmal gesucht, ihm einen Damm entgegen zu setzen? Wenn diejenigen, die seinen Lauf richteten, nicht im Anfange von furchtsamen Bedenklichkeiten, die sie seitdem so glücklich überwunden haben, wären aufgehalten worden, wenn sie zu der Zeit der ersten Angriffe auf Bergen und Dornick, jenen Zusammenhang in den Maasregeln, jene Keckheit in der Ausführung gezeigt hätten, welche jetzt die Wohlfahrt der Völker zum Problem macht, so würden die Drangsale, von denen ich

heute nur spreche, um wirksame Mittel zu zeigen, wie man ihnen entgehen könne, schon ganz Europa überschwemmen, die ganze Erde würde ein weiter Schauplatz von Blutvergießen und Verheerungen seyn. Und dieß ist nicht das Geschwätz eines müssigen Kopfs, oder ein Hirngespinnst von der Furcht. Ihre Macht war da, und ehe man eine hätte sammeln können, die im Stande gewesen wäre, sie aufzuhalten, hätten sie schon die Hälfte von Deutschland und ganz Holland unterjocht, die unermeßlichen Schätze dieser Länder aufgehäuft, überall die treuen Unterthanen hingeopfert, ihre Tausende von Anhängern und die Menge von schwachen Leuten bewaffnet, die sich allein vom gegenwärtigen Augenblick fortreißen lassen. Diese sowohl als jene hätten bald nach der strafbaren Auflehnung gegen die gesetzmäßige Autorität, eben die Energie gezeigt, um auch die geringste Spur von derselben zu verwischen. Der Faden der brennbaren Materien schlängelte sich überall hin, und in diesem ersten Augenblick von Unschlüssigkeit, von Schrecken, von Hülfslosigkeit und von erstarrenden Anstaunen, hätte die Feuersbrunst überall um sich gegriffen.

Die göttliche Vorsehung hat es nicht so beschlossen, denn vergebens würde man anderswo die Ursachen von den Begebenheiten suchen, die

auf

auf eine so unerhörte Weise alle Berechnungen der menschlichen Klugheit Lügen gestraft haben. Weg mit den Leuten, die ungebildet von der Erfahrung, die ohne Lehren aus der Schule des Unglücks uns jene großen sinnlosen Worte entgegen rufen: unbestechliche Treue der Truppen; natürliche Güte der Völker; Anhänglichkeit an den Fürsten u. s. w. Der glückliche Verbrecher fand immer Anhänger und Proselyten. Gab es wohl vor dieser schrecklichen Epoche treuere Truppen, bey denen die Triebfeder der Ehre mächtiger gewesen wäre? und doch haben sie sich, fast ohne den geringsten Anstand zu nehmen, zu den Fahnen der Empörung geschlagen. Gab es ein sanfteres, gefühlvolleres, gastfreundschaftlicheres Volk, ein Volk, das alle gesellige Tugenden in einem höhern Grade besessen hätte? und doch ist es jetzt ein Volk von Kannibalen, von Menschenfressern, die nach Blut dürsten, und die durch die Ströme, welche sie von demselben vergießen, nur ihren brennenden Durst mehr aufzureitzen scheinen. Endlich weisen uns die Jahrbücher der Geschichte eine Nation auf, die sich mehr ausgezeichnet hätte durch eine Art von Abgötterey gegen ihre Könige, die davon rührendere und vielfältigere Beweise an den Tag geleget? und doch ist der gerechteste der Fürsten, der beste und der rechtschaf-

fenste der Menschen, der mit Ludwig's des Heiligen Frömmigkeit, Heinrichs IV. zärtliche Vaterliebe verband, der gute Ludwig XVI. ist auf dem Schaffot umgekommen! Seine letzten Worte an sein Volk waren Worte des Seegens und der Liebe, und doch hallet die Luft von tobendem Freudengeschrey, in dem Augenblick, wo das unglückselige Eisen den Lauf eines so schönen Lebens beschließet. Ganz Frankreich bewaffnet sich, um die Henker zu beschützen. Ein Jahr darauf kommen sie wieder auf den Richtplatz, um dem Andenken ihres erhabenen Schlachtopfers zu fluchen, und die Jahresfeyer dieses abscheulichen Meuchelmordes wird im ganzen Reiche begangen, mit öffentlichen Lustbarkeiten und mit patriotischen Hymnen.

So viele und so schreckliche Beyspiele haben aber nur einen flüchtigen Eindruck gemacht, und das selbst auf die Thronen. Fast scheinet es, als hätte ein Geist der Verblindung die Opfer sicher gemacht, indeß ein Schwindelgeist die Henker rege hält. Eine übernatürliche und unwiderstehliche Kraft scheint die einen mit dem Schwerdte bewaffnet zu haben, indeß sie die andern mit mächtigen Schritten in ihr unvermeidliches Verderben hinreißet. Man rechnet auf Verträge, auf vollkommene Neutralität . . . als wenn sich mit dem Tiger Verträge denken ließen, als wenn es hinläng-

länglich wäre, ihn nicht zu reitzen, um nichts von seiner Wuth befürchten zu dürfen; man tröstet sich mit der Entfernung . . . als wenn das Donnerwetter nicht in kurzer Zeit seine Verwüstungen ausbreiten könnte, als wenn alle diejenigen, die eine elektrisirte Kette halten, nicht in dem nehmlichen Augenblick die nehmliche Erschütterung fühlten! Man scheint mit einer Revolution zu spielen, die uns drohet, alles umzuwerfen, alles zu verschlingen, die uns dieses Project nicht mehr verbirgt, und *alle* Tage neue Mittel findet, es in Erfüllung zu bringen. Man sieht alles mit verkleinernden Augen, man macht nur eingeschränkte und egoistische Berechnungen, indeß die verzehrende Flammen aus allen Theilen des großen Gebäudes der Gesellschaft hervorbrechen, und es gewiß nicht zu viel ist, wenn alle Kräfte angestrengt werden, um sich ihrem drohenden Umhergreifen zu widersetzen. Indeß alles auffordert, gerecht zu seyn im Innern und schrecklich nach außen hin, gebraucht man nur Halbmittel gegen den gemeinschaftlichen Feind, und bedient sich der übrigen Wirksamkeit seiner Macht, um sich neue zuzuziehen.

Bey einer so sonderbaren Lage der Sachen ist es jedem Freunde der Ordnung erlaubt, ja es ist ihm Pflicht, seine Stimme zu erheben; wenn eine heftige Feuersbrunst ausbricht, ist jeder be-

fugt, ihrem Umhergreifen Einhalt zu thun. Laßt uns den Augenblick benutzen, wo es noch Zeit ist. Man verhcele sich also nicht mehr die Kräfte der Königsmörder; ein großer Theil unserer Drangsale kommt daher, weil wir diese zu sehr verkannt oder zu sehr verachtet haben: Nur auf ihre Grundsätze falle alle unsre Verachtung. Ich will von den einfachsten und unwiderlegbarsten Prinzipen ausgehen. Ein weites Reich, welches die Natur mit allen ihren Wohlthaten überhäuft zu haben scheint, welches mit festen Plätzen versehen ist, an denen die Kunst alle ihre Kräfte erschöpfte; ein zahlreiches und von Natur kriegerisches Volk, dessen brennende Thätigkeit immer den meisten Vortheilen seiner Feinde die Wage halten wird, welches sich von den andern Völkern durch eine wüthende Hitze unterscheidet, der man nur selten mit Glück widerstand; zahlreiche und wohlversehene Zeughäuser, unübersehbare Industrie und Wohlfarhtsmittel, durch die es immer in kurzem fast jeden Verlust wieder ersetzen kann; ein sehr geschicktes Ingenieurkorps, die zahlreichste und gewiß auch beste Artillerie von Europa. — Dieß ist eine treue Schilderung der Kräfte und der Hülfsmittel von Frankreich in gewöhnlichen Zeitläuften.

Zu so vielen Vortheilen müssen wir nun auch diejenigen rechnen, die es offenbar aus dem Zu-

stande seiner jetzigen Crisis schöpft. Die Zernichtung des Handels und der Schiffarth, der Künste, die dem Luxus fröhnen, der mannigfaltigen Handwerke und Manufakturen hat anfänglich diejenigen aufgebracht, für welche alle diese Fächer Erwerbsmittel waren. In diesem ersten Augenblicke von Auflösung und Tyranney, hätten die fremden Mächte auf jene große Anzahl von Misvergnügten Rechnung machen können. Aber jetzt, da sie abgeschreckt sind durch strenge Beyspiele, da sie sich von der Gefahr und von der Unnützlichkeit ihres Gegenstrebens überzeugt haben, jetzt, da man sie durch allerhand Vorspiegelungen irre geführt hat, und sie von der Nothwendigkeit, ihr Leben zu erhalten, fortgerissen werden, jetzt sind sie in den Sold ihrer Henker getreten, jetzt lassen sie sich zu Werkzeugen von ihrer Rache gebrauchen. Fast alle haben sich zu den Legionen von Söldnern geschlagen, die entweder in Paris und in den Provinzen durch alle Arten von Gewaltthätigkeiten Schrecken verbreiten müssen, oder zu den Horden an den Grenzen, die jenen alten Normännern gleichen, welche weit ausgingen, um Verwüstungen anzurichten und den Tod zu suchen, weil ihr eigenes Land ihnen nicht genug Nahrung reichte. Anfänglich waren sie nur von dem Hunger angetrieben worden; aber bald, nachdem sie sich zu den weggeworfensten Leuten

gesellt hatten, wurden sie selbst ein Muster von Verderbtheit, und jetzt können sie nicht mehr zu einem friedlichen und arbeitsamen Leben zurückkehren; denn man muß wohl bemerken, daß das Kriegsleben, so mühselig es auch ist, so viel Thätigkeit es auch erfordert, doch nur unnütze oder wohl gar für die Gesellschaft gefährliche Männer bildet. So haben also nach und nach der Müssiggang und die Hungersnoth Frankreich mit Bösewichtern angefüllt, so hat sich dieses weite Reich in ein Lager verwandelt, das mit Bajonetten gespickt ist, so haben die Gießereyen und Waffenmanufakturen eine außerordentliche Thätigkeit gewonnen, so haben zahlreiche Armeen die Grenzen besetzt, so sind neue, wie hervorgezaubert, entstanden, überall, wo ein unvorheryesehener Vorfall welche nothwendig gemacht hat. Davon haben uns nur zu viel Gelegenheiten überzeugt. Man denke nur an die Vendee, an Lyon, Marseille, Bourdeaux, Toulon u. s. w.

Diese Pflanzschule von Menschen, wo jede Lücke gleich durch eine neue Generation ausgefüllet wird, die mitten im Waffengetümmel erzogen ist, kennt keine andre Existenz mehr als den Krieg. Belehrt von ihren Unglücksfällen, die immer der Verrätherey zugeschrieben, und mit dem Kopfe der Heerführer gebüßt werden; aufgemuntert durch ihr bald mehr bald weniger glänzendes

Glück

Glück gegen alle ihre Feinde; angereizt von der Raubsucht und den niederträchtigsten, empörendsten Einblasungen; trunken von einem Fanatismus, der die friedfertigsten Nationen zu den scheuslichsten Gräueln verleitete, der bey den unkriegerischten Völkern so zahlreiche Züge von Heroismus hervorbrachte; angeführet von Chefs, denen keine andere Alternative übrig bleibt, als das Schaffot oder der Sieg, und die diesen schrecklichen Sieg nicht anders davon tragen können, als durch den gänzlichen Umsturz der Thronen; zu sehr strafbar, zu sehr ungebunden und verderbt, um nicht mit Entsetzen der Wiederkehr der Ordnung entgegen zu sehen; immer in der schmeichelnden Hoffnung eingewiegt, bald bereichert mit den Schätzen ihrer Schlachtopfer, im Schooße des Ueberflusses und des Friedens, eine neue Laufbahn antreten zu können. — — Alles läßt voraussehen, daß die französischen Rebellen nicht aufhören werden, mit dem Muthe der alten Franken, eine Wildheit zu verbinden, die ihnen bis jetzt unbekannt war, eine schreckbare Beständigkeit, die sich gar nicht mit der Hitze und der Leichtigkeit ihres Temperaments zu vertragen schien.

Sollte man sich im Jahre 1794 noch mit der Menge von müssigen Schwätzern und unwissenden Politikern beruhigen wollen, die uns, so

wie

wie in den ersten sechs Monathen der Revolution noch immer zurufen, daß eine gewaltsame Operation nicht von Bestand seyn könne, und daß also die außerordentliche Anstrengung Frankreichs eine baldige Erschlaffung voraussehen lasse? Aber es ist ja nur zu klar, daß dieser allgemein gültige Grundsatz auf die gegenwärtigen Umstände ganz unanwendbar ist. Wer wird sich schmeicheln, daß die Wirkung aufhören könne, so lange noch die wirkenden Kräfte alle Tage einen neuen Grad von Energie erlangen? Verlischt das Feuer, dieß Bild der Thätigkeit, wenn man demselben ohne Aufhören Nahrung giebt? Der Vesuv, der vor mehr als 1800 Jahren Herkulanum und Pompeja unter Strömen von Lava vergrub, richtet der nicht noch alle Tage neue Verwüstungen an? Woher soll euch also diese verzehrende Thätigkeit, die eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Crisis ist, und die durch alle mögliche Mittel unterhalten wird, das baldige Ende eurer Drangsale versprechen? Freylich ist es eine brennende Fieberhitze, auf die eine tödtliche Ohnmacht folgen wird; aber wonach berechnet ihr denn die Dauer des Anfalls? Freylich wird das monströse Gebäude der französischen Revolution am Ende einstürzen, weil es auf Staubsand gebauet ist, und alle seine Theile ohne Ordnung hingeworfen, kein zusammenhängendes Ganzes ausmachen;

aber

aber vielleicht ist schon ein großer Theil der gegenwärtigen Generation ausgestorben, vielleicht herrscht schon eine allgemeine Trauer über Europa, ehe die Epoche kommt, die man uns mit einer so lächerlich prophetischen Zuversicht als so nahe ankündigen will.

Jetzt kommen wir auf ihre Finanzen, auf diese mächtige Triebfeder der Regierungen, die am Ende immer den Sieg giebt. Aller Wahn verschwinde, wenn wir auch in dieser Rücksicht bey ihnen Hülfsmittel finden, wodurch sie diesen Koloß von Macht aufrecht halten können.

Durch die Einziehung der Krongüter, der Ländereyen der Geistlichkeit und des Adels, haben die Bösewichter, die jetzt in Frankreich das Staatsruder führen, zwey Drittheile von dem Territorio dieses schönen Reichs und eine Masse kostbarer Effekten von unermeßlichem Werthe an sich gebracht. Schon seit langer Zeit schwellen sie diesen Strom von geraubten Schätzen mit den Gütern der zahllosen Schlachtopfer an, die sie hinrichten, und sie dürfen nur noch kurze Zeit alle Eigenthümer mit dieser Wuth verfolgen, so werden sie alles Eigenthum besitzen. Ganz Frankreich wird dann ein Raub des triumphirenden Verbrechens seyn. Dieß wird mit seinen blutbetrieften Händen alle Reichthümer und alle Erwerbsmittel in sich vereiniget haben.

Die

Die Kosten für alle Gegenstände, welche man im Innern anschaffen kann, werden mit einer ungeheuern Masse von Assignaten bestritten, die unaufhörlich creirt werden, und deren Gültigkeit man aus Furcht in dem ganzen Reiche ohne Widerrede und ohne Schwierigkeiten anerkennt; das heißt mit andern Worten, die Besoldung der Truppen, ihre Verproviantirung, ihre Bewaffnung, ihre Märsche u. s. w., kurz alles das, was die Kräfte der fremden Mächte erschöpft, kostet dem Convente nichts, seitdem er die Papiermanufakturen in Münzhäuser verwandelt und Frankreich so in das Joch geschmiegt hat, daß er ohne Schonung und ohne Furcht alles zu unternehmen wagen darf. Auf diese Art giebt man jetzt in sechs Wochen mehr aus, als jene so verschriene Regierung, selbst zu den verschwenderischten Zeiten, in dem ganzen Verlaufe eines Jahres ausgab. Und doch ist bey dieser ungeheuern Vergeudung an keine Erschöpfung zu denken; denn die Erschöpfung folgt ja nur aus dem Unverhältnisse zwischen den Bedürfnissen und den Hülfsmitteln: hier aber finden sich ja, wie durch einen Zauber, mit jedem neuen Bedürfnisse, auch neue Hülfsmittel.

Freylich giebt es gewisse Ausgaben, die nothwendig klingende Münze erfordern; allein haben alle Fürsten zusammengenommen so viel als der

Convent sich verschaft hat, theils durch die Plünderung aller Kirchen und der Kronschätze, theils durch das baare Geld, welches man bey der Menge von Leuten gefunden, die bloß wegen ihrer Reichthümer als verdächtig eingekerkert oder hingerichtet worden sind! Wie hat man nicht die reichen Städte Lyon und Marseille ausgeplündert, wie hat man nicht überall Gold und Silber zusammengescharrt? Mit diesem baaren Gelde unterhält der Nationalconvent in allen Ländern Emissarien, und bekommt von den neutralen Mächten, *ja* selbst von seinen Feinden das Getreide und andre Lebensmittel, die ganz unentbehrlich sind. Denn ich bin weit entfernt, mir mit manchen Leuten einzubilden, daß die meisten Schiffsladungen, welche beständig in Frankreich ankommen, lauter freywillige Geschenke seyen, die ihnen ihre würdige Mitbrüder, die fremde Patrioten überschicken. Ich habe zu viel Gelegenheit gehabt, diese Leute kennen zu lernen; ich kann versichern, daß der Eigennutz ihre erste Triebfeder ist, ja daß dieser sie noch mehr antreibt, als die Sucht, Böses zu thun. Die Franzosen haben von diesen Leuten nichts zu erwarten, als blutdürstige Wünsche und finstere Complotte, bis daß sie einst, wenn die Epoche der großen Verbrechen kommt, ihre Rachsucht ungestraft werden befriedigen können. Wie niederschlagend ist es,

sich alle Tage mehr überzeugen zu müssen, daß die meisten Menschen so grausam verwildert werden können, wenn sie nur Gelegenheit haben, sich ihrem Hange zum Bösen zu überlassen! — Doch, ich komme wieder auf die Berechnung der Hülfsquellen der gegenwärtigen französischen Regierung.

Leiden die Armeen an etwas Mangel, wird die Lieferung gewisser Artikel, als von Schuhen oder Hemden aufgehalten, so werden diese Objecte in der ganzen Gegend in Requisitionsstand gesetzt. Augenblicklich beeifert sich ein jeder, sich zu entblößen, und der bestdenkende Mann, der gerade dadurch den Pfeilen der Bosheit am meisten ausgesetzt ist, wird sich durch die Größe seiner sogenannten patriotischen Geschenke auszeichnen, und noch glücklich zu preisen seyn, wenn er mit solchen Aufopferungen sein Leben rettet. Was von den geringsten Sachen, z. B. von dem Charpie und der alten Leinwand zum Verbande der Blessirten gilt, das gilt auch überhaupt von allen andern Gegenständen ohne Ausnahme. Pferde und Menschen werden auf das schleunigste herbeygeführt, Feldstücke und ganze Armeen mit Extrapost fortgefahren. Die Unterschrift des ersten besten Bösewichts, dem der Nationalconvent Vollmacht gegeben hat, zaubert so zu sagen in zweymal vier und zwanzig Stunden alles das herbey,

was

was sich die Fürsten nur in mehrern Monaten und mit Aufopferung ihrer Schätze verschaffen können.

Ich könnte noch mehr solche Vergleichungen anstellen, welche alle bis zur Evidenz beweisen würden, daß die Franzosen gegen ihre Feinde eine Menge von Vortheilen vereinigen, die nothwendig aus der Crisis folgen, in welcher sie sich gegenwärtig befinden. Denn welcher Fürst, er sey auch noch so despotisch, dürfte nur einen Augenblick so verfahren, wie die vermeintlichen Reformatoren von Frankreich es schon seit vier Jahren thun? Ein leichter Impost, den die Umstände dringend fordern, um das Eigenthum zu beschützen und die Contribuirenden zu erhalten, ein solcher Impost giebt Anlaß zu tausend Klagen und unaufhörlichem Widerreden, indeß man in Frankreich über alles nach Willkühr schaltet, indeß hier das geringste Murren das Todesurtheil über den Unglücklichen bringt, den man beraubt, um ihn desto besser unterdrücken zu können.

Nun noch eine Betrachtung, die um so wichtiger ist, da man ihr gar nichts entgegen setzen kann. Die Königsmörder kämpfen in ihrem eigenen Lande; sie sind von Festungen umgeben, die ihnen ihre Angriffe erleichtern, ihre Rückzüge decken, und wo ihre Armeen sich erholen können; sie wissen, daß es ihnen leicht wird, fast jeden

Verlust wieder zu ersetzen. Die Alliirten hingegen sind in einem feindlichen Lande, von Uebelwollenden und Spionen umgeben; Ihr Gebiet, das von allen Seiten offen ist, wird nur von den Plätzen beschützt, die sie erobern, ihren Schaden können sie nur sehr langsam mit vielen Schwierigkeiten und außerordentlichen Kosten wieder gut machen; sie müssen, um ihren Zweck zu erreichen, anhaltende, glänzende und ununterbrochne Vortheile davon tragen, und wenn sich der Sieg nur einen einzigen Tag ganz für die rasenden Wüthriche erklärte, die so viel stärker an der Zahl sind, so wäre alles unwiederbringlich verlohren.

Was folget also aus so vielen traurigen und unwiderlegbaren Wahrheiten? Ganz das Gegentheil von dem, was euch so viel Uebelgesinnte, die euch von allen Seiten umgeben, einblasen, denn eine gesunde Politik will ja ohnehin, daß man immer einen andern Weg einschlage als den, auf welchen der Feind hinweiset. Sie rathen zu einem unmöglichen Frieden; führet den hartnäckigsten Krieg, denn nur mit einem großmüthigen Feinde darf man in Unterhandlung treten. Was würde man wohl von friedfertigen Seefahrern sagen, welche nach vielen Neckereyen, Beschimpfungen und Drohungen endlich ihre Kräfte gegen einen Seeräuber vereinigt hätten, von wel-

welchem sie nichts als Tod oder Sklaverey erwarten können, wenn sie bald nachher selbst nachgäben und mit einem Freybeuter unterhandeln wollten, bloß weil sie mehr Widerstand gefunden als sie geglaubt hatten, wenn sie sich's nicht einmal traumen ließen, daß bloß Mangel an Einverständniß und Zusammenhang in den Maßregeln sie um ihre Vortheile gebracht hat, da sie mit nur etwas Beharrlichkeit und gehörig angewendeten Mitteln die Gewässer auf immer von dieser verheerenden Geißel hätten befreyen und sich in Sicherheit stellen können.

Ich denke mir ein Schiff, das eine Menge Passagiere aus allen Staaten, aus allen Nationen am Bord hat; Privathaß, Unterschied der Sprachen, alles vereinigt sich, sie gegen einander fremd, ja vielleicht gar zu Feinden zu machen. Jetzt wird das Schiff leck und lange Zeit bleiben sie unbesorgt. Endlich fängt man an, die Gefahr einzusehen; einige machen sich an's Pumpen, indeß die andern, um ihren bösen Willen zu beschönigen, entweder ihre Schwachheit oder ihre persönliche Sicherheit, bey dem allgemeinen Schrecken, zum Vorwand nehmen. Nun steigt die Gefahr aufs höchste; der Augenblick des Wahns ist vorüber, das Bild des Todes steht einem Jeden vor Augen, in dem Moment verschwindet aller Privathaß, ja fast der Unter-

schied der Sprachen, man versteht sich; jeder spannt seine Kräfte an, um auf den nämlichen Zweck hinzuarbeiten, der Anblick der nahen Küste giebt allen ein neues Feuer, und bald ankert das Schiff in dem Hafen. — — Die Anwendung ist leicht zu machen, sie liegt nicht tief verborgen — indeß muß die Wahrheit aufgedeckt werden, und ganz nackt hervorgehen. Europa ist dieses Schiff, welches mit dem nahen Untergange bedrohet wird; diese lange und verderbliche Gleichgültigkeit haben alle Fürsten lange Zeit gezeigt. Selbst jetzt noch, da einige unter ihnen sich für die Wohlfahrt aller erschöpfen, sieht man andere, die ihnen nicht beystehen wollen — ja die ihnen vielleicht Hindernisse in den Weg legen. Wollte Gott, daß meine Allegorie nicht bloß bis auf diesen Punkt anwendbar wäre, und daß die dringendere Gefahr ihnen endlich die Augen öffnete, während daß es noch Zeit ist. Ich zweifle nicht an dem guten Erfolg, wenn sie ihre Kräfte vereint anstrengen; Paris muß das Ziel seyn, auf welches sie losgehen; aber sie müssen auch wohl überlegen, daß der Feldzug von 1794 unwiderruflich ihr Schicksal entscheiden wird.

Diese Uebereinstimmung, diese schätzbare Harmonie müssen gewiß der vorzüglichste Gegenstand unsrer heißesten Wünsche seyn. Aber wenn je der glückliche Zeitpunkt kommt, wo aller Wille

und

und alle Anstrengungen auf einen Zweck hinarbeiten werden, so müssen wir auch nicht vergessen, die Lehren zu benutzen, die uns die Erfahrung giebt und gegen einen Feind, der alles umgewälzt hat, eine ganz neue Taktik gebrauchen. Es ist erwiesen, daß man sich über die Art, wie man seine Kräfte in dem Feldzuge von 1793 anwendete, viel Vorwürfe zu machen hat. Ich mag nicht die Campagne von 1792 in Erinnerung bringen, sehe mit Ehrfurcht auf den undurchdringlichen Schleier, der über jene Operationen gezogen ist, und wende meinen Blick von den unerhörten Drangsalen weg, welche dieselben zur Folge hatten, um mit Vergnügen bey der Epoche zu verweilen, wo die östreichischen Waffen mit so vielem Ruhme gekrönt wurden.

Breda war eingenommen; die wichtige Festung Mastricht wurde heftig beschossen und sah ihrer Zerstörung entgegen; Holland konnte in Kurzem erobert werden, und so hätte das Verbrechen einen entscheidenden, immerwährenden Triumph davon getragen. Das Ungewitter konnte nur durch eine Art von Wunder zertheilt werden. Es war kein Augenblick zu verliehren. Der Prinz von Koburg entschloß sich, dieses Wunder zu bewirken, ob er gleich noch ansehnliche Verstärkungen erwartete, und troz der strengen Jahreszeit und seiner so schwachen Armee. Dieser

ser heroische Entschluß ward mit einem Erfolge gekrönt, von dem die Jahrbücher der Geschichte noch kein Beyspiel aufzuweisen haben. Erschrocken, zerstreut, zerfetzt, ließen die Königsmörder überall ihre Magazine und Artillerie in Stich, und flohen in der größten Unordnung vor einer kleinen Armee und in dem nämlichen Lande, welches sie nur mit allen ihren vereinigten Kräften hatten erobern können, zu einer Zeit, wo ihnen dasselbe doch nur durch ein Korps von nicht mehr als funfzehn tausend Mann war streitig gemacht worden. Auf die Stimme des unerschrockenen Dumourier sammelten sie sich wieder bey Neerwinden, aber nur um dem Triumphe ihrer Ueberwinder einen neuen Glanz zu geben. Die Menge, die Erbitterung, die Hitze, alles mußte vór der nie genug gepriesenen Unerschrockenheit der braven Oestreicher und vor der Geschicklichkeit ihrer würdigen Feldherren weichen. Nie hatte man von so schnellen, von so glänzenden Siegen gehört. Jeder Tag, jede Stunde wurde mit neuen Lorbeeren gekrönt. Man kann diesen Triumphzug nur mit den erzürnten Fluthen des Ozeans vergleichen, die alles auf ihrem Wege umstürzen und alle Unreinigkeiten, die seinen Grund anfüllten, weit auf die Küsten hinwälzen.

Zu welchen frohen Ahndungen schienen diese so glücklich ausgeführte Streiche nicht zu berechtigen?

tigen? Fast um eben die Zeit fiel auch Dumourier, ein Mann, der weniger gefährlich ist, wegen seiner seltenen Talente, als wegen seiner eingewurzelten Boßheit. Der gewaltsame Schritt, den er sich gegen Bournonwille und die vier Deputirten erlaubte, die ihm die Befehle der Conventshorde überbrachten, der Einfluß, den er auf die Truppen hatte, die fast bereit waren, mit ihm den Marsch nach Paris anzutreten, alles schien anzukündigen, daß die letzte Stunde des Verbrechens gekommen wäre. Eine Menge von kindischen Inconsequenzen, die man sich kaum erklären kann, selbst wenn man auch weiß, daß die Ratze in ihrer Wuth blind ist, und der Stolz trunken macht, waren schuld, daß der große Plan gänzlich scheiterte, nach welchem man den Zepter des Convents in einem Augenblicke hätte zerbrechen können. Indessen mußte doch alles vorhergegangene eine gänzliche Desorganisation, eine Bestürzung hervorbringen, von welcher man sich die größten Vortheile versprechen konnte. Der kluge und unpartheiische Beobachter sahe mit schmerzhaften Erstaunen der Unthätigkeit der Alliirten zu, indeß Dampierre mit dem größten Eifer die zerstreueten Truppen sammelte, und sich bereit machte, die Sieger bald wieder anzugreifen.

Durchdrungen von Ehrfurcht für die Absichten und die Talente der östreichischen Feldherren,

 glaube

glaube ich gewiß, daß sie wichtige Ursachen hatten, nicht anders zu verfahren; vielleicht haben sie Verstärkungen an Truppen und Artillerie erwarten wollen, um nachgehends desto gewisser größere Streiche ausführen zu können. Aber bedachten sie nicht, daß sie gegen Franzosen fochten, und daß die fehlende Mannschaft schon dadurch wäre ersetzt worden, wenn man den Augenblick benutzt hätte, wo der Name der Oestreicher ein allgemeines Schrecken verbreitet hatte? Seitdem sind alle ihre Unternehmungen mit Sieg gekrönt worden, aber niemals hat man das Ansehen gehabt, die Vortheile benutzen zu wollen. Auf jeden großen Streich folgte immer eine lange Unthätigkeit, wodurch fast alle Früchte desselben verlohren giengen. Die erschrockene Gemüther haben immer Zeit gehabt, sich wieder zu beruhigen, und doch hätte eben dieses wohlthätige Schrecken (daß ich mich hier eines Ausdrucks bediene, den die Henker auf ihre Schlachtopfer anwenden), beständig an der Tagesordnung seyn sollen. Eben durch dieses Schrecken ist die Revolution gemacht und unterhalten worden, und wenn es nicht auch aufgebothen wird, um ihr monströses Gebäude einzustürzen, so steht zu befürchten, daß alle Anstrengungen der Kriegführenden Mächte nur die Drangsale der Menschheit vermehren werden.

Man hat gesehen, was dieses Schrecken that, als man nach der berühmten Belagerung von Valenziennes, (die so lange aufgeschoben, dann während einiger Zeit mit so wenigem Eifer fortgesetzt, und endlich wie alle Operationen, von solcher tödtlichen Unthätigkeit begleitet worden war), sich mit einmal vor dem Cäsars-Lager zeigte. Mit welchem Vergnügen man auf diese glänzende Epoche zurückgehet, wo nichts die Conventsarmee beruhigen konnte, weder eine Position, welche die Natur unbezwingbar gemacht zu haben scheint, noch die ungeheuern Werke, an welchen die Kunst sich neuerdings erschöpft hatte, oder die fürchterliche Artillerie, mit welcher die zahlreiche Redouten besetzt waren. Das Schrecken ging vor den Waffen der Alliirten her, die bis dahin immer siegreich gewesen waren; ihre Unerschrockenheit, geleitet von einer geschickten Taktik, hatte alle Schwierigkeiten überwunden. Alle Herzen der Königsmörder werden von Angstgefühl ergriffen; eine neue Schlacht wagen, scheint ihnen allen, sich einer neuen Niederlage aussetzen, und bald sieht man, wie sie ohne Schwerdstreich, auf das bloße Anrücken des Feindes, ein Lager verlassen, das, ihrer Aussage nach, zwanzig tausend Aerme in Stand gesetzt hatten, allen Angriffen des Feindes glücklich zu widerstehen, das man noch vor Kurzem dem Nationalconvent als

 die

die Vormauer von Frankreich vorgestellt hatte, und man fast durchgängig als die größte Hinderniß ansah, die sich dem Wege nach Paris entgegen setzte. Welcher kostbare Augenblick, um entscheidende und glückliche Coups auszuführen, wenn man entweder die fliehende Armee Schritt vor Schritt verfolgt, oder die Uebergabe der Plätze befördert hätte, wo dieser unerwartete Rückzug den Muth niedergeschlagen hatte, und die nun sich selbst überlassen waren! Welche schöne Aussicht in den Verfolg des Feldzuges? Der Major von Aspen erhält Ordre, Cambrai aufzufordern; überall hört er in dieser Stadt, daß die Einwohner sich ergeben wollen; daß fast keine Garnison drinnen ist, und daß man sich derselben widersetzen wird, weil man sich nicht dem Schicksale von Valenciennes Preiß geben will; daß es dem Orte fast gänzlich an Vertheidigungsmitteln fehlt, und seine Wälle nur mit sehr wenigem Geschütz besetzt sind.

Indessen gab der Kommendant eine Antwort, wie man sie gewöhnlich in solchen Fällen erhält, wenn man nicht etwa schon im Voraus von seinen Gesinnungen Kundschaft hat; er schwöret, daß er sich aufs hartnäckigste vertheidigen werde. Einige glühende Kugeln und zwey hundert Bomben hätten leicht über diesen angedroheten, aber unmöglich zu leistenden Widerstand gesiegt und dieser wichtige Platz wäre

gefallen.

gefallen. Jetzt aber würde man unter seinen Mauern eine kostbare Zeit und ungeheuere Munition aufopfern müßen, es würde nöthig seyn, drey Parallelen zu ziehen, in den Laufgräben viele Menschen aufzuopfern, eine zahlreiche Armee müßte die Belagerung decken und glänzende Siege erfechten, damit sie fortgesetzt werden könnte. Wenn es ausgemacht ist, daß eine versäumte Gelegenheit nicht wieder kommt, so findet dieß besonders im Kriege statt.

Man nahm keine Rücksicht auf den Zustand, in welchem sich die Stadt und die Conventsarmee befanden, und die Weigerung des Kommendanten war das Zeichen zum Rückgange der Operationen. Ein feindseliger Genius scheint über Frankreich zu schweben, und es mit schnellen Schritten seinem Untergange näher zu bringen. Die Alliirten beschloßen nun ihre Macht zu theilen, um Dünkirchen und Quesnoi mit Ernst angreifen zu können; und von dieser Epoche an wurden sie vom Unglücke verfolgt.

Der Herzog von York brach, an der Spitze einer Armee von vierzig tausend Mann guter Truppen, nach Dünkirchen auf. Die Schnelligkeit seines Marsches, seine Ankunft unter den Mauern dieser Stadt, da er doch noch kein Belagerungsgeschütz hatte, und von dem Admiral Macbride, der die Stadt von der Seeseite ängstigen

stigen sollte, noch nicht unterstützt werden konnte; die heroische, aber vielleicht zu weit getriebene Unerschrockenheit, mit welcher man die Flüchtlinge bis auf das Glacis der Festung verfolgte; die Entweichung des irrländischen Kommendanten, der nach England gieng, alles beweiset, daß man Einverständnisse hatte, und auf dieselben so sehr bauete, daß man auch die gewöhnlichsten Regeln der Klugheit aus den Augen setzte. Hätte man sich nur mit einigen Belagerungsstücken versehen, und den Admiral Macbride von dem schnellen Marsche Nachricht gegeben, um im Fall die Unterhandlungen fehl schlügen, Gewalt brauchen zu können, so wäre ein Platz wie Dünkirchen vermuthlich gefallen, noch ehe ihm Hülfe zugekommen wäre. Vielleicht hätte es gar schon hingereicht, die Macht da zu haben, um keinen Gebrauch von derselben zu machen; denn das beste Mittel, sich Einverständnisse zu verschaffen, und aus denselben Nutzen zu ziehen, ist wohl dieses, wenn man sich immer im Stande befindet, dieselben entbehren zu können.

Man sahe nun, daß man nicht mehr auf Einverständnisse rechnen könnte, die man vorher unglücklicher Weise für zu gewiß gehalten hatte. Da fing man an, die gewöhnlichen Mittel zu ergreifen, und erwartete in einer Art von gezwungener Unthätigkeit die Ankunft des Belagerungs-

geschützes.

geschützes. Einige Canonierchaluppen und zwey oder drey bewaffnete Fahrzeuge erneuerten während der Zeit unaufhörlich ihre Verwüstungen in dem Lager der Alliirten und richteten ungestraft die östreichische Cavallerie zu Grunde. Die Garnison, die nun auch die drohenden Ausdrücke der Aufforderung beßer würdigen konnte, die es sahe, daß man sich nicht einmal anschickte, die Stadt einzuschließen, die mit jedem Augenblick über Gravelines, Vertheidigungsmittel von jeder Art erhielt, und gewiß war, daß man den Ort bald entsetzen würde, machte wiederholte Ausfälle, und war mehr als jemals abgeneigt, an eine Capitulation zu denken.

Eben diese Conventshorden, welche die unbezwingbarsten Posten verlassen hatten, da die imponirende Masse der Alliirten nur noch im Anzuge war, eben diese Horden hielten sich auch schon bereit, offensiv zu agiren, so bald sie nur sahen, daß die Alliirten sich trennten, und versprachen sich zum Voraus einen glücklichen Erfolg, da sie fast ihre ganze Macht gegen eine Armee von vierzig tausend Mann zusammenzogen, die sich überdieß noch in ein Belagerungs- und in ein Observationskorps theilen, und eine Garnison in Respect halten mußte, welche man mit jedem Augenblick verstärken, deren Unternehmungen man beständig unterstützen konnte. Das Lager bey

Cassel

Cassel ward zum Sammelplatz der Königsmörder bestimmt. Nach und nach kamen sie daselbst in kleinen Korps an, ohne daß man gesucht hätte, sich dem Marsche eines einzigen Bataillons zu widersetzen, oder sie auf andern Seiten zu beunruhigen und eine Diversion zu machen. Endlich, nachdem sie ihre Macht ganz mit Muse gesammelt (denn der Platz ward ja nicht einen Augenblick eingeschlossen), nachdem sie ihren Plan wohl überlegt hatten, und der Mittel zur Ausführung desselben gewiß waren, verbreiteten sie sich wie ein Strom in der Ebene. Nun diente der muthige Widerstand der Alliirten nur dazu, das Blutbad zu verlängern, ihre Niederlage um einige Augenblicke aufzuhalten, und die Personen des commandirenden Generals und eines Sohnes des Königs von England den größen Gefahren auszusetzen, denn beide waren blessirt, und nahe dabey, gefangen zu werden. Man weiß, wie ungeheuer viel sie an Menschen, an Kanonen und Magazinen verlohren; man erinnert sich der schrecklichen Niederlage der Holländer zu Meenen und Werwick, die eine unmittelbare Folge von dieser Aktion war. Nichts desto weniger mußte der General Houchard, der einen so glänzenden Sieg erfochten hatte, bald darauf seinen Kopf auf dem Schaffot hergeben, und vielleicht ist er von allen Feldherren, die auf der Guillotine starben,

ben, der Einzige, dessen Hinrichtung man nicht als einen Meuchelmord betrachten könne, denn es liegt am Tage, daß sein Sieg für die Alliirten noch weit schlimmere Folgen hätte nach sich ziehen müssen.

Die Tapferkeit der östreichischen Armee und die Geschicklichkeit ihrer Chefs hemmten bald wieder die Fortschritte der Königsmörder, die in ihr Gebiet zurück gedrängt wurden. Allein der ungeheuere Verlust, den die Alliirten an so vielen Sachen erlitten hatten, die Feindseligkeiten, die aus dem Allen entstanden, der Aufschub der Belagerung von Maubeuge, da es doch schon so spät im Jahre war, und der gefährliche Eindruck, den so viele und so glänzende Vortheile auf die Gemüther machen mußten, konnte das alles wohl wieder gut gemacht werden? Bisher hatten die Patrioten gegen die Alliirten gefochten, ob sie gleich von einer unglücklichen Erfahrung belehrt, dieselben für unüberwindlich hätten halten sollen, aber der Sieg bey Dünkirchen füllte sie mit eben dem Selbstvertrauen und den Hoffnungen an, von welchen die Wilden in Amerika beseelt wurden, als sie zum erstenmal unter ihren Streichen die Europäer fallen sahen, die sie so lange für Wesen von einer höhern Ordnung gehalten hatten. Sie glaubten jetzt, sie dürften nur ihren Unternehmungen die rechte Richtung geben,

und

und überzeugten sich vollkommen von den Verrätherepen, unter deren Vorwand so viele Feldherren in Ungnade gefallen oder hingerichtet worden waren. Man konnte sich darauf gefaßt machen, daß sie ehestens wieder mit erneuerter Kühnheit auftreten würden, und dazu kam die Gelegenheit bald.

Die Oestreicher waren im Begriff, Maubeuge von allen Seiten einzuschließen, als die Niederlage ihrer Alliirten sie nöthigte, in der größten Eile nach Meenen aufzubrechen. Indeß sahen sie doch ein, daß der Besitz von Maubeuge eine große Strecke ihrer Gränzen in Sicherheit stellen könnte, und blieben also bey dem Vorsatze, diesen Ort, wo möglich, noch vor Ende des Feldzuges zu erobern. Alle Außenwerke wurden zu gleicher Zeit angegriffen und eingenommen. Schon war, troz der Jahreszeit, die Stadt eingeschlossen, schon wurde die Belagerung mit Eifer betrieben, als die Königsmörder, die ihre ganze Macht nach und nach und ohne Widerstand zu finden, bey Landrecy und Avesnes gesammelt hatten, die Observationsarmee angriffen. Da sie in diesem Gefechte die Oestreicher nicht in Unordnung bringen konnten, so lieferten sie den andern Tag eine allgemeine Schlacht. Erhitzt von dem Schwindel des Fanatismus und dem Geiste der betäubenden Getränke, stürzten sie sich auf die

Mün=

Mündung der Kanonen, die ganze Glieder weg-raften und sangen ihre Revolutionslieder, mitten unter Strömen von Blut, unter dem Geschrey der Blessirten und den Leichnamen der ihrigen, die Haufenweise zu ihren Füßen lagen. Gewiß nichts konnte einer solchen Wuth widerstehen, denn die braven Oestreicher sahen sich genöthigt, ihre Posten zu verlassen. Ihr Rückzug war wie der des Löwen, der von der Menge überwältiget wird; trotz seines hinströmenden Bluts und der Erschöpfung seiner Kräfte darf sich doch niemand zu nahe an ihn wagen. Indessen sahe man sich genöthigt, die Belagerung von Maubeuge aufzuheben, und sich bloß darauf einzuschränken, das eigene Gebiet zu beschützen. Welches Vertrauen auf seine Kräfte mußte nicht dieser große Vortheil über die besten Truppen und die besten Feldherren von Europa dem Nationalconvent einflößen!

Während der Ereignisse an diesem Theile der Grenzen, wurden die berühmten Weissenburger Linien, die man lange für unübersteiglich gehalten hatte, in weniger als einer Stunde von der Armee des Generals Wurmser und des Prinzen von Conde' durchbrochen. Die Preußen unterstützten an diesem Tage die Operationen durch geschickte Manöuvres. Man hätte freylich mehr Widerstand erwarten sollen, aber der Sieg bey

Weissenburg war eine Folge von der Niederlage bey Maubeuge, denn es scheinet, daß die Franzosen die Linien zu sehr entblößt hatten, um diesen Platz desto gewisser entsetzen zu können.

Ich muß aber hier zu Jedermanns Freude eine trostreiche Bemerkung machen. Diese unaufhörliche und für die Truppen, besonders aber für die Pferde, so abmattende und verderbliche Märsche (von Elsaß nach Flandern, von Flandern nach Elsaß, von der Nordarmee nach der Vendee, von den Päßen von Savoyen nach Lyon, von Lyon nach Toulon, und von Toulon nach Perpignan) und die lange Unthätigkeit der Armeen bis zu der Zeit, wo sie von andern Seiten her die Verstärkungen erhalten haben, beweisen deutlich, daß der Convent endlich für seine ungeheueren Excesse büßet, und nicht mehr im Stande ist, gegen den auswärtigen Feind so viele Leute zu stellen, als er sich selbst einbildet und andern gern einreden möchte, denn er muß seine Söldner in alle Theile des Reichs schicken, um die zahlreichen innerlichen Feinde in Respekt zu halten. Eben so erhellet auch hieraus, daß der heftige Widerstand, den der Convent bis jetzt geleistet hat, nur von der Art herrühret, auf welche man ihn angegriffen, und von der Freyheit, die er beständig gehabt hat, alle Punkte ohne Nach-

theil zu entblößen, um in der bedroheten Gegend eine ungeheure Macht zu sammeln.

Ich komme wieder auf die Weissenburger Linien. Nach diesem glücklichen Vorfall, der gewiß der wichtigste des ganzen Feldzuges gewesen wäre, wenn man allen Nutzen daraus gezogen hätte, den man sich mit Recht davon versprechen konnte, öffneten Lauterburg und Weissenburg ihre Thore. Die siegreiche Armee machte einen Marsch von mehrern Meilen, ohne einen Feind zu sehen; die Stadt Hagenau, ob sie gleich von einem Walde gedeckt ist, der ihre Einnahme verzögern konnte, ergab sich ohne Widerstand; die Einwohner schienen in der besten Stimmung zu seyn; die Armee der Königsmörder war einigermaßen aufgelöset und in der größten Bestürzung. Strasburg selbst, wenn man einem öffentlichen Gerüchte trauen darf, das viel Glauben erhalten, und dem noch niemand gründlich widersprochen hat, Strasburg selbst erbot sich, dem General Wurmser die Thore zu öffnen. — Allein ich unterstehe mich nicht, meine Bemerkungen auf Wahrscheinlichkeiten oder bloße Muthmaßungen zu bauen. Nein gewiß, zu einer Zeit, wo es auf nichts geringeres ankam, als einen entscheidenden Streich auszuführen, der den Drangsalen der Menschheit ein Ende machen sollte, zu einer solchen Zeit konnte es wohl

keine Klauseln geben, die im Stande gewesen wären, die Abschließung eines solchen Vertrages um einen Augenblick aufzuhalten, geschweige denn gar eine abschlägige Antwort zu ertrotzen.

So viel ist gewiß, die Alliirten hatten einen zahlreichen und mächtigen Anhang in Strasburg, man benutzte aber nicht den ersten Augenblick von der Bestürzung der Patrioten, und der Zerstreuung ihrer Armee, um sich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen. So viel ist gewiß, man blieb lange Zeit in einer unerklärbaren Thatlosigkeit, die sich nicht einmal durch die Strenge der Jahreszeit entschuldigen läßt, denn die Patrioten hörten nicht einen Augenblick auf, sich thätig zu zeigen. Der einzige ernste Streich, den man ausführte, war der Angriff auf das Fort Louis, welches sich schon in der ersten Woche ergab; man warf zwar drey oder vier Tage lang einige Bomben in Landau, gab aber bald wieder den Gedanken an eine Belagerung auf, und verwandelte diese lieber in eine verderbliche und langwierige Blokade, als wenn es so was unerwartetes gewesen wäre, von der stärksten Festung des Reichs und dem vollkommensten Werke des Herrn von Vauban, einen Widerstand zu erfahren, den der schwächste Ort leisten könnte.

Der Convent, der so ganz die Kunst versteht, die zahlreichen Fehler seiner Feinde zu benutzen

nutzen und die langen und verderblichen Pausen gehörig anzuwenden, die sie immer zwischen ihren Operationen machen, schickte unversäumt Commissarien nach dem Elsaß. Diese bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Schrecken, mit Erpreßungen, mit Strömen von Blut. Nachdem sie, um die Verrätherey zu beweisen, die in den Augen des großen Haufens, an der Eroberung der Weissenburger Linien schuld war, alle diejenigen an der Spitze der Armee, als verdächtig hatten hinrichten lassen, deren Revolutionsschwindel nicht bis zum höchsten Grade der Tollheit gieng, kamen sie endlich in Strasburg an, um dieser Stadt nach ihrer Art eine andre Gestalt zu geben. Alle Administrationsstellen wurden mit solchen Sansculotten besetzt, deren Beharrlichkeit und Kühnheit im Verbrechen erprobt waren, das Blut der guten Bürger floß stromweise unter dem Schwerdte der Guillotine, und die Reichen aus allen Ständen schätzten sich noch sehr glücklich, wenn sie ihren Kopf mit ungeheuern Contributionen an Gelde retten konnten. Auf allen Seiten wurde mit neuer Thätigkeit geworben. Man bekam ansehnliche Verstärkungen von Jourdans Armee, denn diese konnte sich ohne Furcht gegen einen Feind schwächen, der die Cantonnirungsquartiere bezogen hatte; man versammelte alle Garnisonen aus Lothringen und

dem Elsaß . . . . Ich schweige gern von dem Schicksale der Linien und der Redouten an der Motter, so wie von der Blokade von Landau, einem Orte, dessen Besitznehmung allein den alliirten Armeen hätte Ruhe verschaffen können, den man aber mit so wenigem Ernste und Beharrlichkeit angriff. Diese Rückerinnerung ist zu schmerzhaft für die guten Bürger; die Wunde blutet noch; sie verlängert die Herrschaft des Verbrechens, und die Folgen von derselben sind unheilbar für die unglücklichen Einwohner des wiedereroberten Elsas, des Herzogthums Zweybrücken und desjenigen Theiles von Deutschland, den man sich genöthigt gesehen hat, den unerhörten Verheerungen der Königsmörder Preiß zu geben.

Wir können nicht zu sehr auf Wahrheiten dringen, von welchen das Wohl der Völker abhängt. Zu dem Ende wollen wir die verschiedenen glücklichen Ereignisse, so wie die Unglücksfälle gegen einander stellen und eine ausführliche, aber doch so viel als möglich gedrängte Recapitulation der vornehmsten Begebenheiten des letzten Feldzuges anstellen. An der Spitze einer kleinen Armee wirft der Prinz von Coburg die ganze, bis dahin siegreiche Macht der Patrioten über den Haufen, verfolgt sie Schritt vor Schritt mit dem Bajonette, befreyet Holland, und erobert

obert die Niederlande in weniger als vier Wochen. Das Lager von Famars, in welchem der Marschall von Villars einen ganzen Feldzug hindurch die Feinde in Respekt gehalten hatte, ward in wenigen Stunden und mit geringem Blutvergießen erobert; das Cesarlager ward schon verlaßen, da die Alliirten nur erst Miene machten, es anzugreifen, das befestigte Lager von Ghirvelde und das unter den Mauern von Dünkirchen haben keinen langen Widerstand geleistet; vier tausend Mann, die man in Marchiennes angriff, wurden alle in Stücken gehauen, oder zu Gefangenen gemacht; endlich, so bedurfte es nur einer Stunde, um sich der fürchterlichen Weissenburger Linien zu bemächtigen.

Nun die Unglücksfälle. Die Verschanzungen bey Hundschooten sind eingenommen, und mit dem Blute der Alliirten benetzt worden. Die Holländische Armee, welche Meenen und Werwick vertheidigte, hat eine vollkommene Niederlage erlitten; die Oestreicher selbst, welche zahlreiche Verhaue gemacht hatten, sahen sich genöthigt, die Belagerung von Maubeuge aufzuheben; die Außenwerke von Toulon, von welchen das Schicksal der Stadt abhieng, und die man vier Monate lang Zeit gehabt hatte, zu befestigen, sind in weniger als einer Stunde erstiegen worden; man hat sich genöthigt gesehen, die

Linien an der Motter, die doch aus vier und zwanzig Redouten bestanden, zu räumen. Man hat die Blokade von Landau aufheben müßen, und die Nachwelt wird nimmermehr den Jahrbüchern dieses eisernen Zeitalters Glauben beymessen, wenn sie lieset, daß die Armeen der beyden mächtigsten Fürsten von Europa, angeführet von dem General Wurmser und dem Herzoge von Braunschweig, aus solchen Posten vertrieben worden sind, welche durch die Natur, die Kunst und selbst in Rücksicht auf die Jahreszeit unbezwingbar waren, daß sie gezwungen worden, nicht allein alle ihre Eroberungen, sondern auch ihre Magazine, und einen schönen Theil ihres eigenen Gebiets aufzugeben, welches sie, nachdem sie den Rhein zwischen sich und den Räubern gelassen, den schrecklichsten Verwüstungen ausgesetzt sahen.

Aus diesem kurzen Abriß wird man ersehen, daß das wenige Glück des vorjährigen Feldzuges, nicht sowohl dem Mangel an Macht, als dem Gebrauche, welchen man von derselben gemacht hat, zuzuschreiben ist. Man hat weder auf die Natur dieses Krieges, noch auf die Art von Feinden Rücksicht genommen, mit welchen man kämpfen muß. In einem Kriege über Meynungen, und besonders gegen Franzosen, welche mit ihrem angebohrnen Muthe und Ungestüm noch

die volle Raserey des Fanatismus verbinden, ist der kleinste Unfall, den man erleidet, der sichere Vorbote von einem noch größern, der unfehlbar bald nachfolgen wird. Der geringste Aufschub ist ein Fehler, den der Feind benutzt, um von seinem Erstaunen zurückzukommen, und seine Kräfte wieder zu sammeln; das System eines Defensivkrieges würde unvermeidlich den Ruin der zahlreichsten und tapfersten Armeen nach sich ziehen. Man muß die Königsmörder beständig angreifen, ihre Vereinigungen bey Zeiten verhindern, auf sie los gehen, noch ehe sie Miene machen, die Schlacht anzubieten; ihnen in allen Stücken zuvorkommen, sie unabläßig necken; sie mit der größten Lebhaftigkeit verfolgen, wenn man gesiegt hat, und im Fall sie den Sieg davon getragen, sie gleich den Tag drauf wieder angreifen. Auf solche Art werden sie von gewöhnlichen Truppen in die Enge getrieben werden. Aber sähen sie nur immer Kordons, Verhaue und Linien vor sich, führe man fort, so saumselig zu seyn, so würden diese Räuber durch ihre unabläßige Thätigkeit und bey ihrer Erbitterung am Ende über Alexanders Krieger triumphiren, oder, da ich die Beyspiele von Heroismus näher vor mir liegen sehe, selbst über die Oestreicher, die nur vergebens alle ihre Geschicklichkeit und ihren Muth auffordern würden.

Alle diese traurige Erfahrungen laßen sich durch eine Menge Ursachen erklären, wovon ich nur eine sehr wichtige, die ganz wesentlich auf die gegenwärtigen Zeitumstände beruht, anführen will. Jedermann kennt die Lebhaftigkeit und und das Feuer der Franzosen; ihre gewöhnliche Bestrebsamkeit würde für jedes andere Volk die höchste Anstrengung seyn. Nun denke man sich, daß alle mögliche verführerische Mittel aufgefordert werden, um diese leicht in Feuer zu bringende Gemüthsart aufzureitzen, und so wird man sich so viele Thatsachen erklären können, die zwar dem Scheine nach außerordentlich sind, doch aber nur diejenigen in Erstaunen setzen, die nicht auf deren Ursachen zurückgegangen sind. Man wird dann sehen, daß die Patriotenarmeen größtentheils aus Blinden bestehen, die entweder die Noth oder die Gewalt zusammengetrieben, die aber von abgefeimten Bösewichtern geleitet werden. Man wird finden, daß man sie einigermaßen zu dem Kampfe vorbereitet, und daß sie dann jenen Wilden gleich sind, die, nachdem sie betäubende Getränke zu sich genommen und ihre Kriegslieder angestimmt haben, sogleich in Wuth gerathen, und fürchterlich mit den Waffen klirren; oder den Doggen, die zwar bey dem ersten Anblicke des Löwen erschrecken, aber bald darauf angehetzt das fürchterliche Thier von forn angrei-

greifen, das anfänglich Leichen um sich her streuet, aber endlich vor Ermattung unter so vielen Angriffen erliegt. Es wird gewiß von Nutzen seyn, wenn ich hier diese höllische Taktik, die der Ungeheuer ihrer Erfinder so würdig ist, etwas genauer bekannt mache.

Wenn die Königsmörder eine solche große Operation ausführen wollen, von welcher der Wohlfahrtsausschuß den Plan entworfen, und für deren glücklichen Ausgang der General mit seinem Kopfe stehen muß, so versammelt man die Armee; die Commissarien erscheinen mit ihrem ganzen Gepränge; sie lesen ein nichtssagendes Papier vom Nationalconvent oder vom Wohlfahrtsausschuß vor, und begleiten dieses Vorlesen mit einer Rede im Morgenländischen Ton, wie er jezt Mode ist. Bedungene Aufhezer laufen dann durch alle Glieder, machen darüber einen Commentar, loben die Rasenden, und feuern die Lauen an; die Luft erschallet weit umher von dem Geschrey: es lebe die Republik, von Flüchen und Verwünschungen gegen alle Könige, die nun Tyrannen, und gegen ihre Unterthanen, die Sklaven oder elende Söldner des Despotismus heißen. Weiber, oder vielmehr Furien oder Bacchantinnen, schenken den Brantewein stromweise aus; eine kriegerische Musik, geschickt, auch die feigsten

Män-

Männer anzureitzen, treibt endlich den Schwindel und die Raserey aufs höchste, und funfzig tausend reißende Thiere, die von Wuth schäumen, stürzen mit verdoppelten Schritten und mit Kannibalen Geschrey auf Krieger zu, deren Muth von gar keiner Leidenschaft erhöhet wird. — Ist es noch Wunder, daß ein solcher Angriff sie in Unordnung bringt, und endlich ganz zersprengt?

Hingegen, wenn man die Patrioten angreift, ist man immer gewiß, sie einigermaßen zu überrumpeln, das heißt, man hat nicht mehr jenen so fürchterlichen Ungestüm zu befürchten; diese Masse, diese Vereinigung von angestrengten Kräften, die durch alle mögliche Täuschungskünste und Gaukeleyen bewirkt wird; diese Fieberhitze, welche die Kräfte der Rasenden so sehr vermehret, ist dann vorüber. Jeder befindet sich in seinem natürlichen Zustande; alle diese so unzusammenhängende Theile werden nicht mehr durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten. Nichts ist dann mehr im Stande, die fehlenden Talente zu ersetzen; Mißtrauen und Mangel an Disciplin erzeugen bald Unordnung und Furcht. Dann können die bravsten Truppen unter den Befehlen des Prinzen von Coburg und des Generals Clairfayt, ihr ganzes Uebergewicht gegen wilde Räuber zeigen, die von einem Jourdan, von einem

nem Michau, und von der Menge subalterner Bösewichter angeführt werden, welche das Glück nur aus der Dunkelheit gerißen hat, um den Fluch und die Verabscheuung der Nachwelt über sie zu bringen. Betrachtet man die Königsmörder aus den beiden Gesichtspunkten, wenn sie auf ihre Feinde herfallen, und wenn man sie angreift, so kann man sie nicht beßer vergleichen, als mit den alten Pferden, auf welche die Reitbahn noch stolz ist; von einem geschickten Bereuter gespornt, fallen ihnen noch ihre alte Kunststücke ein, sie strengen sich in jeder Bewegung mehr an, rufen ihren ehemaligen Stolz zurück, und nehmen es mit den muthigsten Rossen auf; aber diese erzwungene Thatkraft verschwindet mit der Ursache, von welcher sie bewirkt wurde; und sieht man sie einen Augenblick nachher, so verrathen sie eine Schwachheit, die gerade von der heftigen Anstrengung herrührt, durch welche sie sich vorher Bewunderung zuzogen.

Mit eben dem Geiste von Unpartheilichkeit, der mich leitet, und mir für den glücklichen Ausgang der großen Begebenheiten in Europa so warme Wünsche einflößet, wage ich es auch, noch einige Bemerkungen über die Verfahrungsmethode der Alliirten zu machen; denn die Langsamkeit, welche man vielleicht den Feldherren mit gutem Grunde vorwerfen kann, erstreckt sich auch

bis

bis auf die Operationen der Regierungen, und hat überall schädliche Folgen. Man sagte zu Anfange des letzten Krieges, die Pendel des Herrn von Sartines gienge immer langsamer, als die des Englischen Ministeriums; mit wie vielem Rechte könnte man das nicht jetzt von den Pendeln aller Europäischen Kabinette, in Rücksicht auf die des Wohlfahrtsausschusses sagen? Ich will nur zwey Beyspiele anführen, die diese, leider nur zu sehr in die Augen fallende Wahrheit bestätigen. Das erste ist der unglückliche Vendeekrieg, den Unterthanen von einer erprobten Treue führen, Unterthanen, die sich, wie durch ein Wunder gesammelt, durch eine Thätigkeit, eine Harmonie und eine Beharrlichkeit ohne Beyspiel behauptet, und mit Waffen, mit Munition und Artillerie versehen haben, die ihre Entschlossenheit den Königsmördern abgenommen hatte. Ist es möglich? Diese braven Leute, welche die Grundgesetze der Religion und der Monarchie in ihrer ganzen Reinheit verehrten, hat man sieben oder acht Monate lang ihren eigenen Kräften überlaßen, indeß sie auf allen Seiten von Feinden umgeben, von Magazinen und festen Plätzen entblößt waren, und nur immer eine und die nehmliche Armee gegen Truppen zu stellen hatten, die sich unaufhörlich verstärkten oder ablöseten. Und wer weiß, ob diese unerhörte Nach-

lässig-

läßigkeit nicht gar von einer eben so blinden als unmenschlichen Politik herrühret? Endlich schien es zwar, als wollte man sie unterstützen; man machte wenigstens Anstalten dazu, aber es sey nun eine unglückselige Verkettung der Umstände, oder ein Versehen in der Ausführung des Plans, genug, die Royalisten zeigten sich an den Küsten, fanden aber daselbst keine Art von Unterstützung. Da sie nun weder Belagerungsgeschütz noch andere Waffen zum Angriff hatten, so vergoßen sie ihr Blut vergebens unter den Mauern eines schwachen Ortes wie Granville. Die Furcht verrathen zu seyn, an Lebensmitteln Mangel zu leiden, und sich bey dem Ozean ohne Rettung eingeschloßen zu sehen, bewog endlich diese grosmüthigen Schlachtopfer, in das Innere zurückzukehren, und sich durch eine unzählbare Menge von Feinden durchzuschlagen, da sie doch keine andere Hülfe hatten, als diejenige, die sie in der Verzweiflung finden konnten. Kurz darauf landeten zwar die englischen Truppen auf Guernesay; aber diese Saumseligkeit ist doch schuld, daß den guten Menschen nichts übrig bleibt, als das Loos so vieler tausend treuen Unterthanen zu bedauern, die jetzt der Gegenstand unsrer süßesten Hoffnungen und der gegründetesten Furcht des Nationalconvents seyn würden. Die Folgen eines solchen Benehmens, das eben so sehr den Grundsätzen

einer

einer gesunden Politik, als denen der Menschlichkeit widerspricht, laßen sich gar nicht berechnen. Schon wäre das monströse Gebäude der Republik eingestürzt, wenn man bey Zeiten eingesehen hätte, daß man nie über Frankreich triumphiren könnte, ohne sich mehr oder weniger mit den Franzosen selbst zu verbinden; daß die Contrerevolution vorzüglich von den Fortschritten der Royalisten abhieng; daß ihre Armee sich immer mehr durch die große Zahl treuer Unterthanen vermehren konnte, die unterdrückt werden, oder gezwungen sind, den Patriotismus zu heucheln; endlich daß diese Armee sich in einer reichen Gegend befand, wo gar keine feste Plätze sind, wo ein einziger entscheidender Sieg die Eroberung von mehrern Departementern nach sich ziehen, und die siegreiche Armee bis unter die Mauern von Paris bringen konnte.

Nun das zweyte Beyspiel von einer Begebenheit, die für den Mann von Gefühl eben so schmerzhaft ist, als sie für die Alliirten hätte vortheilhaft seyn sollen. Es wird leider, hinlänglich seyn, die Thatsachen anzuführen. Durch ein unerhörtes Glück, wie vielleicht die Geschichte des Krieges keins aufzuweisen hat, war Toulon den Engländern in die Hände gefallen, ohne daß es ihnen einen einzigen Mann, oder auch nur einen Schuß gekostet hatte. Sie fanden daselbst

drey und zwanzig schöne Linienschiffe, worunter zwey von 120, drey von 80, und alle andern von 74 Kanonen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Fregatten und andrer Kriegsschiffe. Dazu kamen noch dreytausend Kanonen, zur Marine bestimmt, eine ansehnliche Artillerie auf dem festen Lande zu gebrauchen; Munition von jeder Art in Ueberfluß; allerhand Vorräthe zu der Bewaffnung von Schiffen, und eine Zahl von fünf und zwanzig bis dreyßig tausend Einwohner, die, nachdem sie das Joch des Konvents abgeschüttelt und sogar sich ihren Feinden ergeben hatten, auch überhaupt genommen, sehr geneigt waren, ihr kühnes Unternehmen durchzusetzen. Alles forderte die Alliirten auf, sich sobald als möglich bereit zu machen, offensiv zu agiren *), und die geographische Lage von Toulon gab dazu die besten Mittel an die Hand; eins der vorzüglichsten

war

*) Dazu hätten eben nicht viel mehr Leute gehört, als man brauchte, um die Stadt und die Rhede von Toulon gehörig zu behaupten; denn hier mußte man die Truppen auf siebenzehn wichtige Posten vertheilen, von denen die vorzüglichsten, wie die Redoute Balaguier und der Pharaoberg, die von den Patrioten bestiegen wurden, fast zwey Stunden weit von einander lagen, und durch das Meer getrennt wurden, so daß sie sich auf keine Art wechselsweise unterstützen konnten.

war dieses, daß man nach jeder Gegend hin marschiren konnte, ohne auf einen festen Platz zu kommen. Die Königsmörder hatten hier keine Macht beysammen, es waren fast gar keine Linientruppen da, und sie konnten sich nur mit unendlicher Schwierigkeit Lebensmittel und Munition verschaffen. Dieß war also das einzige Mittel, sie zur Räumung der Grafschaft Nizza zu zwingen, und dadurch der Piemontesischen und Oestreichischen Armee ihre Thatkraft wieder zu geben, sich mit den Spaniern in Roussillon Communication zu verschaffen, und die Nachbarschaft einiger Departementer, deren Stimmung nicht zweydeutig ist, zu benutzen, um in den mittäglichen Provinzen eine Contrerevolution zu bewirken.

Was hat man aber gethan, um einen so kostbaren und so unerwartet eroberten Platz zu behaupten? Man hat eine ziemlich schwache Garnison hineingelegt, die aus vier verschiedenen Nationen bestand, welche eben so viel verschiedene Sprachen redeten, und noch weniger hierdurch, als durch ihre Absichten und ihre feindseligen Gesinnungen gegen einander, sich entgegen arbeiteten. Freylich mußte man sich im ersten Augenblicke eines jeden Mittels bedienen, das man in seiner Gewalt hatte; aber woran lag es denn, daß

daß nur in den Zeitungen von den sechstausend Oestreichern die Rede war, die sich erst zu Genua, und nachher zu Livorno einschiffen sollten, und für welche man die Transportschiffe schon längst in Bereitschaft gehalten hatte? Sechstausend Engländer waren fast im ersten Augenblick bey Kork in Irrland zusammen gezogen worden; woher säumte man aber so lange mit ihrer Einschiffung, daß sie erst einen Monath nach der Räumung ankamen? Nur eine von den Verstärkungen wäre wahrscheinlich hinlänglich gewesen, um diesen wichtigen Platz gegen eine Horde von fünf und zwanzig tausend Mann, die in der Eile zusammen getrieben worden waren, zu vertheidigen. Sein Verlust rührt blos von der Einnahme einer einzigen Redoute her, die man Zeit gehabt hatte zu befestigen, und die sich nicht eine Stunde lang gehalten hat, indeß die Königsmörder zu Cassel, vor Mainz, wo keine Spur von Befestigung war, in einem Augenblicke so fürchterliche Werke angelegt hatten, daß die Oestreicher und Preußen die Möglichkeit zu bezweifeln schienen, sie mit gutem Erfolge angreifen zu können.

Ich verehre die jetzige, über alles Lob erhabene Denkungsart des Englischen Volks und Ministeriums zu sehr, als daß ich nicht alle die

für die Englische Redlichkeit so beleidigenden Gerüchte verabscheuen sollte, zu welchen dieses Ereigniß Anlaß gegeben hat. Ich betrachte dieselben vielmehr als eine Verläumdung, oder als eine Folge jener ungerechten Beurtheilung, der man im Unglück gewöhnlich ausgesetzt ist. Aber eben diese Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe gebietet mir auch, hier noch über einen gewissen Vorfall zu sprechen, den man nicht gehörig beleuchtet hat, und der nur das Werk einer abscheulichen Politik seyn könnte, wenn man ihn nicht einer so beyspiellosen als unverzeihlichen Nachläßigkeit zuschreiben müßte. Warum hat man nicht wenigstens daran gedacht, alle Französischen Schiffe in Italien oder in Spanien in Sicherheit zu bringen, sobald man nur gegründete Besorgniße wegen der Behauptung des Ortes hatte, und zwar gleich von dem Tage an, wo der Englische Commissarius Gilbert Elliot, der Regierung seine Unruhe zu erkennen gab, und am Ende seiner Depesche ausdrücklich erklärte — daß man sich, im Fall keine baldige Verstärkung käme, kaum schmeicheln dürfte, Toulon bis auf den fünf und zwanzigsten December zu behaupten? — Die gutgesinnten Franzosen, welche einigermaßen bedauern müßen, daß nicht alle Schiffe verbrannt sind, können sich doch auf der andern Seite nicht erwehren, den

Ver-

Verlust derjenigen zu beklagen, die ein Raub der Flammen wurden, und doch so leicht hätten gerettet werden können.

Bedenket es wohl ihr alle, von denen Europas Schicksal abhängt; es ist tausendmal beßer, keine Fortschritte zu machen, als immer auf seinem Wege rückwärts zu gehen. Was könnet ihr nun wohl noch den unglücklichen Franzosen, selbst den abgesagtesten Feinden der jetzigen Tyranney, für Zutrauen einflößen? Die rechtschaffenen Einwohner von Longwy, von Verdun und eines Theiles von Champagne, die einiges Zutrauen gegen euch bezeigten, haben es mit ihrem Leben bezahlt, oder sie büßen die Mühe, die sie sich gaben, eure Waffen zu begünstigen, im Elend und in der Verweisung; zwanzig tausend Einwohner von Toulon, von jedem Alter, jedem Geschlechte und jedem Stande, irren umher in fremden Ländern als ein Raub der Dürftigkeit und der Verzweiflung; viele hundert von denen, die in dieser unglücklichen Stadt, welche ihrem gänzlichen Untergange entgegen sieht, geblieben sind, haben unter den schrecklichsten Martern, euern grausamen Besuch verfluchet; die braven Bürger von Hagenau und vom ganzen eroberten Theil des Elsaß sind ermordet oder flüchtig; die von Fortlouis, die nicht mehr haben, wo sie ihr

Haupt hinlegen, bereuen es jetzt, daß sie nicht so wie Landau, euch allen Widerstand geleistet haben, den euch der Ort leisten konnte. Eure Bomben hätten ihre Wohnungen, die nachher von euren Minen in Grund und Boden gesprengt worden sind, nur mehr oder weniger beschädiget — — Nein, verlohrne Schlachten hätten euch nie einen so wesentlichen Schaden zufügen können, wie eure vorübergehende Vortheile.

Doch laßt uns über Unglücksfälle, die nicht mehr gut zu machen sind, einen Trauerschleyer ziehen, und die Fehler der vergangenen Zeiten bloß darum in Rückerinnerung bringen, damit wir daraus heilsame Lehren für die Zukunft schöpfen. Was heut zu Tage der Gegenstand unsers Bedauerns ist, muß auch zugleich der Grund unsrer lebhaftesten Hoffnungen seyn; es ist ausgemacht, daß die Europäische Regierungen bey weitem nicht alle die Mittel eingeschlagen und gehörig angewendet haben, die sie in ihrer Gewalt hatten, unterdeß der Wohlfahrtsausschuß nicht leicht mehr Thätigkeit, Planmäßigkeit und

Energie hätte zeigen können. Möchten doch die Könige endlich alle ihre eigennützigen Absichten, alle Vergrößerungspläne, allen persönlichen Haß, alle verderblichen egoistischen Berechnungen bey Seite setzen (oder wenigstens bis auf ruhigere Zeiten verschieben); denn eben dadurch geben sie auf der einen Seite den Uebelgesinnten so gefährliche Waffen in die Hände, indeß sie auf der andern die treuen Unterthanen lau und muthlos machen; möchten sie doch immer großmüthig und gerecht seyn, möchten sie sich doch ihres erhabenen Ranges würdig zeigen; möchten doch Langmuth und Güte ihre Regierung auszeichnen, damit sie die Herzen der ehrlichen Leute für sich gewinnen. Aber zu gleicher Zeit treffe auch die Geißel der Züchtigung den ersten Stöhrer der öffentlichen Ruhe, der es wagen sollte, diese Güte für Schwachheit zu halten.

Die Feldherren müßen gegen die elenden und niedrigen Zuflüsterungen des Stolzes, die so oft der Menschheit Thränen gekostet haben, taub seyn; sie müßen sich von der Erhabenheit ihres hohen Berufs fest überzeugen; es nie vergeßen,

daß sie nicht mehr für diese oder jene Nation insbesondre streiten, sondern daß ganz Europa ihnen die Pflicht auferlegt hat, seine Ehre, seine Wohlfahrt, seine Erhaltung gegen die Horden von Kannibalen zu verfechten, die sich verschworen haben, es umzuwälzen und zu zernichten. Alle ihre Seelenkräfte seyen nur auf diesen einzigen Zweck hingerichtet; sie müßen sich erinnern, daß Rom dem Untergange nicht entgangen wäre, wenn Hannibal gleich nach der Schlacht bey Cannä, seine siegreiche Armee dahin geführt hätte, und daß eben dieses Rom bald nachher Carthago selbst zerstörte. Gleich dem Marschall von Boufiers, der sich zu Malplaquet unter den Befehlen des Herrn von Villars begab, der das Recht hatte, ihm zu befehlen, und in ihn drang, das Commando anzunehmen; gleich diesem Marschall müßen sie sich erinnern, daß der wahre Ruhm und der höchste Grad von Heldenmuth darinnen besteht, alle persönlichen Absichten aufzuopfern, sobald dadurch das allgemeine Wohl befördert wird. — Dann muß das Verbrechen überall unterliegen, und für seine blutigen Trophäen büßen; dann wird die bedrängte Religion Hoffnung

schöpfen, ihre Altäre wieder aufzubauen; dann werden so viele Schlachtopfer, die im Elend oder unter der Bedrückung seufzen, in ihren Herzen, welche bey dem Gefühle der Drangsale der Menschheit bluten, wieder einen Strahl von Hoffnung aufgehen sehen; dann werden die angstvolle Eigenthümer gewiß seyn, ihren Kindern das Erbgut ihrer Väter, oder die Früchte ihrer Industrie hinterlaßen zu können; dann wird der tugendhafte Bürger aus jeder Classe noch einige heitere Tage über sich aufgehen sehen.

Nachdem ich nun meinem kummervollen Herzen Linderung verschaft, und die Pflicht, die jedem Menschen obliegt, so viel an ihm ist, zu der Beförderung des öffentlichen Besten beyzutragen, erfüllt; nachdem ich auch mit meiner Stimme die Gefahren bekannt gemacht habe, welche das Capitolium bedrohen, sollte ich vielleicht ein billiges Stillschweigen beobachten; allein ich glaube noch auf die große Operation hinweisen zu müßen, welche der Grund des Feldzugsplanes seyn würde, den ich zwar entworfen

 habe,

habe, mir aber, aus Achtung vor den großen Talenten der geschickten Feldherren, die an der Spitze der Armeen stehen, und aus Furcht, mich durch meinen Eifer allzuweit hinreißen zu laßen, nicht getraue, bekannt zu machen.

Um den Feldzug von 1794 auf eine würdige Art anzufangen, sollte man ihn, meiner Meinung nach, mit der Belagerung von Ryssel eröffnen. Sobald die dreyfarbige Fahne nicht mehr auf den Wällen dieser Festung wehet, wird man auch einen großen Schritt zu der Gegenrevolution gemacht haben, und die Franzosen selbst können sich dann dieselbe als möglich denken; die Königsmörder werden in Bestürzung gerathen, und die andern Städte geneigter seyn, ihre Thore zu öffnen. Westflandern hat dann nichts mehr von den unaufhörlichen Einfällen zu befürchten, wodurch es verwüstet wird; die Alliirten können ohne Furcht und mit einer größern Macht in das Innere dringen, wenn sie einen so wichtigen Platz im Rücken haben, und also für eine große Strecke ihrer Gränzen nichts mehr zu befürchten steht. Diese Operation scheint mir unmaßgeblich

noth-

nothwendig zu seyn; freylich seh ich wohl auch die Schwierigkeiten ein, welche sich derselben entgegen stellen, und ich setze hauptsächlich eine große Truppenvereinigung voraus, denn mit Halbmitteln ist an keinen glücklichen Ausgang zu denken.

Fünf und vierzig tausend Mann gehören wenigstens zu der Führung der Belagerung selbst; eine Armee von sechzig tausend Mann, deren Lücken man immer im Stande sey, gehörig auszufüllen, muß die Belagerung decken; ein anderes Korps von neun bis zehn tausend Mann, meistens leichte Truppen, muß sich bald vorwärts, bald auf die Flügel hinwenden, um den Feind zu necken, ihn auf verschiedenen Punkten zu beunruhigen, die Vereinigungen bey Zeiten zu hintertreiben, und der großen Armee alle die Märsche, alle die Bewegungen zu ersparen, wodurch sie sich nur ohne Nutzen abmatten würde. Man schmeichle sich nicht, die Belagerung von Ryssel, so wie die von Valenciennes, ohne Beunruhigung führen zu können; man mache sich vielmehr auf die heftigsten und wiederholtesten

An-

Angriffe gefaßt. Noch viel weniger laße man sichs einfallen, solche Angriffe auf befestigten Posten oder hinter Verhauen zu erwarten, wie man es bey Maubeuge gethan; die Alliirten müßen alle Hindernisse vermeiden, wodurch sie nur einen Augenblick aufgehalten werden könnten, den Feind zu verfolgen. Diese Armee muß immer thätig seyn; sie muß ganz oder zum Theil aufbrechen, um in Zeiten die Vereinigung der Feinde zu hintertreiben, und sich den leichten Truppen zu widersetzen, die sich in ihrer Nachbarschaft zusammenziehen könnten. Versammelt sich in der Ferne eine ungeheure Menge, um in Masse über diese Armee herzufallen, so muß sie sich bey Zeiten in Bewegung setzen, um jener auf dem ebensten Terrain die Schlacht anzubieten; dieß ist der eigentliche Schauplatz für die unüberwindliche Tapferkeit der Oestreicher und ihrer Alliirten; hier nur können sich alle militairische Talente und Tugenden gewiß versprechen, über jene Räuberhorden zu triumphiren, die unter den Fahnen des Verbrechens fechten; hier wird freylich der Sieg theuer erkauft werden, aber hier wird auch nichts verhindern, die Früchte

des=

desselben einzuerndten, alle daraus zu ziehende Vortheile zu genießen, und den Feind außer Stand zu setzen, so bald wieder zu schaden; denn, wenn man einmal solche Truppen auf der Ebene in Unordnung gebracht hat, so muß es ihnen unmöglich werden, sich wieder zu sammeln.

Das Verfahren der Belagerungsarmee muß in Allem dem des Observationskorps entsprechen, das heißt, bey ihren geringsten Bewegungen sollen sie immer darauf sehen, die möglichste Thätigkeit mit den nothwendigen Regeln der Klugheit zu verbinden. Ueberhaupt aber wird man unter solchen ganz neuen Umständen oft von der alten Verfahrungsweise abgehen müßen. Man schaffe bey Zeiten unermeßliche Munition heran, damit man sich nicht genöthigt sehe, die Unternehmung ganz aufzugeben, oder auch nur einen Augenblick zu verzögern. Man bringe eine große Anzahl Feuerschlünde unter die Mauern von Ryssel, man eröffne die Laufgräben noch am nämlichen Tage, wo die Truppen ankommen werden. Man versäume ja nicht durch außerordentlich wirksame und große Streiche Erstaunen und Schre-

Schrecken zu verbreiten, denn das thut besonders sehr viel in einer Stadt, deren zahlreiche Einwohnerschaft nothwendiger Weise auf die Garnison mehr oder weniger Einfluß haben muß. Man führe die Belagerung nach diesem Plane, und den zufälligen Umständen, die denselben modificiren könnten, aber nichts auf der Welt sey im Stande, das Feuer der Batterien zu schwächen; diese dürfen nur entweder mehr von nahe, oder mehr von ferne schießen, je nachdem es die Fortschritte der Werke erlauben werden. Man schieße nicht mit kalten Kugeln; man werfe vorzugsweise Bomben, deren schreckliche Wirkung so leicht zum Ziele führen kann; man bestimme zum voraus genau, wie vielmal ein jedes Stück gelöset werden soll, und jedes verbreite zu der gesetzten Minute Schrecken, Verwüstung und Tod. — — Das Herz blutet mir, indem ich diese grausamen Worte niederschreibe. Wie? ich hege solche Wünsche? ich, auf den die Drangsale anderer so einen tiefen Eindruck machen, ich, der Frankreich so innig liebet, der gern sein Blut hergäbe, könnte er damit desselben Drangsalen ein Ende machen? Ja leider, ich bin es, der

solche Wünsche thut, und die Menschenliebe allein treibt mich an, zu diesen heftigen Mitteln zu rathen, denn was nur noch von reinem Blute in Frankreich ist, entrinnet aus tausend Kanälen; man muß eilen, das Blutvergießen zu hemmen, es koste was es wolle, und diesen Zweck zu erreichen, bleibt kein andrer Weg mehr übrig, als unter den härtesten Mitteln, das minder harte zu wählen. Die Reinheit meiner Absichten dient mir zur Beruhigung; die Wichtigkeit des Zweckes, den ich vor mir habe, muntert mich auf. In einer so schrecklichen Crisis, wäre jede Schonung ein Verbrechen; dieses schädliche Mitleiden käme dem, eines grausamer Weise empfindsamen Menschen bey, der in der Absicht, seinem Kranken einige Augenblicke von Schmerz zu ersparen, befürchten würde, einen Schnitt zu machen, um dem Fortfreßen des Krebses Einhalt zu thun. Jede zaghafte Bedenklichkeit könnte von eben solchen Folgen seyn, wie der mißverstandne Eifer von Leuten, die, anstatt das Haus, welches zunächst an der Feuersbrunst steht, bey Zeiten umzureißen, alle ihre Kräfte aufbieten, um schwache Ströme von Wasser in die Flammen zu spritzen,

 und

und auf diese Art dem verzehrenden Feuer eine neue Thätigkeit geben.

Es bleibt mir nichts mehr übrig, als mit den guten Menschen aller Länder, während des Gefechts, meine Hände gen Himmel zu erheben, und den Gott der Kriegsschaaren anzuflehen, daß er diesen neuen Kreuzzug segne, der um die heiligste Sache unternommen wurde, und eines aufgeklärten Zeitalters wahrhaftig würdig ist. Wehe den Thoren, denen diese Drangsale nicht die Augen geöfnet haben, und die in dieser Kette von so vielen übernatürlichen Ereignissen, nicht die Hand erkennen, die uns geißelt! — Doch — ihre Zahl wird täglich schwächer, und die Religion sieht gerührt eine Menge Schaafe zurückkehren, die auf immer verlohren zu seyn schienen. — O Allmächtiger, vollende dein Werk, entwaffne deinen gerechten Zorn, deinen rächenden Arm, zerreiße selbst den schädlichen Schleyer, der so vielen Seelen, die durch dein theures Blut erkauft sind, und die sich selbst ins Verderben stürzen, die Wahrheit verbirgt; wache über die unzähligen Schlachtopfer, die

dem

dem Augenblicke nahe sind, von dem Mordeisen weggeraft zu werden; rette die wenigen übrig bleibenden Glieder jener erhabenen Familie, die uns ein so schreckliches Beyspiel von der Nichtigkeit menschlicher Größe liefert; halte so viele Aerme zurück, die schon zum Morde aufgehoben sind; hemme die Ströme von Blut, welche vergossen werden sollen. Nur auf dich, auf dich allein gründen wir unsre Hoffnungen, indem wir, deinen heiligen Befehlen gemäß, alle Mittel anwenden, die wir in Händen haben. Dulde nicht länger das triumphirende Verbrechen, zernichte die Werkzeuge deiner Rache, und lehre endlich die Bösewichter den Gott erkennen, dem sie so lange Hohn gesprochen.

Alle diese vorübergehende Prüfungen, so strenge sie uns auch scheinen mögen, werden eben so viel außerordentliche Wohlthaten seyn, wenn du Gnade giebst, daß die Könige durch sie lernen, deine würdigen Nachfolger auf Erden zu seyn, wenn die Völker nie mehr aus den Schranken einer Gehorsamlichkeit treten, die ihre Pflicht, noch mehr aber ihre eigene Wohlfahrt von ihnen

er-

erheischet, wenn wir alle bedenken lernen, daß diese Welt nur ein Wohnplatz von Elend und Schmerzen ist, und daß wir die Trübsale der Zeitlichkeit benutzen müßen, um uns würdig zu machen, einst dauerndere Freuden zu genießen.

Verbesserungen.

S. 1 Z. 16 statt Ministern selbst. — Doch l. Ministern, selbst — doch S. 8 Z. 23 st. Eurova. — Dieß l. Europa; — dieß S. 11 Z. 18 st. können. — Alles l. können; — alles S. 23 Z. 14 st. Matze l. Rache S. 26 Z. 12 st. Aspen l. Aspre S. 30 Z. 7 st. Muse l. Muße S. 39 Z. 8 st. Ghirvelde l. Ghi velde.

Kritik

der

Humanität.

Hamburg und Leipzig,
in der von Kleefeldschen Buchhandlung
1796.

Inhalt.

Erstes Capitel.
Einleitung zur Humanität, = Seite 1

Zweites Capitel.
Begrif der Humanität, = = = 23

Drittes Capitel.
Wozu nützt Humanität? = = 69

Viertes Capitel.
Wie erlangt man Humanität? = 99

Fünftes Capitel.
Was trägt Gefühl für Schönheit zur Humanität bey? = = = 124

Sechstes Capitel.
Was können die Künste zur Humanität beytragen? = = = = 155

Siebentes Capitel.
Ueber die Fortschritte der Humanität bey den verschiedenen Nationen, = 211

Erstes Capitel.

Einleitung zur Humanität.

Humanität ist eine Eigenschaft, die nur für Menschen gilt. Weder höhere noch niedrigere Wesen könnten Humanität ausüben oder an sie erinnert werden. Sie bestimmt also den Menschen als Menschen, und schneidet ihn von dem ab, wodurch er an eine niedrigere Stuffe, und von dem, wodurch er an eine höhere Stuffe der Mitgenossen in dem Naturall grenzt. Der Mensch beharrt nach seinem Umkreis der Vorstellungen aber nicht in einem Punkt. Von jedem Punkt, den er berührt, steht der Endpunkt gleich ein unbekanntes X entfernt. Jede gute, jede gerechte, jede Handlung, die nach dem höchsten Gesetze der praktischen Vernunft ihre Vollendung gewann, stand immerhin wie unendlich von der Vollziehung des ganzen Befehls ab. Diese Ueberzeugung darf nicht aufgedrungen werden; der Mensch prüfe sich nur, und er wird finden, daß die

allerblendenste Handlung keine strenge Prüfung nach dem reinen Sittengesetz aushält. Lust, sey sie auch die reinste, die Lust zum Gesetz, entheiliget schon. So wie der Mensch in dem Gefühl bey einer schönen Venusstatüe, wie schwerlich der allerreinste Dichtergeist, ein Klopstock, so rein, so unvermischt sich der bloßen Form erfreuen würde, als es bey einer reizenden Landschaft der Fall ist, so geht es den Handlungen auch. Der Mensch müßte seiner Menschheit entsagen, müßte seine sinnliche Natur wie ein Gewand, wie Venus iden Gürtel ablegen können, wenn nicht die allerzartesten Regungen der niedrigen Natur — so nenne ich die animalische Seite des Menschen — gespürt werden sollten. Aber man spotte die Menschen nicht! Keinesweges bleibt die Forderung der praktischen Vernunft ein leeres Gebot, ein unmögliches Anrathen. Die Kunst wird nie Natur, und dennoch bleibt sie das ewige Bild, worin die Kunst sich spiegeln soll, und ohne die keine Kunst, mithin kein Künstler mehr lebte. Das hohe Ideal erwärmet, befruchtet das Erdgeschöpf und führt ihn in die höhere Region, damit die Erde kein Uebergewicht behalte und ihn hinabziehe — oder es müßte keinen Zug mehr geben — der Mensch bliebe Maschine. Im ganzen Sinne des Wortes kann der Mensch also noch mehr als human

seyn,

seyn, und muß mehr wie human seyn wollen. Seine Forderung gehet weiter als die Menschlichkeit — sie kündigt Gesetze an, die alle denkende Wesen angehen, denen das höchste Gut Gehorsam leisten muß. Hier wären wir der Humanität schon von einer Seite um ein großes näher gekommen — der Mensch muß mehr wie human werden können, und nicht weniger wie human seyn, oder er nimmt seine Ansprüche auf Menschheit zurück. Vermöge des ersten ragt sein Ziel über diese Welt — es ist X, Zeit und Raum schwinden. — Er folgt der bloßen Idee — das heißt, er folgt der bloßen Vorstellung, die durch das Verbinden des mannigfaltig Gedachten erzeugt ward, und allen Bezug auf Anschauen, an Gegenstände in Zeit und Raum aufhebt. Vermöge des letzteren kündigt er seinen Rang über das blos animalische an; er ringt gewaltig über das Thier zu stehen — er will nicht blos sich auf den Gegenstand beziehen lassen, noch den Gegenstand auf sich beziehen, sondern sogar das Bezogenwerden des Gegenstandes und das Beziehen des Gegenstandes zum Stof seiner Vorstellung machen und über beydes nachdenken. Da ist schon eine Handlung des Verstandes.

Humanität gehört aber auch nur der Gesellschaft. Der Mensch findet weder Gelegenheit sich human zu

zeigen — auch nicht mahl zu äußern, wenn er nicht in irgend einem Verhältnisse mit Menschen steht. So trit Humanität dann als eine Tochter der menschlichen Gesellschaft auf. Ist der Mensch human, so ist er es gegen Andere. Sagte man nach seinem Tode ihm nach: er hatte viele Humanität, so grub er dies Denkmahl unserem Herzen ein durch seine Handlungen für die Menschheit, die den Stempel der Menschlichkeit trugen. Human gegen sich selbst wäre demnach sehr uneigentlich gesprochen, und man könnte nur in so ferne gegen sich selbst human seyn, in wie ferne es aus der Humanität gegen andere erfolgte. Dies verdient nähere Beleuchtung. Ich unterstütze einen armseligen Menschen, ohne daß dieser mich kennen lernt, oder meinen Namen erfährt. Die Handlung ist sicher human. Ich suche durch allerley angestrengte aber ehrliche Mittel mir selbst aus einem Labyrinth von Elend zu helfen — Die Handlung ist recht, ist vielleicht ädel, aber auch human? Ich zog einen leidenschaftlichen Jüngling durch tausend Beredungen, Beschäftigungen von einem unwürdigen Gegenstand ab und entriß ihn dem nahen Untergange — Die Handlung trägt das Gepräge der Humanität. Ich fühle mich hingerissen zu einem unwürdigen Gegenstande; alle meine Seelenkräfte erliegen dieser Lust; ich raffe mich

auf,

auf, ringe mit tausend Feinden, die mich in mir selbst verfolgen, und erhalte meine Herrschaft der Vernunft zurück; kurz, besiege mich — bin ich denn human? ich behandle den tyrannischen Schwätzer, der jeden Gegenstand auf das abgefeimteste erniedriget, und die kleinsten Züge des guten verwischt, sanft und milde — mein Betragen zeigt Humanität; ich wende den Fall auf mich selbst an, lege mein niedriges Verfahren ab, bin ich human gegen mich geworden? — schlechterdings kann ich dies nicht human, wohl aber ädel, groß und gut nennen. Ich qualificirte mich dadurch zum humanen Menschen, in so ferne diese Siege über mich sich gesegnet in ihren Folgen gegen andere äußerten; aber die glücklichen Bemühungen an und für sich selbst ohne Beziehung auf andere, können nie human genannt werden. Humanität ist nur der erste Schritt von blos sinnlichen zu reinen Handlungen, wie Schönheit die Vermittelung zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit ist. Beyde gehören unter der Menschheit und fallen bey höheren und niedrigen Wesen weg. Ich darf nun nicht streben, human zu werden der Humanität halber, sondern um dem reinen Sittengesetz einen Schritt näher zu kommen — ich darf nicht Schönheit suchen, um allein in einem Meere sanfter Lust zu schwimmen, sondern meine Beurtheilung

zu schärfen und durch berichtigte Beurtheilung zum Gebrauch meiner Freyheit zu gelangen. Ich wüßte nichts von Schönheit, wenn kein Stof in der Erscheinung sich zeigte, an dem ich diese Form bewirken kann — ich käme nie zum Bewustsein dieser Formen, wenn kein äußerer Stof wäre, wie der von frühster Jugend an in einen dunklen Kerker gesteckte Mensch keinen Begrif von Farbe hat, indem ihm das Licht fehlt, wodurch Stof vermöge des Auges gegeben wird. So hat man nie den Sinn von Humanität und kann nie human werden, wenn es keine Menschen weiter gäbe, an denen man sie ausüben kann. Das, was die Humanität ausmacht, läge demnach wie eine unbewuste Form in der Seele, wenn nicht ähnliche Wesen aufforderten, sich human zu bezeigen. Daraus erhellet: die Schönheit steht mit dem Menschen in dem Verhältniß wie die Humanität; ferner, Humanität darf dem menschlichen Geist eben so wenig höchstes Ziel wie Schönheit werden, wohl aber dem Menschen blos als Mensch gedacht. Ich kann aber zum reinen Geistigen nicht gelangen, ohne das Vermischte zurück zu legen, nie das Sittengesetz ausüben lernen, wenn ich nicht vorher human war und werde; nie richtigen Gebrauch der Freyheit besitzen, wenn ich nicht vorher der Schönheit folgte. So lange wie gedacht und geschrie-

geschrieben ist, muß die Schönheit nothwendigerweise der erste und höchste Gegenstand des Menschen unter jeder Nation und bey jedem Beginnen der Bildung einer Nation gewesen seyn — er habe sich nun durch Malerey oder Bildhauerey oder Baukunst oder Tonkunst geäußert — oder man habe ihn in Begriffe einzuzwängen gesucht — gleichviel: Schönheit diente zum Vorwurf der Menschheit. Sie suchte man zu würdigen allewege. So auch Humanität. Noch ehe man dies Wort aufregte, forderte man Menschlichkeit, und ehe man diese forderte, verabscheute man Unmenschlichkeit, und gesellete den Unmenschlichen nicht bloß zu den Thieren, nein, man wies ihm seine Ehrenstelle unter die Thiere an. Man fühlte, daß die Entartung menschlicher Gefühle sogar die thierischen verunstalte, und daß diese Zwitterartigkeit der Gefühle ihn geschlechtslos mache. Man strich ihn aus der Zahl der Naturdinge, und Ungeheuer wuchsen auf. Verkrüppelungen jeglicher Art dichtete man ihm an. Das ganze Gewebe der Neigungen glich einer Brut giftiger Schlangen. Der gebietenden Vernunft wird es Bedürfniß, Schönheit zu suchen und Schönheit zu lieben; sich gefällig an ihre Formen zu schmiegen und in sanfter Harmonie der Gefühle zu schwelgen. Der gesetzgebenden Vernunft ist es Bedürfniß, Humanität zu beför-

 dern,

dern, denn wo die Menschheit noch nicht zurückgelegt, und nicht einmahl erreicht ist, kann kein Gesetz obwalten. Es schläft, die Neigungen verwildern und tyrannisiren wie Wüthrige das hohe Gesetz. Mit Neigungen fängt die Menschheit an, knüpft Neigungen an Gesetze — geht sie weiter und will nur Gesetze, so schreitet sie schon über die Menschheit. Ueber die Menschheit kann sie also nicht schreiten, ohne Neigungen und Gesetze verbunden zu haben.

Wenn gleich die Humanität nur in Gesellschaft gedeihet, so steht sie nicht in bloßen Lohn des gewitzigten Eigennutzes, der sich unter die feinsten Masken der Weltpolitesse zu verbergen weiß. Der Mensch gediehe überhaupt nicht weiter als zur knechtischen Bearbeitung seiner Bedürfnisse, wenn nicht durch den Zusammenlauf so vieler Menschen unendlich mancherley Neigungen aufgeregt würden, und so zugleich die Gesetze dazu sich ankündigten. Schon ein heiliger Schriftsteller sagt die merkwürdigen Worte, "wir wüßten nichts von der Sünde, wenn das Gesetz nicht sagte, laß dich nicht gelüsten." Das Gesetz kann aber nicht früher sagen, laß dich nicht gelüsten, wie die Lust sich äußert — dies heißt, wie die Lust ins Bewustseyn übergeht. Nie promulgirt man in einem Lande Gesetze, wenn nicht Fehler und Lücken sich zeigen, gegen die sie

warnend

warnend und drohend auftreten. Das Gesetzbuch liegt da — wer nicht eignes Geschäft damit treibt, kennt es weiter nicht, als er durchblättert es im gegebnen Fall, und findet das Gesuchte. So geht es auch uns mit unserem inneren. Wenn ein Fall eintrit, kündiget sich das Gesetz dafür an. Die menschliche Gesellschaft stellt in ihrem dädalischen Labyrinthe tausendfache Fälle auf — und nun strengt sie die Vernunft an. Dasselbe betrift die Humanität. Aber eben so wenig wie der Grund des Gesetzes durch die Fälle, von der Gesellschaft angeboten, in der Gesellschaft liegt; eben so wenig muß Humanität der Gesellschaft wegen erzeugt und gepflegt werden, sondern aus den reinsten Quellen der Empfindung und der Vernunft ausgehen. Hier scheint versteckte Irrung zu liegen. Ich will mich näher erklären. Ich muß nicht human seyn und soll nicht nach Humanität streben, weil ich so das gefälligste Leben führen kann, und weil ich so die Gesellschaft am mehrsten benutze und geniesse — sondern ich muß meiner Empfindung folgen, weil sie mich auffordert zu folgen, und muß meiner Vernunft folgen, weil sie mich auffordert. Empfindung wird allerdings nie ohne Lust seyn, aber diese Lust darf nie die der Habbegierde, des Schmachtens, des lechzenden Verlangens werden, sondern die reine Lust, welche ich in der schönen Natur

genieße. Dabey schränkt meine Lust sich lediglich auf das Verlangen ein, in dieser Lage, in derselben Position zu bleiben, ohne noch was höheres, was eigentlich heftig wirkendes zu erreichen, das Erschlaffung nach sich zieht. Und hier möchte grade der Unterschied der nothwendigen und der gesetzwidrigen Lust sich zeigen. Jene muß nie Erschlaffung gebären — wohl eine einschläfernde Ruhe. Man lasse sich in einer stillen friedlichen Gegend nieder, wo dickes Gebüsch durch lispelnde Lüfte auf einen sanftumbuchteten Rasen einladet. Zur Rechten rausche ein muthwilliger Bach — die Sonne spiele auf den Blättern; abgekürzte Töne mancherley Vögeln unterbrechen diese lüsterne Stille. Man schlägt die Arme kreuzweise in einander, der Kopf neigt sich mählig und mähliger nach einer Seite, die Arme lösen sich unwillkürlich — leiser und leiser schlägt das Herz — Stille senkt sich auf jede Ader — noch fühlst du ein Lüftchen über deine Wange schweben und die folgende Secunde athmet Schlummer aus deinen zartgeschlossenen Lippen. Ist hier Erschlaffung? Keinesweges — das allerhöchste Gleichgewicht, wie ein tiefliegender See kein Wellchen schlägt, wenn jeder Tropfen in gleichem Verhältniße gegen den andern wirkende und gegenwirkende Kraft zeigt. Solche und nur solche Empfindungen müssen die Humanität bilden

— so

— so verschwistert sie sich mit Schönheit, und ohne Geschmack für Schönheit kann darum keine Humanität aufsprossen. Daß die Gründe, welche aus der Vernunft entspringen, lauter und unvermischt aufgehen müssen, darf ich nicht weiter erörtern. Reine Quellen können nur reine Wasser aussprudeln, und ohne die oben geschilderte Reinheit der Empfindungen und Vernunft würde Humanität nie der Schritt zur reinen praktischen Vernunft werden können. Hieraus ergiebt sich: Humanität muß nie um der Gesellschaft Willen erworben seyn, sondern man bemüht sich um sie, um so von Empfindungen und Vernunftgründen gleich ebenmäßig angezogen zu werden, als man bey einem schönen Gegenstande gleich leidend und thätig sich befindet. Humanität würde also auch für den, der in keiner gesellschaftlichen Verbindung lebte, als Pflicht liegen. Ihr würde der einsame in Saras wilde Wüsten verscheuchte Einsiedler huldigen müssen, wenn man sich alles abstrahiren will, was man in der Wirklichkeit nicht abstrahiren kann. Als bloße Idee genommen, muß ich gut werden, ohne je Gelegenheit zu finden, mein gutes zu äußern. — Gut kann kein Mensch werden, ohne vorher human zu seyn. Alles dazu Erforderliche müßte demnach erstlich erworbnes Gut seyn, bevor er zur höhern Stuffe aufkomme.

Aber

Aber wie gesagt, dies alles ist nur Abstraktion. Ich würde schwerlich wissen, wie weit ich wäre, wenn ich nicht Gelegenheit hätte, mich durch Fälle zu prüfen. Wir dünken uns gewöhnlich viel, mit andern entdecken wir aber durch eigene Aufsicht sehr bald, wie viel noch fehle. Aeußerst langsam müßte auch die Humanität eines Menschen geschehen, wenn er nur an todten Gegenständen sie gewinnen sollte. Dazu könnte er auch nie gelangen, wenn er nicht erst nach einer etwanigen Bildung in die Einsamkeit sich versetzt sähe. Aus diesem Grunde dient auch jede Geschichte einsamer, verwilderter Menschen als Beleg für diesen Satz: ohne Erziehung würde der Mensch nie mehr als Thier. Aber aus diesem Satze folgt nicht, daß Erziehung der Grund unserer Humanität und gesetzmäßigen Handlungen sey, wie Rousseau, wenn wir seine principia recht verädeln, es glaubte, oder daß der Mensch ohne diese Kunst, wie derselbe sie nennt, auf allen Vieren zu gehen bestimmt sey und nichts vor dem Thier voraus habe, sondern ohne Erziehung würden unsere Gesetze nie zum Bewustseyn gelangen und wie todte Formen schlummern, denen der Stof fehlt, um sich thätig zu beweisen. Sie würden ihre Keuschheit erhalten, indem sie sich nicht mit unädlen Formen vereinigten. Aber diese Keuschheit gliche der eines Mädchen, welche

nie auf die Probe gestellt wurde — so ist es leicht keusch — so ist es leicht tugendhaft heissen. Humanität kann demnach zwar nicht anders wie in Verbindung mit mehreren Menschen gedacht werden, denn die bloße Abstraktion wird nie verwirklichet, aber sie muß nicht um ihrentwegen, sondern aus Achtung für sich selbst, jungfräulich hervortreten.

Der gangbare Gebrauch der Wörter, human, Humanität, inhuman, Inhumanität, läßt nicht blos ahnden: man verstehe entweder zu viel oder zu wenig, oder gar nichts unter ihm. Warum bedient man sich nicht der deutschen Wörter, Menschlichkeit, menschlich, Unmenschlichkeit, unmenschlich? Diese deutschen Wörter verloren den zarten Sinn für uns durch den doppelten Gebrauch. Man entlehnte dies allgemeine von dem besonderen Mensch — nahm ihm aber zugleich das Geschlecht, mithin die Persönlichkeit, das einzige, wodurch es den Selbstwerth behält, und schmiedet es in ein sächliches ein, indem man nun sagt: das Mensch. Mit diesem Worte bezeichnet man ein unsauberes und feiles Weibsbild. Und warum nie einen solchen Menschen des männlichen Geschlechts? grade und nur allein deswegen, weil bey einem Frauenzimmer die Keuschheit die heiligste Tugend nach ihrer Einrichtung seyn muß, und sie durch die Aufopferung

dieser alles aufopfert und sich nicht mehr selbst gehört, sondern allein als Mittel für andere dient — weil sie also dadurch ihrer Persönlichkeit entsagt, gleichsam kein Geschlecht mehr ausmacht, zur Sache herabgewürdiget ist, die sich unter die Hand eines jedweden biegen muß. Die Geschichte dieses Wortes leistet einen guten Beytrag zur Erklärung von Menschlichkeit. Die Frau soll Mäßigkeit, Keuschheit zeigen. Die Menschlichkeit verwirft also keinen Genuß, aber er sey mäßig und selbst im Genuß keusch. Man wage keinen Angrif auf mich, weil das Frauenzimmer, das Weib, das Mädchen übliche und gute Benennungen sind, und hier schwerlich an Aufgabe der Persönlichkeit gedacht werden könne. Wahrscheinlich fesselten wir diese lieblichen Ausdrücke ins sächliche, um das milde und hingebende anzudeuten, was wir bey diesem Geschlechte so gerne entdecken, und wofür wir tausend andre Vorzüge entbehren. Es liegt hier nur Schein zum Grunde. Sie geben zum Schein ihre Persönlichkeit hin, und da erhellet sich vielleicht der ganze Zauber, den sie über uns giessen und unserem trotzigen Stolze zu fröhnen scheinen, um einschläfernde Ingredienzien in den Nektar zu mischen, und die Lorbeeren zu pflücken, womit sie selbst unsre Schläfen umwanden. Das Schicksahl erfuhren die Wörter, human und Humanität nicht. Sie

verän-

verändern das Geschlecht nicht und werfen das reine Bild der Menschheit zurück. Das zarte Ebenmaaß aller Kräfte und Empfindungen spiegelte sich in Humanität. Zarte Gefühle verwebten das ganze Seyn des Menschen. Er war human. Um die kleinsten Nebenbedeutungen bey diesem holden Gemählde zu verlöschen, schmiegten wir uns nach deutscher Sitte an fremde Wörter, wo kein Flecken die Unschuld entheiliget. Es gleitet leichter, leiser und zarter der Lippe herab, Humanität als Menschlichkeit zu sagen. Schon die vier Selbstlaute, deren jeder eine Silbe endet, und die ein festliches t zum Schlusse im Geleite führen, geben dem wichtigen Inhalt das äußere Ansehen durch ihren erhabenen Klang, was das zischende sch uns verweigert. Dazu kömmt noch, daß Humanität auch Menschenfreundlichkeit, Milde, Leutseligkeit und Nachsicht heißt, und durch diese vielfachen Unterbedeutungen dem Stammworte den ädelsten Sinn giebt, weil diese milden Eigenschaften ihr den empfindungsvollsten und holdesten Inhalt ertheilen. Sie gehen wie zarte Kinder aus dem Schooße der Humanität, und verbreiten einen herrlichen Frieden.

Man versteht zu viel unter Humanität. Was der Mensch nur vermag und sogar vermögen soll, denken einige sich in Humanität hinein. Eine gänzliche Los-

machung von Lust, eine gänzliche Einstimmung mit der Vernunft dünkt sie abgeschmackt und ein bloßer Gegenstand spitzfindiger Grübeley. Die Vernunft ist ihnen gleich weit entfernt, das reine Gesetz zu gebieten und den Empfindungen zu erliegen. Erkennten sie auch den Antheil der Vernunft zur Humanität, so legten sie ihr doch in Beziehung auf diese zu viel Einfluß bey, indem sie alle Empfindungen in den Menschen pflanzten, um die Vernunftkräfte üben zu können; mithin betrachteten sie alles, was sich als Lust und Neigung ankündiget, als Unkraut, was ausgegätet werden muß. Wie sie auf der einen Seite in Rücksicht auf Humanität der Vernunft zu viel zutrauten, verkannten sie dagegen den hohen Willen der Vernunft, der mehr als Humanität gebietet, da die praktische Vernunft Befolgung ihrer eigenen Vorschriften blos der Vorschrift wegen befiehlt. Dieses vertauschten sie mit einem bloßen Anrathen, und setzen dieses Anrathen in ein dunkles moralisches Gefühl — wohlverstanden, Gefühl, um Humanität in eine Eigenschaft zu verwandeln, die allein aus sympathetischen Gefühlen erzeugt würde. Alle die Systeme einer reinen Tendenz zum Guten, eines reinen uneigennützigen Wollens erklären sie blos und baar für Sophismen und abstrakte Gefühle, die in Begriffe eingekleidet sind. Sie haben

in

in so ferne Recht, in wie ferne sie zur Humanität nicht die reinsten Gründe der praktischen Vernunft fordern, sondern sie mit einem unbekannten, inneren, simpathetischen Sinn vermischen; sie haben Unrecht, in wie ferne sie keine Empfindungen gelten lassen, und die Humanität zu einer einzigen Tochter der Vernunft bilden, und in wie ferne sie den simpathetischen Sinn — durch den sie doch verborgne Gefühle mit zur Humanität rechnen — für eine Ankündigung der gleichsam vermenschlichten Vernunft achten. Sie haben ferner groß Unrecht, indem sie das reine Wollen für abstraktes Gefühl in Begriffe gebracht, halten, und die Anhänger dessen den Sophismen preis geben, und dadurch zugleich dem Menschen die Unsterblichkeit aus kühner Hand reißen; ihm nicht eben so reine Anlagen, wie dem ersten Geist, lassen wollen, und zur bloßen Menschheit herabwürdigen; indem sie vergessen, daß gerade durch die Unbeschränktheit dieser Anforderung es sich als allgemeines Gesetz für alle denkende Wesen ankündiget.

Einige verstehen zu wenig unter Humanität. Sie sagen, man soll den Empfindungen des Mitleids, der Mitfreude, der Barmherzigkeit u. s. w. folgen; man solle gleiche Tendenz zur Simpatie und Antipatie hegen, so wie die äusseren Gegenstände einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf uns zurück-

lassen. Auf die Weise würde man nie den Leidenden ungetröstet, unangehalten gehen, und nie den Zürnenden, den Ruhstöhrenden ungeahndet abtreten lassen. Dies sey wahre Humanität — alle Vernunftgründe wären bloße Geburten spitzfindiger Köpfe, die der Mensch gar nicht ausüben könne, die als leere Schreckbilder, wie der Engel vor dem Paradiese mit scharfem Schwerdte ständen, und man müßte sich von der ganzen Welt losreissen können, wenn man seinen Empfindungen nicht folgen solle. Es sey auch hier schon Sieg genug, weil die ädleren die bloß sinnlichen — instinktmäßigen — unterdrückten, oder mindestens sie mäßigten. Sie haben in so ferne Recht, als zur Humanität durchaus Empfindung gehört; als Bewegungen, von äusseren Eindrücken erzeugt, nie geleugnet werden können; als Lüste uns für die Genüsse der Sinnlichkeit, so weit diese erlaubt sind, unentbehrlich bleiben müssen. Sie haben Unrecht, in so ferne sie alle Vernunftgründe für leere Wortklaubereien achten, und alle diese Data der Vernunft also aus einem bloßen Ungrund und zu einem leeren Nichts entstehen lassen; in so ferne sie dem Menschen alle Rechte auf höhere Stuffen absprechen und die hervorstrebenden Geisteskräfte unterdrücken wollen, die doch unverkennbar aus dem allgemeinen Streben dahin hervorleuchten.

Einige

Einige verstehen gar nichts unter dem Begrif von Humanität. Sie legen ihm bald diesen, bald jenen Sinn unter. Es ist ihnen Verädlung des Menschen, und frägt man: Was ist Verädlung des Menschen? so winden sie sich in allerlei dunklen Vorstellungen herum, nennen diese Verädelung bald Vervollkommung, bald äussere Sittlichkeit — kurz, verfeinerten Eigennutz. Denn was ist Vervollkommung? Das ist, sagen sie, die Erhöhung aller Kräfte. Was habt ihr denn für Kräfte? dann folgt eine ganze Liste von Tugenden, und wie erhalte ich diese? wenn ich sehe, wie andere Menschen handeln, wie sie hier- und dadurch glücklich werden, nnd wodurch ich das größtmöglichste Vergnügen mir erwerbe. Alle diese Empfehlungen sind so relativ, so täuschend, und geben so wenig eine Regel ab, daß man in einem Luftmeere schwimmt. Ihnen ist höchstes Princip das leidige Gesetz: Was du nicht willt, das dir geschicht, das thue auch einem Andern nicht. Nicht allein, daß hiemit alle Handlungen der Großmuth, der Wohlthätigkeit abgethan sind, weil hier alles auf einem mehr und minder starkem Gefühle beruhet, daß dem Eigennutz Thor und Riegel geöfnet wird, gegen den die Vernunft doch beständig zu Felde zieht — so dient es gar nicht zum höchsten Princip, weil ich beständig noch weiter fragen muß: Warum will ich nicht, daß

man anders gegen mich handelt? z. B.: Warum will ich nicht, daß man mich bestiehlt? weil ich verliehre: Warum will ich nicht verliehren? weil ich dann weniger geniessen kann: Warum will ich nicht weniger geniessen? weil ich dann weniger glücklich bin: Warum bin ich dann weniger glücklich? weil ich manchen Wunsch dann weniger erfüllen kann und es mir unangenehme Empfindungen verursacht: Was haben dann meine Wünsche für eine Richtschnur? glücklich zu werden. So dreht man sich wahnsinnig in einem Zirkel herum, und weiß durchaus keine Regel, an die man sich halten kann. Diese Art Menschen verstehen schlechterdings keinen Grundsatz anzugeben, dann es fehlt ihnen an etwas allgemeinem. Ihnen ist Humanität ein zurückgezogenes bescheidnes Betragen; mithin die Koketterie der Erziehung, die Buhlerin des Hofes, die nachläßige Dienerin des Rechtes, und Schmeichlerin aller Fehler der Menschen. Nicht wollen sie alle gute Handlungen weggewischt sehen; aber ihre guten Handlungen bestehen nur in Konvenienz, in dezenten Maniren; in solchen Uebungen, die andere nicht empören und einen äußerlich zum billigen, erträglichen und umgänglichen Menschen bilden: Humanität besteht vielen dieser Classe in Reinheit der äusseren Handlungen, der Worte, der Mienen; in Ertragung anderer Fehler,

und

und was dergleichen schaale Meinungen mehr sind. Bey dieser Gattung Menschen ist Humanität nirgends recht, und nirgends falsch gefaßt — denn sie hegten gar keinen Begrif, mithin können sie auch nicht widerlegt werden. Sie schwimmen halb oben und halb unten, und sind allewege in jeder Erklärung zu Hause, und finden alles Recht und alles Unrecht, so wie man ihnen eine Nase Rechts und Links dreht. Mit diesen habe ich nichts zu schaffen, und für diese schrieb ich keine Zeile. Ja diese Menschen, welche zum Theil es für bloßes Wortgeschwätz ausschreien, und mitleidig die Achsel zucken, sind nicht für meine Schrift gemacht, und ich ersuche sie auf dieser Stelle freundschaftlich, mein Buch zurück zu legen. Ihre weitschweifigen Ideen rechnen sie allesammt zur Popularphilosopie, und glauben, durch wässerigte Auseinanderrechnungen bis zur höchsten Einsicht gedrungen zu seyn. Sie schreiben ungefähr wie Villaume über das Uebel der Welt; lassen jedes nur mögliche und gedenkbare Uebel die Reihe paßiren, und zeigen, wie ein jedwedes etwas Gutes mit sich führe, ohne von einem Grundsatze ausgegangen zu seyn. Sie haben noch weniger auf ihrer Seite wie die natürlichsten, durch Erfahrung gereiften Menschen, aus denen ein reines Gefühl als Ausfluß des Moralgesetzes spricht, da sie hingegen

halb wahre und halb falsche Ideen aufgefaßt, und sie mit zweydeutigen Simptomen ausgespickt haben.

Hieraus ergiebt sich: man ist bey weiten nicht zur Ausfertigung des Begrifs wahrer Humanität gediehen. Man hat zu viel, oder zu wenig, oder gar nichts damit verbunden. Man bedient sich des Wortes und hat ihm die Ehre angethan, ihm das Bürgerrecht seiner Gesellschaftsworte zu ertheilen, ohne einen eigentlichen Sinn daran zu knüpfen. Man erhebt es bald über seine Region, und läßt es dafür zur andern Zeit tief unter seine Gränzen sinken. Um sich nicht zu beeinträchtigen, erklärt man sich nicht gern über dieses und ähnliche Wörter; fragt sich auch nicht darnach, weil es sich von selbst versteht, daß jeder den rechten Sinn von gesellschaftlichen Ausdrücken kenne. So verlohnt es sich der Mühe, noch etwas darüber zu sprechen, um sich einander zu nähern und irgendwo zu fußen.

Zweites

Zweytes Capitel.

Begrif der Humanität.

Man gelangt zu Wahrheiten, die noch nicht hell wie das Sonnenlicht sind, am schnellsten und sichersten durch Absonderung alles Falschen. Sobald wir wissen, was die Humanität nicht ist, und nicht seyn kann, werden wir sehr bald auf das gerathen, was sie ist. Zu dem Ende mögen die hie und da hingeworfenen Erklärungen erst die Zensur gehen, bevor wir unserem Zwecke näher kommen. Eigene Erklärungen von Humanität giebt es meines Wissens gar nicht. Nur aus den Resultaten der vorgetragenen Abhandlungen schimmern Blicke hervor, die, wiewohl nur schwach, Humanitätbegriffe andeuten. Das allgemeinste und vielleicht darum unsicherste — denn nichts kann unsicherer auftreten, als allgemeine Begriffe, die nicht auf das reinste geläutert sind — lautet so: Humanität wird man kurz und deutlich verädelte Menschheit nennen. Die beyden Wörter, verädelt und Menschheit, stehen mit so vollem Gewichte bey dem lesenden Publikum, daß man ungekreutzigt schwerlich viel da-

gegen sagen darf. Was ist ädel, verädelt, was Menschheit? Diese Wörter müssen wir in Anspruch nehmen, ob sie ihr bürgerliches Recht in Anschlag bringen dürfen; ob sie nicht falsche Rechte verwalten, und vielleicht in tiefes Schweigen unter aller Gnadenverbleibung verwiesen werden müssen. Alle schaalen Erklärungen abgerechnet, hiesse ädel wohl sehr vielen jede Aeusserung und Handlung, welche Ueberwindung aus Grundsätzen, des Recht und Billigen, kostete; oder die eine gewaltsame Vernunftbeherrschung über die heftige Stimme der Neigung andeutet. Ich will fürs erste diese Erklärung unangefochten lassen, und nur mit ihr dem Ganzen näher eilen. Was ist denn Menschheit? Menschheit wird hier figürlich genommen, in so ferne ein jeder die ganze Menschheit vorstellen soll, folglich alle Kräfte, die diese Menschheit als Gattung aufweisen kann, soll ein jeder als Individuum an sich tragen. Verädelte Menschheit wäre demnach die Handlungsweise desjenigen, der beständig mit Aufopferung seiner Neigungen irgend eine Kraft, die der Menschheit möglich ist, sich eigen gemacht und wirkend gemacht hat. Ehe ich mich dafür oder dawider erkläre, muß ich es noch etwas mehr erörtern und prüfen. Ich setze nun nicht mehr bey dieser Parthei voraus, sondern es ist eigener Ausspruch; einmahl:

Das

Das Aedle bedarf jedesmahl Aufopferung; Zweytens: Jeder Mensch muß die Gattung Menschheit in seinen Thaten zeigen, und wer einen Menschen kennt, muß sie alle kennen, wenn nicht nach seinen Klugheits-Maximen, doch nach seinen Prinzipien, folglich, wer sich kennt, kennt alle; Drittens: Neigung darf nie in irgend einer Handlung hervorleuchten. Was muß die Menschheit zu diesem hohen Entzwecke beginnen, wie muß sie sich eigentlich ausrüsten und verpanzern gegen die Neigungen, um so verädelt, um so Menschheit zu seyn? ja, der Mensch muß nicht mehr an flüchtige Augenblicke hängen; muß das Beharrliche lieb gewinnen; muß das Nichtige und Kleinliche in allem, was Neigung heißt, erspähen und sich üben. Und wie gelangt er zu dieser Uebung, zu dieser Erspähung? Doch nicht allein durch seltene Beyspiele des Aedlen, durch weitläuftige moralische Reden, vielleicht durch eigene Erfahrung? Aber wehe, wehe dem, der erst alles durch Erfahrung haben muß! Er wäre die ganze Lasterschule durchgewandelt, erst gänzlich zerrüttet, und wenn es überhaupt gedenkbar sey, nach solchem Sinken aufzustehen, so wäre er ädel geworden, da es ihm an Kräften fehlte, den Adel zu äussern, oder ihn das Unädele anekle, wie den Knaben ein Gericht, wodurch er sich das Fieber holte. Dann wäre es Jenem kein Aedles

mehr, eben so wenig, wie bey dem Knaben eine Tugend, nicht von dem Gericht zu essen, was er nicht möchte. Viele unrichtige Meinungen wollte ich aus dem obigen herleiten. Um es mit der Parthei abzumachen, sage ich schließlich: sie habe Recht, in wie ferne der Mensch seine Neigung besiegen muß, denn er besizt nicht umsonst die berathende Vernunft; aber sie habe gerade dadurch Unrecht, indem sie der Vernunft alles zuspreche, und die Neigung für ein wahres Schattenbild, oder für ein Puppenspiel der Vernunft, oder endlich für die Kreuzigung der Vernunft halte, damit die Vernunft vernünfteln könne, und fordere also schlechterdings was Unmögliches, indem gerade die Neigungen alles das, was Schönheit heiße, mit verursachen, und das Schönheitsgefühl dem Menschen gar nicht entrissen werden dürfe, ohne ihr selbst von ihrer Eigenthümlichkeit etwas zu nehmen — auch die Neigungen uns unumgänglich nothwendig bleiben, so lange wir an Bedürfnisse gekettet, das heißt, so lange wir Menschen sind. Sie hat ferner Unrecht, wenn sie dies für Humanität ausgiebt, da bey diesem Benehmen schon Humanität vorausgesetzt wird, und man nach ihrer Erklärung von Adel, nie ädel seyn könne, ohne schon human gewesen zu seyn — und sie hat in so ferne Recht, alle Neigungen auszuschliessen,

indem, nach ihrer Erklärungsweise, das Aedle die bloß göttliche Seite des Menschen betrift, das Hinwegsteigen über die Menschheit und die Handlungsweise vollkommener Geister, die Ausübung des Moralgesetzes, du sollst. Sie muß dies nun für Humanität geltend machen, da bey Humanität durchweg keine Menschlichkeit kann abgelegt noch göttlich gehandelt werden, sondern der Menschheit, eigenthümliche Menschlichkeit, das ist, Einwirkung der Neigung, zukömmt, und sie dadurch gerade über das Thier und unter dem höchsten Gute stehen bleibt. Diese Parthei begeht heillose Fehltritte, wenn sie keine rechtmäßigere Mittel aufzusuchen versteht, um uns zum Aedelseyn zu führen, da diese bey den mehrsten, die, vermöge ihrer heissen Temperamente, alles Begehren nicht wie Federn abschütteln können; Verderb, Untergang der Sitten und Kräfte, mithin Vertilgung aller Möglichkeiten zum Besserwerden, nach sich ziehen, und wir hoffen, sie dahin geleitet zu haben, daß sie einen mittleren Zustand annehmen müssen, um den Menschen zu dem sich geschilderten Tempel des Adels zu bringen, in welchem Vernunft und Neigung beyde thätig und leidend befunden werden. Der ebene Gang leitet sicherer, und leitet nur allein. Diese Parthey hat ferner Unrecht, wenn sie durch diese Erklärung zu verstehen

giebt: der Mensch sey nur zum Kriege geboren, und die Neigungen mit der Vernunft, wären in ihren Forderungen dermassen getrennt, daß nie an einen Waffenstillstand zu gedenken stehe, da doch nichs weiter dazu gehört, als gegenseitiges Fügen in einander; so, daß die Sinnlichkeit weder despotisch verfahre, noch die Vernunft das Menschliche ausrotte, um in einem zerbrechlichen Körper den reinen Gott wirken zu lassen. Mithin braucht nicht immer ein Bannstrahl der Vernunft zu entscheiden, und Humanität würde demnach ihren sanften Zepter führen; alle Neigungen brauchten nicht aufgeopfert zu werden; folglich ginge der Begriff nicht durch. Eine andere Parthei hält Nachgiebigkeit für die richtigste Erklärung der Humanität. Nachgiebigkeit trage den Stempel der Anerkennung anderer Vorzüge, eigener Nichtunfehlbarkeit und Ueberzeugung der Schwäche sämmtlicher Menschen. Durch Nachgiebigkeit thue man sich kund — man sey Mensch, folglich, nicht vollkommen, man trage Fehler, weil andere sie an uns tragen müssen. Hier spreche ja Vernunft, und sey die Neigung nicht gänzlich leidend. Wir bescheiden uns gerne, daß diese Parthei wenigstens nicht einen falschen Weg eingeschlagen habe, weil sie doch Neigungen ertragen will: denn wir wüßten nicht, gegen was sie sich übrigens nachgiebig betragen wolle. Aber

wir

wir bekennen auch, daß Nachgiebigkeit nur ein einziger Zug der Humanität sey, indem alle Forderungen der Thätigkeit hier aus aller Acht gelassen stehen; auf einer Seite zu viel Schwäche sich in Nachgiebigkeit einschleichen dürfte, und auf der anderen Seite zu viel Uebereinkunft mit anderen und das schädlichen Neigungen statt finden möchte. Wir gestehen, daß es an einer Regel fehle, woran diese Nachgiebigkeit gebunden sey; daß sie keiner bloßen Willkühr müsse preis und feil geboten werden; daß es vielen Menschen, vermöge ihres kältern Blutes und schwer zu affizirenden Nerven, bey weitem leichter falle, sich dann dieser Humanität zu weihen, als schnell und warmblütigen Bewohnern unserer Erdkugel. Es möchten ferner mancherley üble Neigungen, die viel Unwesen anstiften, unter diese Nachgiebigkeit sich begeben, und die Humanität sich erschleichen wollen. Eigennutz, auf das säuberste angesponnen, sey wahrscheinlich nicht unerbittlich, einen treuen Diener vorzustellen, und die ganze Classe dienender und abhängiger Menschen möchten sich gelüsten lassen, die Humanität sich eigen zu wähnen, weil sie gegen die Leidenschaften ihrer Herrn und Vorgesetzten sich nicht sträubten — und ihren kleinen unrechtmäßigen Wünschen nicht allein ein verzeihendes Auge gönnten, sondern gar Anschläge mitbearbeiteten, um jenen zum

Zweck

Zweck zu helfen. Hiernach scheint die Nachgiebigkeit, so gangbar verschrien und angepriesen, einer ädlen Führerin zu bedürfen, damit sie nicht falschen Lohn suche, und aus baarer Bettelei herrschend werde. Es erhellet klar: Humanität könne wohl diese Nachgiebigkeit mit aufnehmen, aber sie mache nie allein Humanität, und nur wenn sie sehr genau bestimmt sey, einen Theil von Humanität aus. Eine denkendere und ädlere Parthei ist diejenige, welche Humanität als Harmonie aller Empfindungen erklärt. Ihnen ist Harmonie aller Empfindungen, die gänzlich ebenmässige Wirkung aller Empfindungen. So wie ein stilles Meer alle Tropfen in größtem Gleichgewicht, daß einer weder sich verdränge noch zurückgezwängt werde, solle das richtigste Verhältniß in allen Empfindungen herrschen; nicht eine dürfe die andere schweigen heissen, noch sie zur Verdunkelung anderer hervorrufen. Durch dieses gänzliche Ebenmaaß sey der Mensch so vorbereitet, jedem äussern Eindruck rechtmässiges Gehör zu leisten, und mit einer wohlgeordneten Empfindung sich zur Hülfe einzufinden. Alle Unannehmlichkeiten, die wir uns unter einander zufügen, rühren lediglich aus den verdreheten Neigungen oder einer hervorstechenden Empfindung, oder einer trotzigen Leidenschaft her. Sey Ruhe und Freundschaft

in den Empfindungen hergestellt, so seyen mit gutem Fug alle diese üblen Rückwirkungen ins Reich der Vergessenheit verwiesen, und die Folgen übler Laune mit ihren Ursachen zugleich gütlich abgethan. Diese sanfte Parthei hat Recht, in wie ferne sie Allgemeinheit der Empfindungen erheischt, sie alle zügelt, ohne zu unterdrücken, ihr Einwirkung in die Handlungsweise des Menschen zuspricht, ohne das ganze Regiment einzuräumen, auch vielleicht dringendes Ansuchen der Empfindungen nachsichtig anhört, ohne doch ihr Vorgreifungen zuzugestehen. Sie wäre nach dieser Deduktion allerdings eine heilsame Arzenei für die Krankheiten der Leidenschaften, an denen die Menschheit so häufig danieder liegt, und auch nicht so schwer zu erringen, wie die oben geschilderte Nachgiebigkeit, indem sie nicht alle Lüste zurücktreten heißt, sondern sie dermassen zu regeln gedenkt, daß sie alle Befugniß haben, ihre natürlichen Rechte gerichtlich, und im Fall dieses fehlschlägt, gewaltthätig behaupten zu dürfen. Aber mögen ihre Aussichten dem Ansehen nach noch so glänzend seyn, ihnen fehlt ein nothwendiges Erforderniß, angeregt und geleitet zu und in der Thätigkeit zu werden. Wo vollkommenes Ebenmaaß herrscht, findet schlechterdings kein Streben nach aussen statt. Die ganze Thätigkeit liegt in dieser gleichförmig ange-

strengten

strengten Kraft, ihren Platz um kein Haar breit zu räumen, oder irgend eine andere Lage einzunehmen. Sobald nur ein Tröpfchen sich auszudehnen bestrebt, so stöhrt es das Gleichgewicht, und es entsteht Bewegung — die Harmonie ist aufgehoben. Man werfe uns nicht ein: Harmonie sey der Musik entlehnt, und bestehe nur aus aufgelößten Dissonanten in Konsonanten. Jede Dissonanz ausser der Musik hat an und für sich etwas Misklingendes — keine Empfindung darf dissoniren, denn die darauf nach der musikalischen Mensur folgende Konsonanz würde einen andern Gegenstand treffen, und ich würde durch meine dem andern bewirkte Konsonanz, nie die jenem zugefügte Dissonanz schmelzen und auflösen. Ein ungestümes Meer schlägt, wenn es mir erlaubt ist, so verblühmt zu reden, dissonante und konsonante Wellen. Eine Dissonanz zertrümmert das einsame Schiff, und diese wogt sich von Welle zu Welle, bis sie entweder ganz friedlich konsonanter in eine grössere oder am Ufer sich auflößt und verschwimmt. Kann diese Konsonanz je den Schaden jener Dissonanz wieder herstellen? Wo demnach Harmonie, völliger Einklang in den Empfindungen gefunden wird, äussert sich keine Bewegung nach aussen, sondern allein nach innen. Und, angenommen, dies sey so möglich wie es unmöglich ist,

von

von wem soll diese ebenmässige Masse geleitet werden, wenn sie wirkt? Sie ist nur wie Stof zu betrachten, dem eine Form fehlt. Nichts aber kann zugleich Stof und Form vorstellen. Hier müßte die Vernunft wahrscheinlich mit einreden dürfen. Unter ihrem Leitungsstab dürfen die Empfindungen allein wandeln. Es hat diese Parthei also Unrecht, indem sie nie einer Empfindung zu keiner Zeit lautere Sprache erlaubt vor einer anderen. Denn sonsten widerspricht sie sich in ihrem Worte Harmonie — weil nach dieser Behauptung alle Empfindungen gar keine Empfindungen wären, da ihr Hauptcharakter in Angezogenwerden besteht — aber sie gar nicht angezogen werden darf, ohne alle Empfindungen mitzunehmen; nun aber kein Gegenstand in einem und eben dem Moment alle Empfindungen erregen, oder alles, was Lust heißt, an sich ziehen kann. Diese Parthei hat Unrecht, in so fern sie zur Humanität alle Vernunft ausschließt, und dem Menschen nur in einer gewissen Instinktbewirkung aller Empfindungen erhält: denn das wäre nicht das größtmöglichste, was der Mensch in seinen Empfindungen erringen könnte, daß sie instinktmäßig sich regten. Denn wir sehen nicht ab, wie, wenn die Vernunft ausgeschlossen ist, Leitung entstehen soll. Diese Parthei liesse also den Menschen nur unmerkbar wenig über das Thier

wegragen, und nähme gar keine Notiz von seiner höheren Abkunft der Vernunft, wodurch er sich zur Gottheit erhebt, und selbst diesem Geiste Gesetze vorschreibt, die jedem Ich geheiligt heißen müssen. Möge sie gerne, denn das trauen wir ihr zu, dem Menschen Vernunft zugestehen, so verfehlte sie doch den rechten Weg, indem sie dem Menschen allen Werth entreißt, der ihm allein in Humanität gegeben ist. Diese Vernunft narren-theidigt nicht mit Charlatanerien in den Empfindungen umher; besteht eben so wenig in leeren Ausrufungen und hohen Lauten, als sie bloß durch ihre Größe auf künftigere stattlichere Rechte zeihet; sondern sie soll kräftig und thätig schon hier sich beweisen, und durch ihre Zusammenkunft mit den Empfindungen das Menschen-preißwürdigste erzeugen — Humanität. Diese Parthei hat endlich noch Unrecht, indem sie keine mächtige, ausgezeichnete Empfindungen gebietet, sondern gar untersagt, da diese doch die Grundlage der Talente des genialischen und des höchsten des Genies ausmacht. Wo lebten Homere und Klopstocke, die Platos und Kants, die Shakespeare und Schillers, die Petrarkas und Goethe, die Likurge und Solons, und alle Helden in unserem Andenken. Nein diese Heiligthümer laß uns nicht aufgeben, und sollte die Harmanie auch kühn aus unserer Hand gerissen werden.

Eine

Eine Classe von Leser, denen es bey weitem nicht darum zu thun ist, mit jedem Worte den bestimmtesten Begriff zu verbinden, halten Humanität und Simpathie für gleichgeltende Ausdrücke. Simpathie spielte beständig eine große Rolle. Sie deckte manche Schande zu, und verschleierte manchem das Auge, heimliche Untugenden zu erfahren. Vorzüglich beschäftigten sich die englischen Weltweisen mit ihr, und das aus dem noch einleuchtenderem Grunde, da diese Nation durch dicke Luft und starke Nahrungsmittel ihr Blut so brausend gemacht, vorzüglich zu Handlungen sich aufgelegt findet, die durch simpathetische Gefühle erregt werden. Da Simpathie die Mitaffizirung ist, und Menschen allerseits Affizirung leiden, folglich auch allerseits zunächst hier Theilnahme hegen, weil es ihre Grundeinrichtung unmittelbar betrift, so drang man nicht allein immer auf Schärfung der Simpathie, sondern verzieh auch gerne den daraus sich ergebenden Fehltritten. Man behauptet also nun: Mitempfindung, Veräusserung seines Zustandes, indem man sich in den eines andern begibt, gebieret die wohlthätigsten Handlungen, und führt im Gefolge alle die menschlichen Tugenden der Verzeihung, Nachsicht, Barmherzigkeit, Milde u. s. w. Durch Simpathie säumen wir nicht lange, ob wir helfen wollen, was

für eine Person die leidende seyn möge, sondern wir handeln augenblicklich, und nehmen uns der Sache wie der eigenen an; vergessen mithin unsere Individualität, und zeigen die Gattung Menschheit. Simpathie vergißt Unterschied des Standes, Geschlechts, der Kenntnisse, der Zustände — sie bestürmt und wir leben in Allen, vereinigen demnach Alles in Eins — das ist, wir sind human. Eine Thräne im Auge schmelzt den eisernen Zorn, ein dringendes Wort bestimmt uns zu helfen — kurz, wir sind Menschen, die nicht nach Gewicht abwägen, und doch auch zugleich die stürmenden Gefühle nicht rasend verfolgen, sondern nach einigen nützlich gewordenen Sekunden zur Besonnenheit zurückkehren. Die ganze Klasse fühlender und empfindelnder Frauen neigt sich mehr und minder zu dieser Parthei. Alle wirklichen Regungen der Zartheit, der weichen Behandlung, der natürlichen Schwäche, des gegenwärtigen heftigen Eingangs, der plötzlichen Bestimmung durch Nervenreitz, bereiten sich durch die Simpathie ein ruhiges Lager, und führen eine schmelzende Schönheit ein, die aber nur durch verfeinerte, genußreiche Sinnlichkeit schmelzt. Durch die Simpathie sinkt ein schönes Weib in annehmliche und dezente Ohnmacht, wenn die Harfe in vollen Akkorden rauscht, und folgt ein bewußtloser Schrei, wenn ein anderer

das Bein oder den Arm bricht. Es scheint eine gewisse Unfühlbarkeit anzudeuten, wenn man solch zartes Band der Menschheit nicht für das einzigste und nicht für das erhabenste achtet. Demnach können wir nicht umhin, zu erklären: Simpathie sey schlechterdings nicht für Humanität zu halten, weil sie ebenfalls, wie Nachgiebigkeit, nicht allein nicht strenge genug in der Bestimmung zum Handeln, sondern gar nicht bestimmend an und für sich selbst sey, weil zu den heftigsten Gefühlen noch immerhin der Entschluß, also ein Akt der Vernunft gehört; auch größtentheils sehr gesetzwidrig zur Bestimmung beytragen würde; der äussere lamentable Zustand und ein feines Nervenchor entschieden jedwede Handlung, mithin begünstigte man das Unrecht tausendfach mehr wie das Recht. Ich bediene mich mit Fleiß des Wortes: Begünstigung, weil alle simpathetischen Gefühle, nur willfähren, den Weg einschlagen; weil sie sollen, ohne zu müssen. Die Humanität stünde sich gar schlecht bey ihr, weil der verschuldetleidende Theil gewöhnlich am heftigsten — da zu seinem Leiden die beschränkte aufgehaltene Rache kömmt — in Schmerzen ausbricht, und die Simpathie gerade diesen herzzerschneidenden Augenblick keinen Widerstand leisten würde. Eine verurtheilte Kindesmörderin flößt durch ihr jugendliches, tiefklagendes,

ihre Lüste und Schaamgefühl verdammendes, ihr Stehen am letzten Punkte in dieser Welt ein so unwillkührliches Mitleid ein, daß man ihr gern verziehe und sie nicht nur dem Tode entzöge, sondern sie ohne alle Strafe auf freie Füße setzte. Ich darf die Lücken nicht weiter herrechnen, die Menschheit kehrte in eine verweichlichte Lust zurück, und gäbe sowohl den feinsten als den niederträchtigsten Behandlungen Raum. Die Wollüstigsten, im feineren Verstande, sind die fühlbarsten und zugleich die grausamsten. Die cholerischen erliegen sogleich der Mitempfindung. Wie das Gefühl auf der einen Seite stark wirket, thut es das auch auf der entgegengesetzten. Simpathie verschlingt allbegierig wie ein unwissendes Kind. Dieses bedarf Vormünder — so auch die Simpathie. Was sollen wir denn mit einer Unmündigen beginnen? Das angepriesene der Veräusserung seiner Person, des Uebergangs aus der Individualität in die Gattung, ruhet auf schlüpfrigen Pfaden. Man geht nie in die ganze Stimmung, nur immer in die einzelne über. Der Geschlagene blutet, wir sind gerührt, wir finden den Thäter; er erzählt seine Geschichte; das Verschulden des Leidenden liegt am Tage, und wir hassen. Humanität würde aus den unbedingten Folgen der Simpathie entstehen. Vielleicht sind in der ganzen Weltgeschichte

keine

keine Monumente mehr zu beweinen, als die ihr Denkmahl durch die Simpathie geprägt an sich tragen. Das dicke Buch: über die sittlichen Gefühle, von dem Engländer Smith, dient zur Uebersicht, wie weitschweifig alles hergerechnet werden muß, um hier ein oberes Gesetz anzugeben, was im allgemeinen beständig fehlschlägt, und nur durch die einzelnen Motiven geregelt werden kann, wodurch seine Inprobabilität hinlänglich begründet. Das tausendfache muß irgendwo ausgehen, dieser Ausgang heißt seine Quelle. So gereiniget der moralische Sinn von den englischen Philosophen auch ward, so sehr gestehen sie heimlich ein, daß dem moralischen Sinn noch etwas vorangehen muß, weil Gefühle fortgehend von äusseren Dingen abhängen. Da äussere Dinge aber nie dieselben sind, und in derselben Lage erscheinen, so sind die daraus erweckten Gefühle jedesmal anders; also dürfen sie nie Regel, mithin nie Gegenstand eines Gesetzes der Humanität werden, deren erstes Bedürfniß Allgemeinheit erheischt.

So wie durchgedachte Meinungen nie ganz falsch seyn können, sondern irgendwo an die Wahrheit grenzen, und in sie hineingreifen, faßte man Humanität beständig von einer Seite recht. Seit undenklichen Zeiten theilte man aber den Menschen, und ging

entweder auf Seiten seiner Sinnlichkeit oder seiner Vernunft zu weit. Um so viel man hier zu weit ging, schnitt man dort ab — mithin umfaßte man beynahe in jedem Sistem das Ganze des Menschen — nur verfehlte man das einige, das gehörige Verhältniß zwischen denen Vermögen selbst. Weil man sich noch bloß mit den äussersten Grenzpunkten der thierischsten Sinnlichkeit und der freiergreifenden Vernunft beschäftigte, so mußte das sanfte Band der Schönheit desto unbemerkter dem fliegenden Auge entschlüpfen. Die hohen geistigen Sisteme — der Stoa schien es ein unwürdiges Verhängniß, an Anschauungen gefesselt zu seyn, unvereinbar mit Selbstkraft, da sie sich von dieser so durchdrungen, lebhaft überzeugt hatte. Die Epikureer und alle Anhänger der Sinnlichkeit fühlten zu merkbar die Abhängung des freien Menschen von Gegenständen ausser ihnen, als daß sie dieser Ueberzeugung gewichen wären, und weil der Abstand der Vernunft so unbeschreiblich schien, opferten sie diese Ahndungen einer Freiheit auf, und glaubten, etwas höheres sey ihm unmöglich. Durchaus muß die Humanität beiden Theilen zugehören; gleich nahe mit beiden verwandt, und gleich weit von beiden entfernt seyn, um einer zu dienen. Die Humanität wird weder ganz leiden noch ganz herrschen dürfen. Beides

zu=

zusammen prägt den Stempel, womit man sie bezeichnen muß. Es ergiebt sich schon von selbst: kein Vermögen dürfe unentwickelt liegen bleiben. Der Verstand müsse so gut wie die Sinnlichkeit, und diese wie jener erleuchtet werden. Schon die Wörter tragen das eigenthümliche Geschlecht an sich; die Sinnlichkeit das Weibliche, um ihre Mannigfaltigkeit, ihr Formsuchendes anzuzeigen. Sie ist üppig und verlanget nach Einheit. Der Verstand ist männlich, will stets in Einheit bringen, aber ihm mangelts an Materie. So gatten sich Form und Materie, und beides, jedes für sich als Dissonanz, lösen sich in eine Harmonie auf, sind jedes für sich völlig untauglich, und bezeichnen gerade durch ihre gegenseitige Nothwendigkeit ihre wesentliche Unentbehrlichkeit. Vielleicht bildete sich durch dieses Raisonnement eine andere Meinung der Humanität. Man gab sie für eine Fertigkeit aus, Gefühl und Gedanken nach Wunsch und Willen wirken zu lassen. Der Aufschluß war nicht minder kühn als täuschend. Er schien vieles für sich zu haben, da er tief in beide Vermögen hineingrif, den Menschen so wenig entadelte als vergötterte. Die Anstrengung paßte sehr gut zur Humanität; denn sie blieb ebenmäßig; riß den Menschen nicht gewaltsamerweise von seiner Anschauungswelt und berührte nicht minder den Ideenkreis. Sie wür-

digte ihn durch einen hohen Grad von Selbstthätigkeit, indem sie es Fertigkeit nannte, stete Bereitwilligkeit mit der dazu gehörigen Kraft, sie auszuüben. Aber gerade hier lag die unbemerkte Sandbanke, an der sie, und mit ihr das Ganze scheitern mußte. Keine Fertigkeit duldet das Gefühl neben sich. Denn Fertigkeit setzt solche Besonnenheit voraus, die nur in ernsten, kalten Augenblicken sich darstellen kann. Oder sie verwandelt sich gar in Instrumenten ähnlichen Mechanismus, der nicht minder allen zuzurechnenden Werth aufhebt. Denn Gefühl darf der Humane nie entsagen. Dieses stellt eine neue Welt vor; vermenschlichet die Thaten, und schließt die Mitgenossen der Erde in ein freundschaftliches Band. Flieht das Gefühl, so hört die Menschheit auf; denn wir sind an die Gegenstände ausser uns gewiesen. Diese wirken immerhin — die Rezeptibilität, oder das Vermögen, Eindrücke zu empfangen, läßt sich nicht aufheben, und so lange wir das Vermögen noch besitzen, müssen wir Eindrücke schon leiden. Diese Parthei darf sich nie anmaßen, uns eine Fertigkeit vorzuschreiben; da sie nicht, ohne etwas leeres zu sagen, uns Eindrücke verbieten kann. Sie misversteht uns aber gänzlich, wenn sie uns einer Kraftlosigkeit beschuldigt, als wollten wir nicht besonnen werden. Keinesweges — nur soll keine Besonnenheit

dem

dem Eindruck vorangehen — nicht früher wirken, bis sie etwas in Schranken zu weisen verhindert, nicht Gleichgültigkeit für alle Dinge einflößen, und das heilige Intresse, was wir an die Erde hegen müssen, aufheben wollen. So undankbar dürfen wir unserer Erzieherin nicht werden. Die Fertigkeit macht also nie Humanität aus. Geist und Leben muß in ihr wohnen; sie ist keine Kunst, keine Schule, kein Advokatengeschäft; sie fühlt sich immerhin getrieben, und lenkt mitten im Getriebenwerden.

Nein, ruft eine Gegnerin uns zu: Humanität besteht nach eurer eigenen Aussage in etwas, das sich als das höchste und erhabenste für den Menschen ankündiget, und was das wünschenswehrteste ihm bleibt, und nach welchem sich nichts höheres bedingen läßt; sie ist das höchste Sittengesetz selbst; sie besteht in der freien Ergreifung des guten; weil die Vernunft das gute vorschreibt. Sind eure Vorschriften der Vernunft nicht bloß Wahn; so wissen wir nichts grösseres dem Begrif von Humanität unterzuschieben. Wir beschleichen nicht Neigungen noch Schwäche — wir sind uns selbst genug und nennen uns human. Das Sittengesetz überzeugt uns nur von unserer Persönlichkeit, antworten wir, und sichert uns den Werth, den Zweck, das gleiche Recht mit jedem denkenden Wesen — selbst

mit

mit Gott. Da es aber schlechterdings nichts mit Anschauungen zu schaffen hat; so dürfen wir uns nie auf dieses allein beziehen. Wir stehen etwas niedriger; sind, als Menschen die zur Natur gehören, Sklaven, und müssen uns dieser Sklavschaft entziehen. Das würden wir nicht wagen, wenn nicht das Sittengesetz uns diese Würde erklärte, und uns in der Ahndung befestigte, wir können, ja wir müssen uns losreissen. — Diese 2 Theile bewirkt das Sittengesetzt nur für uns als Menschen: 1) Wir sind Selbstzweck; 2) Wir geben uns selbst Gesetze. Nun, wie schon oben erwiesen ist, werden wir als Menschen nie frey von Eindrücken — bleiben in Rücksicht dieser Sklaven. Aber das Joch ist sanft, das Rosenband einer Geliebten, an die wir mit Wollust hängen, und wir sind frey, in so ferne wir die anziehenden Züge der Schönen bloß betrachten, oder mit freiem Willen uns hinüber ziehen lassen. Hören wir auf, uns in dieser Hingebung selbst zu fühlen; geniessen wir nur, um uns selbst zu vergessen, so sind wir Sklaven — ergeben wir uns aber bloß so weit, als wir noch Achtung für uns dabey behalten können; so sind wir freie Menschen! Wir gebieten selbst über unser Joch. Das Sittengesetz wirkt nur — verlieret den Wunsch nicht aus dem Auge, aber es flieht wie eine gaukelnde Schöne, und

ihn

ihn erhascht sie keinesweges. Nennt das nur keine Täuschung unserer selbst. Der geheimste Rath hält des Königs Siegel — er darf damit machen was er will; wird aber nie der König. Seelige Täuschung! Die Schönheit wird uns hinablocken sollen, uns fesseln und lösen, und uns frey und unterthan machen. Vielleicht ließ sich ein Mittelweg einschlagen, um nicht bey der großen Forderung ledig und allein dem Sittengesetz zu gehorchen, und um nicht bloß den eigennützigen Trieb zu ergreifen. Dieser Weg wäre, Maximen zu folgen; mithin Humanität die Befolgung allgemeiner Maximen. Wir müssen uns erst mit ihnen etwas näher bringen. Was sind Maximen und wie werden sie allgemein? Maximen sind Regeln, die aus der Erfahrung abgezogen nach der Vernunft geprüft sind. Sie werden berichtiget und erweitert durch die theoretische Vernunft. Diese vermag nicht früher zu denken und zu bestimmen, bis Fälle gegeben sind, und so wie ein einzelner Fall eintrit, berichtiget sie ihn. Man sieht, daß das Geschäft der theoretischen Vernunft von einer Seite abhängig ist, in so fern erst Fälle gegeben werden müssen. Sollte sie ihre ganze Berechnung abnehmen, und als eine Richtschnur stehen; so müßten alle Fälle gegeben seyn. Wo aber Mannigfaltigkeit ist, können nie alle Fälle angegeben werden — das findet

nur bey Einheit statt; denn wer kann mich hindern, noch eine andere Zusammensetzung der Dinge zu gedenken, als alle sich denken. Weil nun die Regeln als Maximen nie beendiget werden, und jeder neue Fall eine eigene Regel erfordert, so zeigt sich diese Erklärung als völlig unhaltbar. Diese Maximen werden nie allgemein, das heißt, sie können mir nie wie unumstößlich aufgedrungen werden, da ich mich stets wegern darf, den Fall früher zu gedenken, bis er mir selbst vorkam. Daher streitet man sich auch allerwege über solche Maximen; weil der Fall bis auf das allergeringste bestimmt werden muß, und er in den allergeringsten Dingen nie so wieder erscheint. So bleibt man sich in den gemeinsten Erfahrungssätzen auf gewisse Weise uneinig. Schlechterdings dürfen demnach Maximen nie als einzige Gesetze aufgestellet werden. Ihnen fehlt also Allgemeinheit; ihnen fehlt Begrenzung. Humanität muß aber durchweg sich allgemein begründen lassen, weil sie die ganze Gattung Menschheit auffordert und zulänglichen Anspruch macht.

Humanität ist uns nach allen den vorangegangenen Prinzipien, die wir kritisch geprüft und fehlerhaft gefunden haben: Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft, oder gänzlicher, wechselseitiger Einfluß der Empfindung und Vernunft auf die Handlungen.

Wir sind es uns und der Kritik schuldig, strenge Rechenschaft von jedem dieser Worte abzulegen, und bis in die letzten Data überzugehen, um einen entscheidenden Ausspruch der höheren Kritik, der bestimmenden Vernunft erwarten zu können. Es würde eben so viel heissen, als wenn wir sagten: Humanität besteht darin, daß man in den — oder allen — Handlungen des Menschen durchweg allgemeinen Einfluß der Empfindungen und der Vernunft gewahrnimmt, daß es unverkennbar hervorleuchtet: die Handlungen sind weder durch bloße Empfindungen noch durch bloße Vernunft, sondern durch beides gewollt. Zuförderst frägt es sich: Worin besteht der Einfluß der Empfindungen und der Vernunft? Und noch zuvor dringt es dem Forschungsgeiste sich auf: Können überhaupt Empfindungen und Vernunft Einfluß auf einander haben, oder ist nie Einfluß zwischen diesen beiden möglich? Empfindung entsteht aus dem Bezogenwerden vom Gegenstande, und diese ist ein Hauptinhalt der Sinnlichkeit. Da Sinnlichkeit aber, so wie Vernunft, sich als Grundvermögen unserer Seele im Bewußtseyn ankündiget; so müssen beide in Zusammenhang stehen, oder wir müssen annehmen, daß verschiedene Grundvermögen in einem Substrato gedacht werden können, ohne zusammen zu gehören. Gehörten

sie

sie nicht zusammen, so könnte man eines wegnehmen, ohne dadurch das Ding aufzuheben; folglich wäre eines überflüßig, und machte dann kein Grundvermögen aus. Ferner kommen Sinnlichkeit und Vernunft dergestalt in unserm Bewußtseyn vor, daß jene nie ohne einen Akt der Thätigkeit geschiehet; indem ich nie einen Eindruck empfange, ohne das Mannigfaltige in eine Einheit gebracht zu haben, und durch diese beiden Theile bewirke ich nur etwas, was auch immer zur Sinnlichkeit gehören mag. Aber die Vernunft würde nie reine Thätigkeit seyn, wenn nicht mannigfaltiges voranginge; folglich, leidendes; folglich, sinnliches, wovon wir nachher abstrahirten, und endlich zu einem Grade der Thätigkeit gelangen, der sich selbst Stof giebt, und diesen Stof auch selbst in Einheit bringt. So liegt es hell am Tage, beide bestehen nur mit einander; und bestehen sie nur mit einander, so halten sie jede etwas in sich, wodurch die andere nur erkennbar wird. Und so verhält es sich in der That. Die Sinnlichkeit läßt sich nicht gedenken, oder wir können nicht leiden, ohne es uns bewußt zu seyn; und in so ferne wir es uns bewußt sind, beweisen wir uns thätig; denn das Bewußtwerden des Leiden, ist doch völlig verschieden von dem Leiden selbst; liegt auch nicht ausser uns, sondern hängt von uns ab, geht in uns vor.

So wirkt hier die Seele, und es zeigt sich, wiewohl nur entfernt, die Vernunft — die Sinnlichkeit wird also nur gedenkbar durch die Vernunft; denn wir würden gar nicht wissen, daß wir litten, wenn sie nicht sagte: Du leidest! Eben so steht es auch mit der Vernunft. Das ganze Geschäft, Ideen zu bilden, würde ein bloßes Phantom, ein leeres bleiben, wenn wir sie nicht anwenden könnten. In so ferne wir sie aber anwenden, bleiben sie keine reine Ideen mehr — sie vermischen sich mit Anschauungen mit Dingen, auf die wir uns beziehen, und diesem muß vorangehen, daß Gegenstände da sind, von denen wir bezogen werden. Da sind wir in der Sinnlichkeit. Soll die Vernunft Anwendung haben, so muß sie wirken in der Sinnlichkeit. Wir würden uns gar des Vermögens nicht bewußt werden, Formen hervorzubringen, wenn es nichts ausser uns gäbe, an dem wir die Formen hervorbringen, und dieses ist doch völlig verschieden von jenem. Der Stof, die Materie, ist doch was anders als die Form. So stehen nun Sinnlichkeit und Vernunft mit einander in der größten Verwandschaftlichkeit — sie schliessen sich einander aus, und jedes für sich genommen, bleibt uns in der Erkenntniß was leeres, wenn wir nicht geschwinde das andere mit hineinziehen. Daß also Einfluß möglich ist, wäre

bewiesen — denn es kömmt so im Bewußtseyn vor. Wie sie möglich sind, darf nur der Ungründliche fragen, denn das hiesse eben so viel, als warum dies die Grundvermögen und keine andere sind? warum, z. B. der Zirkel kein Viereck ist?

Worin besteht denn der Einfluß der Empfindung und Vernunft? Die Empfindung fordert zur Thätigkeit vorzüglich durch simpathetische Gefühle auf. Durch das natürliche Intresse, was wir für alle Gegenstände haben, aufgeregt, werden wir zu dem, was uns affizirt — das ist, auf uns Eindruck macht, hingezogen. Wir theilen unsere Persönlichkeit mit dem Gegenstande. Diese Theilnahme, an und für sich selbst, äussert sich bey jeder Empfindung. Aber insbesondere grub die Natur uns noch ins Herz, die Mitempfindung — das Gernversetzen in andere Personen; die Hinübertragung unseres Gefühls in andere, und Hinüberziehung in uns. Sie schlang ein heimliches Band um unsere Menschheit, und lehrte uns nie für uns selbst zu bleiben, sondern uns nur mit dem Verhältniß zu anderen zu gedenken. Diese Mitgefühle äussern sich vorzüglich in Leiden. Weil wir hier mehr erschüttert werden, so ergiest sich ein sanfter Schmerz über unsre Nerven, wie ein lauter Schrei in weiter Natur umherhallt. Es ergreift unsre Weichheit. Von der andern Seite bestürmt

stürmt die Schwäche unsre Thätigkeit, und fordert uns auf zu handeln. Hingegen die Mitempfindung der Freuden ist lauter und rauschender; fordert mehr zum leeren Anschauen auf; zieht unsre Persönlichkeit nicht hinein; fordert so gar Anstrengung, daß wir sie anschauen, weil fast immer ein Grad von Bewunderung eigeflößt werden soll. Die simpathetischen Gefühle gewinnen also einen mächtigen Einfluß auf uns. Sie fordern den Willen dermaßen auf, daß er beynahe unwillkührlich sich bestimmen muß zu handeln. Die Empfindung trit so einladend auf als möglich. Unter dem innigsten Ansuchen schmiegt sie sich unvermerkt an die Vernunft, daß diese nicht behutsam genug hergehen darf, um kein Sklave der Empfindung zu werden. So scheitert in der That mancher mit seinen besten Absichten an der Empfindung. Jede jugendliche Liebe trägt den Beweiß hiervon, und fast das ganze schöne Geschlecht wünscht bürgen zu dürfen. Wie nun Simpathie so sanft regiert, Verbrechen bedeckt und Armuth tröstet, muß sie durchaus geleitet werden, und nie unumschränkt regieren. Wir sehen nun schon, wie heilsam und nützlich gut geleitete Simpathie der Welt werden kann.

Die Empfindung hat aber auch in allen Neigungen und Trieben den mächtigsten Einfluß. Dies

ewige Seufzen der menschlichen Creatur, Umherflattern und Suchen und Finden und Wiedersuchen fordert gar lebendig auf. Zögen uns die Gegenstände nicht an, diesen die Liebe; jenen das Spiel; einen Dritten der Tanz; einen Vierten die Jagd, und wie sie weiter heißen mögen, so betrachteten wir die Natur als ein Schattenspiel. Sie wandelte vorüber und wir vergäßen sie. Nun aber suchen wir beständig etwas in den Dingen. Wir finden Verlangungen in uns, die dem Gegenstande entsprechen uud verwechseln das Intresse. Ein einiger Drang zwingt uns mit Macht zu dem hin, was ausser uns ist. Nun glauben wir es gefunden zu haben, und finden doch immer nur ein weniges, weil das Ganze unter alle Dinge vertheilt liegt. Das Ganze kann aber ein Mensch nicht haben, weil alle dazu gehören; folglich befriedigen die Dinge dieser Erde uns nie. Ein Mensch hat alles Verlangen in sich, was alle Dinge nur geben können. Mir deucht, dieser Einblick erleuchtet diese wichtige Lehre, und wir sehen von einer Seite, wie wenig wir im Stande sind, uns zu entziffern; und von der andern Seite, wie beklagenswerth es um uns stände, so wir nicht ein höheres Verlangen noch ausser dem trügen, was in uns wohnt, das Intresse für die praktische Vorschrift. Wir wollen uns vergnügen, das heißt, mit den

Dingen

Dingen ausser uns berauschen — man spinne diese Vergnügungen so fein aus, wie man wolle, es heißt doch nur Umgang mit Dingen, die nicht von uns abhängen. Hängt es nicht von uns ab, und tragen wir dennoch unsere Seufzer ihnen nach, so sind wir abhängig. Und was spielt denn der Abhängige für eine Rolle? er widerspricht sich auf das leidigste, wenn er durch Verbindung mit Gegenständen in Ruhe zu kommen gedenkt. Das Ding beharrt doch immer für sich selbst, und in so weit es als ein beharrliches in der Erscheinung gedacht werden muß, trennt es sich von uns; und dieser Rückhalt für uns, diese nicht gänzliche Hingebung, kränkt schon die Neigung. Ich zeige hiedurch nur entfernt darauf hin, daß Neigungen nicht gänzlich befriedigen können. Der Einfluß überrascht uns. Aber, ehe wir uns von dieser Betrachtung wenden, so möchten wir fragen: nutzt der Einfluß nichts? Gelenkt, gemildert behandeln wir nur durch sie alles, was umher ist, wie es behandelt werden muß. Wir treten in die unverbrüchlichste Freundschaft. Das weitere gehört unten. Die ganze Empfindung als Gattung schwimmt also wie die große Welt vor einem eintretenden Jüngling ins freie. Er fühlt sich übermächtiget, und hätte ihn die Natur mit tausend Armen und tausend Zungen beschenkt, so fehlte es ihm

nicht, sie alle zu beschäftigen. Sie wirbeln ihn hinab — jeder liebliche Gegenstand — fröhne dem Bedürfniß oder dem Geschmack — ich verstehe hier nicht den durchaus sinnlichen — sucht sein einladendes als ein Recht aufzudringen. Wird allenthalben gepflückt, so bleibt natürlich nicht viel über. Ihn leckt die Körperwelt weg, wie Feuer das Oel aus der Lampe. Mich schaudert vor der Herabwürdigung! So unädel kann also das Aedelste durch Uebermaaß werden. Die Sinnlichkeit ist das ädelste Band mit der Welt. Sich bewußtlos ihr in die Arme geworfen, das entehrenste, was für den vernünftigen Menschen sich darstellen kann. Die Vernunft hat Einfluß auf die Handlungen. Schneidend kalt gebietet sie: Du sollst! — da hilft kein Bereden. So werden wir durch sie Sklaven der Denkkraft, wenn wir es nicht ausser uns sind. Wir gehören uns selbst, weil wir müssen, da unsere Vernunft sagt: Du sollst! Es scheint immer auf eine Sklavenschaft angesehen zu seyn. Nein! ein Drittes ist uns der Wille. Es steht mir frei, schlecht zu seyn, so wie es mir frei steht, gut zu seyn. Wäre ich bey der Abhängung von meiner Denkkraft auch ein ädlerer Sklave als von der Sinnlichkeit, so bliebe ich immerhin Sklave. Darum waltet diese Kraft in uns zu wollen und zu lassen. Jene, die Sinnlichkeit, will siegen, als

die

die faule Wollüstlingerin; die Vernunft, als der beflügelte Redner — wir sagen, ich will oder will nicht. Die Vernunft hat Einfluß — sie kündigt an, daß wir Persönlichkeit besitzen; daß wir nicht allein von dieser Welt sind; daß alles kömmt und geht, und wir doch nicht mit allen kommen und gehen können; daß wir in die Genüsse Geist legen sollen, nicht bloß den Kitzel leiden, sondern selbst diesen berechnen, und ihn nur erlauben müssen, damit wir nicht als Frohndiener hinterherleiern, sondern persönlich auftreten. Die Vernunft würde uns kalt tirannisiren, wenn kein Wille wäre — sie würde wie ein Frohnknecht aus Gewohnheit ungerührt uns anbefehlen, wenn nicht zugleich die lüsterne Sinnlichkeit ermahnte und erinnerte: wir tragen ein Gewand, und das Gewand gehört nicht uns. Es hängt ab — so mußt du auch leiden. Wie die Sinnlichkeit uns lehrt, daß wir Aehnlichkeit mit der thierischen Welt besitzen und der Welt angehören, lehrt die Vernunft, wir sind göttlich und ragen bis an das höchste Gut — die Gottheit. Liesse sich irgend ein Mensch denken, der alle Lust völlig untergraben könnte, und der nur nach reinen Vernunftgesetzen handelte, so wäre dieser unbrauchbar für uns. Denn wir stehen jeden Augenblick mit den Dingen in Geschäften, und reine Vernunft kann hier nichts ausrichten. Als Menschen können wir nicht Götter seyn. Da

Da wir bewiesen haben, daß der Einfluß der Sinnlichkeit und Vernunft gar groß auf den Menschen ist, und wir durch letztere zu allem großen und erhabenen und göttlichen aufgeregt werden, so frägt sich: Wie entsteht hier gänzlicher, wechselseitiger Einfluß auf die Handlungen? Sinnlichkeit und Vernunft können sich nicht einander aufhelfen, denn sie sind zwey verschiedene Vermögungen; aber andere Richtungen kann eine durch die andere bekommen. Die Sinnlichkeit muß die Vernunft gleichsam zur Erde hinabziehen, und diese jene über ihre thierische Rechte erheben. So wäre freilich alles gethan, was man sich nur in den glänzensten Aussichten versprechen konnte. Die Sinnlichkeit bietet uns eine ganze Welt voll Eindrücken an. Durch sie werden wir von einem Gegenstande zum andern fortgerissen, und wie im magischen Zauber geleitet. Alle diese Eindrücke, welche uns bestürmen, führen nichts zum Grunde, als uns an die Welt zu knüpfen. Genuß verspricht uns alles. Die thierische Natur im Ueberfluß zu stillen, weckt die ersten Neigungen unmittelbar. Das gegenwärtige, das heftige des Eindrucks überwältiget uns, so, daß der Genuß in Ueppigkeit und Schwelgerei ausartet. Unsere Gedanken sind bloß heimlich — das heißt, sie bleiben einzig und allein an bloßen Genuß geheftet. Wir

ver

verlieren uns in ihn, und sinnen nur darauf, das Band mit der Körperwelt enger und enger zu schlingen; kurz, wir wollen ein Spiel des Augenblicks seyn, und machen uns abhängig von jedem Wechsel der Dinge. Unsere Handlungen tragen das nämliche Gepräge. Der Moment entscheidet alles. So wie der Zug von aussen zunimmt, ergeben wir uns mehr und mehr. Zum Trost, zur Hülfe, zur Freundschaft und Liebe, zu großen und herrlichen Thaten fühlen wir schwach und stark uns aufgelegt, nachdem das Aeussere uns weckt und rüttelt. Soll gänzlicher Einfluß der Sinnlichkeit statt finden, so wollen wir durchweg nichts aufgeben. Diese ganze Bewegung und Abhängigkeit vom Aeussern soll bleiben. Ganz Auge, ganz Ohr: kurz, ganz Sinn sey der Mensch! Er behalte das theure Intresse für die allerunbedeutensten Gegenstände, und opfere mit seinem Willen keine Lust auf. Wir dürfen nicht so lose die Gaben der Natur verschwenden, noch die Pfänder der Liebe, welche die Körperwelt uns anbeut, und uns dadurch in ihrer Zuneigung sichert, vergeuden. Keiner schäme sich des Lachens noch der Thräne. Da unser Mund die holden Züge des Frohsinns anzugeben weiß, so lasse man diesen Brauch der Natur gelten. Weil unser Auge sanfte Thränen vergiessen kann, so möge diese Gabe der Linderung nicht unbenuzt vorüber

 gehen.

gehen. Es findet sich schlechterdings nichts umsonst in der ganzen Natur. Ich nenne es darum eine ohnmächtige Heldenthat, wenn man durch heroische Besiegungen, über Rechte der Natur, sich zum Gegenstand der Bewunderung aufwerfen will. Härte und Trotzigkeit vertragen sich mit keinem Menschen. Diesen muß man allewege milde erblicken. Man zolle der Natur, was man ihr schuldig ist. Es folgt schon aus den gesellschaftlichen Menschen, was wir am liebsten bey ihnen entdecken. Ungewöhnlichkeiten ziehen uns auf die ersten Stunden mit unbeschreiblicher Macht an sich; aber das Feuer verglimmt so schnell wie es aufloderte. Schon wegen des Ungewöhnlichen beweißt es seine Ungültigkeit fürs Allgemeine — das Humane muß aber wohl das Allgemeinste seyn können, wenn es dem Menschen als Gattung zukömmt. Es erhellt, die Sinnlichkeit bleibt eine nothwendige Bedingung des Menschen; aber für sich allein untergräbt sie den Menschen. Sie muß erhöht werden. Hier beginnt der Einfluß der Vernunft. Die Vernunft fordert uns auf, nach einem Gesetze des guten zu handeln. Unbedingt ihrer Vorschrift zu folgen, sey das erste und einzige Gebot. Wegen ihrer Einfachheit, Unbedingtheit, ist sie allgemein, und muß ewig als die oberste Richtschnur unserer Handlungen gelten. Dieses Gesetz, so uner-

reichbar

reichbar es dem Menschen seyn mag, trit in unserer Begehrungswelt auf. Sie ordnet jede Lust, von aussen eingeflößt, und räth ihr, damit nie Allgemeinheit ausgeschlossen werde. Ihr Einfluß zweckt demnach darauf ab, bey jeder Lust zu prüfen, ob sie allgemein, unbeschadet des Ganzen, statt finden könne. Was dieser Regel entspricht, ist human; ihr zugegen, unhuman. Banges Gewinsel regt meine Aufmerksamkeit, ich sehe einen leiden, werde angezogen. Soweit geht das Geschäft der Sinnlichkeit. Ob diese Leiden von der Art sind, daß ich helfen muß, entscheidet die Vernunft. Ich darf mich nach diesem Gesetze sogar leidenschaftlich äussern, nur muß selbst diese Leidenschaft in dem gegebenen Fall allgemein anerkannt werden können. Es darf schlechthin kein Gefühl verwischt werden, keine Empfindung in eine leidige Schranke treten. — Wo findet man nun Unschicklichkeit in heftigen Aufwallungen der Feindschaft und Liebe, der Theilnahme, der Menschenfreundlichkeit u. s. w. Das alles ist erlaubt, sobald es sich allgemein denken läßt. Das Betragen gegen Andere zeigt sich in einem heiteren Spiegel der Leutseligkeit und Milde. Nachsicht muß nach dieser Angabe jedes Wort führen, weil meine Vernunft dies fordert, da Fehler den Menschen allgemein sind, und allgemeine Nächsicht sich als das wünschenswertheste erklärt.

erklärt. Ungerechtigkeiten darf kein Mensch billigen; aber der Humane, obgleich sein Gefühl, vermöge des widrigen Eindrucks sich heftig sträubt, darf die Aeusserung nicht so überlaut werden lassen. Auch muß keine wahre Feindschaft sich im inneren gegen den entspinnen, weil wir, vermöge der Schwächen des Menschen, nur zu leicht irre geleitet werden können, so mag man als die wünschenswertheste Maxime sich gedenken, ungerechte Menschen nicht öffentlich ohne gesetzmäßige Auf-forderung an Pranger zu stellen, weil die Menschheit an sich dadurch entehrt wird. Man sieht sehr leicht, daß durch den Einfluß der Vernunft unfreundliche Gefühle beschwichtiget, und schwärmerische geregelt, und leidenschaftliche so weit gezügelt werden, als sie nicht auf Allgemeinheit Anspruch machen können. Man findet, wie Sinnlichkeit und Vernunft vereiniget, das Reich des Friedens in die Welt bringen — nur unter sich kämpfen, ohne andere Menschen mit in den Kampf zu ziehen. Jeder bessert sich, und maßt sich kein Recht an, andere zu bessern. So besteht die Wohlfahrt der Menschheit, und Humanität führt den Szepter. Aus ihr entspringt die liebenswürdige Zurechtweisung fehlender Menschen. Die Unverdrossenheit im Bessern. Die widrigen Erfolge schlimmer Eindrücke; das Auflodern des Zorns; die ungünstigen Genüsse

der Wollust; die radikalen Triebe zum Tadeln und Verkleinern, finden durch den Einfluß der Vernunft keine Rechnung. Man gewöhnt sich bald, bey jeder Berührung des nicht allgemein zu wünschenden abzulenken, den Eindruck zu verlassen, und zu denen der Schönheit überzugehen. Wie nun die Eindrücke des Schönen mächtigen Einfluß auf Humanität haben, wird unten näher beleuchtet werden. Wir haben für jezt nur dargethan, wie von Seiten der Vernunft Einfluß auf die Sinnlichkeit geschehen kann und muß. Daß dieser Einfluß endlich ein gänzlicher seyn muß, erfolgt sehr leicht. Der praktische Einfluß hat nur das eine aufzuweisen: Thue das Gute, weil die Vernunft es vorschreibt. Dieses steht bey der Humanität uns als oberstes Prinzip, in wie ferne die Maximen ihr nie zuwider seyn dürfen. Die theoretische Vernunft urtheilt nach Fällen, die in der Erfahrung gegeben sind, und so mannigfaltig wie diese eintreten. Ihr Einfluß muß gänzlich seyn, weil in jedem Fall den Neigungen nur darf gewillfährt werden, in wie ferne ich diese Willfährung allgemein angenommen mir denken kann. Die Vernunft muß also durchaus jedesmal ihre Einstimmung oder Zulassung geben. Der Einfluß der Sinnlichkeit auf Vernunft ist nun eben so wohl möglich als ein gänzlicher. Damit wir uns nicht von allen

entziehen, was man unter Welt begreift, und mit einer frostigen Strenge unsre Pflicht unbedingt auszuüben streben, soll alles vermenschlichet hervortreten. Die Gefühle müssen stets ihr Recht daran haben, und gleichsam das Gewand ausmachen, in dem wir auftreten. So erhaben der Mensch würde, wenn er nur aus Pflicht handelte, so unmöglich ist es ihm, und deswegen kündigt er sich eben so abgeschmackt an, wenn er schlechterdings alle Empfindungen verleugnen will. Man sieht es seinem ganzen Benehmen nur zu sehr an, daß nicht diese Vorschrift der Pflicht selbst ihn so sehr beseelt, sondern daß Zwang ihn gängelt und seine Handlungen mehr durch Denkkraft geleitet, als durch frey ergriffenen Willen hervorgebracht sind. Daher rührt das Sträuben der Menschheit gegen bloße Vernunft, und der frostige Anblick eines solchen kalten Vernunftmenschen. Ich denke, man misversteht mich nicht, und wähnt, als wolle ich den Menschen nicht höher aufsteigen lassen. Nein! ich will nur nicht den Menschen, der eine Seite versäumt. Er ist an Empfindungen eben so gut wie an Vernunft angewiesen. So laß ihn den beides gebrauchen. Es ist gerecht, wenn der Staat einen Mordbrenner aus der menschlichen Gesellschaft in einen zugemauerten Kerker steckt; aber human, wenn er sich seiner erbärmt, und ein geringes

Licht in den dunklen Kerker sich stehlen läßt. Es ist gerecht, wenn ein Hausdieb aus dem Hause geworfen wird; aber human, wenn man auf mildere Wege ihn zu bessern sucht. Die Empfindungen dürfen gleichsam die strengen Pflichten erweichen und nachlassen. Aber man bemerke, wie hold die Natur in uns spricht. Wir dürfen unser Recht auf andere vermindern, ja aufgeben; aber die Forderungen an uns selbst durch keinen Tüttel verrücken. Für dies wacht die Vernunft, wenn die Empfindung zu ungebürlich dringt; für jenes spricht und kost die Empfindung, wenn die Vernunft uns unsere Richterhand zusichert. So fügen sie sich zusammen, und erzeugen durch wechselseitigen gänzlichen Einfluß das, was Humanität ist. Ich muß milde, leutselig, nachgebend, zuvorkommend, entschuldigend und bescheiden seyn; denn meine Empfindungen rathen mir an, wenn auch der Fall entschieden mich in das Recht setzt, den Gegner zu bestrafen wie es sich gebührt. Hingegen muß ich auf das strengste, was mein ist, ausüben, und keinen Fehltritt zu begehen suchen; keiner vermeintlichen Empfindung Platz einräumen, noch ihrer Zauberstimme der Lust, des Genusses, der Einschläfrung Ohr leihen; denn die Vernunft fordert strenge Befolgung. So kommen Sinnlichkeit und Vernunft sich immer entgegen. Eins

muß

muß vor der andern hervorstechender wirken. In meinen Pflichten herrscht Vernunft; in denen, die gegen mich auszuüben stehen, Empfindung. Ich überlasse mich nie irgend einem Vergnügen, daß es mir schade, so fordert Vernunft; ich helfe noch einem schlechtweg anerkannten bösen Menschen; so ruft die Empfindung.

Humanität kann nun mit Recht Zusammenstimmung der Vernunft und Empfindung genannt werden. Beide müssen in ihrem ganzen Umfange zusammen genommen die Handlungen lenken. Durchaus darf weder Empfindung unterdrückt, noch Vernunft verweichlichet werden. Man muß sie ganz in seine Handlungen übertragen. Ohne Vernunft soll nie gehandelt werden, und Empfindung soll die Handlungen beleben und das ersetzen, was ihnen an Lauterkeit und unverfälschter Reinheit fehlt. Das Wollen, was wir nicht vollbringen, soll doch der Handlung anzusehen seyn, und das unvollendete mit der Miene des freundlichen Bittens überreicht werden. So wie ein Knabe das unvollendete Gemälde seiner Hand mit schüchterner lieblicher Miene dem Kunstverständigen überreicht, mögen unsre Handlungen den Tag erblicken, und die Empfindung mag da schmelzen, wo die Vernunft ihre Stirne in strenge Falten ziehen würde. Durch dieses

Offenseyn für Empfindung und Vernunft, erfolgt die Gutmüthigkeit, das Bewerbende um anderer Huld und Freundschaft, das allewege gefallende und das anmuthige, was die Schönheit mit Grazie schmückt. Selbst wenn man auf diese Weise den heftigsten Leidenschaften sich ergäbe, so würden sie immerhin nach dem äussern gemäßiget aufgehen müssen, um nicht dem Einfluß der Vernunft zu entsagen. Eine gewisse Besonnenheit schimmerte auch hier noch durch, und bis dahin dürfen die Leidenschaften auch nur gehen. Und der strengste Richter würde den fürchterlichsten Ausspruch, den er nicht ändern dürfte, mit einer Art von Wehmuth, mit einer traurigen Ernsthaftigkeit ankündigen, die seinem Herzen Ehre machte, und man nennte ihn human. So wie man bey seiner entschiedenen Rechtmäßigkeit, wenn er einen barschen Ton annähme, ihn gefühllos, vielleicht unmenschlich ausriefe. Beide sollen durchaus in der Humanität sich geleiten; beide Hand in Hand wandeln, und weder bloß auf Gottheit noch bloß auf Thierheit sehen. Darum können wir uns nie von Weichheit und Mitleid losmachen, und gewehren denen immer den entscheidensten Einfluß. Ehe wir dieses geräumige Feld verlassen, müssen wir die höhere Kritik noch berathen, wie sie unsere Humanitätserklärung aufnimmt. Die

höhere Kritik ist die reine Vernunft, die nach ihren Gesetzen a priori urtheilt, ohne sich irgend an Erfahrungen zu halten. Soll sie etwas prüfen, oder gar richterlichen Ausspruch ertheilen, so gilt es erst die Frage: Ob diese Anklagen überhaupt ihr Forum ansprechen dürfen? Da Humanität nichts mehr und nichts minder als den Weg zur sittlichen Vollkommenheit betrift, das Mittel, wodurch der Mensch zu dem allen vernünftigen Wesen gleich angemessenen Zweck gelangt, so darf natürlicherweise die Humanität keine andere Mittel einschlagen, als die diesen Zweck gewehren. Der Zweck ruht aber auf reiner Vernunft, wo darf man denn nun ein höheres Gericht suchen, als bey ihr? Soll sie entscheiden, so kanns ja nur aus folgenden Punkten ausgehen: Ist Humanität der wahre Weg zum sittlichen Gesetze, und bestimmt eben gegebene Erklärung die Humanität als einen solchen? Das sittliche Gesetz gebietet Reinheit der That; Einheit der Absicht und Gleichförmigkeit des Willens. Auch nicht die allerverborgenste Neigung darf sich einschleichen; auch nicht ein Fünkchen der Lust soll sich regen. Man entsage der Welt und ihren Schätzen — man schmelze die Schönheiten in formlose Atomen, und vergesse alles was nur von ferne Körper verräth — der eine Geist, die sittliche Würde, wohne in bescheidener Richtung in

der Seele. Der Wille sey gleichförmig. In keiner Lage und zu keiner Stunde dürfe etwas anders wie diese Vorschrift ein Gegenstand des Wollens werden. Man müsse sogar an einer Möglichkeit zweifeln, daß noch andere Mitbestimmungen sich gedenken liessen. So weggerückt aus unserm Gesichtskreise dieses reine Wollen liegt — so ein kaum bemerkbares Schweben diese Vorstellung an sich trägt, und so göttlich, folglich unerreichbar dieses jedem, durch irgend einige Anschauungsarten oder selbst geistige Fesseln, begrenzten Wesen es bleiben muß, dringt es sich doch einzig und allein in uns auf. Wir erkennen schlechthin keinen anderen Maaßstab für denkende Geschöpfe, und beten es als ein Heiligthum an, dem jeder angehören muß, wenn er auf ein verständiges Geschöpf rechnet. Humanität will, so viel möglich, dieses erhabne Gesetz ausbreiten, es so verallgemeinen, als es in menschlicher Form möglich ist. Sie sucht den eigennützigen Trieb zu verbannen, und bringt sie es dahin, so sind viele Nebenpfade zurückgelegt, und unsre Hofnung darf mehr Muth gewinnen, der reinen Vorschrift sich zu nähern. Die Humanität sucht in dem Willen aller Menschen eine Einheit zu erzeugen; eine Gleichförmigkeit. Auch hier schmiegt sie sich entfernt an die Vorschrift, wenn der Inhalt auch nicht die Lauterkeit bezeichnet,

da sie Empfindungen gerne mit aufnimmt. Humanität realisirt also wirklich die sittliche Vorschrift bey dem Menschen, der nun durch manche Mittel zu ihr gerathen kann. Ob oben gegebene Erklärung nun die Humanität bestimmt, bedarf noch einer kleinen Erörterung. Wir nennen sie kurz Zusammenhang der Sinnlichkeit und der Vernunft. Dadurch daß wir Sinnlichkeit der Vernunft beyräthig anstellen, zeigt es sich schon, daß Vernunft nicht die allerreinste seyn kann, sondern nur die, so weit sie in Erfahrungen wirksam sich zu beweisen vermag. Dadurch daß wir Sinnlichkeit nicht allein ihre Rechte zugestehen, wird sie beschränkt und ihrem willkührlichen Verfahren mit unserem Willen einen Einhalt gethan, der uns nicht wenig in Würde setzt. Da beide gänzlich zusammen wirken sollen — man verliere kein Wort von dieser Kraftangebung — so können sie nur Reinheit der Menschlichkeit; Einheit der Absicht; Gleichförmigkeit des Willens aller Menschen verursachen. Ersteres läßt sich das allgemeine Wohl der Menschen angelegen seyn, und vermöge des arbeitet einjeder mit seinen Gedanken dahin. Zweites verbindet und ordnet die Gesellschaft, wezt den Eigennutz aus und macht zu Weltbürgern. Drittes sichert das Zutrauen der Menschen, indem man dadurch immer bey jedem voraussetzen kann; ihn be-

beschäftiget das Ganze, und sein eigenes nur in so ferne, als es mit dem Ganzen zusammenhängt. Diese Gefälligkeit, Bereitwilligkeit zur Mittheilung hat nun alle feinen bürgerlichen Fertigkeiten und höflichen Betragungen zum Gefolge, die jene Civilisirung, Verbürgerlichung erzeugen und ein wahres Sistem im menschlichen Verfahren aufbauen. Humanität muß nun die erste Sorge des Menschen seyn, und ohne sie bezeichnet er sich nothwendig als einen Lustseuchen — nicht bloß physisch — oder als einen finstern Grämler.

Drittes Capitel.

Wozu nützt Humanität?

Sobald wir den Nutzen einer Sache berühren, wollen wir weder dem Eigennutz das Wort reden noch auf den leidigen Gedanken jemanden verfallen lassen, als müßte der Nutzen berechnet werden, um gut zu handeln. Ein für allemal erklären wir, daß die eine und unzertheilbare Vorschrift unserer Vernunft der einige und alleinige Zweck sey und seyn müsse; ferner, daß wir diesen wie vorausgesetzt gänzlich für unsern Gegenstand

dahin beruhen lassen, und uns mit menschlichen Dingen beschäftigen, wo der Nutzen gar viel in Anschlag kommt und kommen darf. Als Menschen sind wir auch auf Glückseligkeit gewiesen, das heißt, auf Erfüllung unserer Wünsche, in so ferne sie dem Einfluß der Vernunft keinen Eintrag thun. Darum wird bey jeder Handlung des Menschen diese Frage beständig sich aufwerfen: "Was nützt es?" ohne deswegen den Menschen einem Eigennutze schon preis geben zu können. Es muß diese Frage nur nie den Hauptgrund ausmachen, sondern stets als ein untergeordneter auftreten. Dieses Fragen: "Was nützt es?" bleibt um so verzeihlicher, weil wir in menschlicher Gesellschaft nicht, ohne was äusseres zu haben, beharren und noch weniger nützlich werden können. Wenn wir also im gegenwärtigen Capitel zum Vorwurf den Nutzen der Humanität wählten, ist, wie erwiesen angenommen, daß sie zur sittlichen Vorschrift führt, und wir suchen hier nur zu berechnen, wie sie Glückseligkeit erweitere; allein oder nicht allein gewähre, und diese Glückseligkeit so bestelle, daß man dem höheren und nur wahren Zweck nicht entsagen dürfe.

Der erste Nutzen, dem alle andere Befriedigungen der Wünsche, in so weit sie erlaubt sind, folgen, muß der seyn, das allgemeine Wohl zu befördern. Wird

Humanität dieses befördern? Wir setzen hier, wie billig, ein allgemeines Wohl voraus. Nur in so ferne dürfen die Empfindungen gelten, und ihr Genus als anständig befunden werden, in wie ferne sie dem Einfluß der Vernunft nicht gerade entgegen arbeiten. Da der Einfluß der Vernunft bey allen Menschen derselbe ist, so trägt jedweder seinen Richter in sich, der die Empfindungen scheidet und ausmünzt, welche falschen Cours einzuführen gedenken, und den ganzen Handel mit Glückseligkeit unsicher und treulos machen. So schwer es sich deduziren oder aufrechnen liesse, welche Theile zur Glückseligkeit gehören, weil wir nicht alle Empfindungen nach den Finger aufzehlen können, da jeder Eindruck anders, also auch jede Empfindung anders eingehen muß, so zuverläßig kann doch jeder, der nur darauf achten will, im gegebenen Fall sagen: diese Empfindung ist erlaubt, das ist ein frommer Wunsch — diese Neigung darf sich der Gunst meiner Vernunft versprechen. Es ist erstaunlich unterhaltend, dem nachzudenken, wie durch diese weite Umfassung der Empfindungen dem Menschen ein eigenes Spiel mit seiner Glückseligkeit verliehen ward. Er kann mit seinen Empfindungen, Neigungen, wie mit Kleidern, abwechseln, und sie nach jeder Mode modeln, nur dürfen sie nie der Vorschrift entgegen seyn, so wenig die

Mode einer Dezenz zuwider eingeführt werden muß. Der Geschmack sey noch so barok; die Laune noch so vielfach; das Ersinnen auf Vergnügen exzentrisch erkünstelt, immerhin! aber man hüte sich, gegen die Vorschrift etwas zu wollen — so ist es auch gleich um die Allgemeinheit geschehen. Man traure also nicht, daß wir nie uns um Glückseeligkeit vereinbahren, denn das ist platterdings unmöglich; aber das darf uns nicht die mindeste Unruhe erwecken, denn wir wissen im Augenblick, ob die uns gedachte Glückseeligkeit auch unheilig mache. So sollen wir eigentlich fragen. Wir werden uns bey diesem Benehmen auch nie einander im Wege seyn oder gar stoßen, folglich inhuman bezeigen, denn dafür sieht schon die Vernunft. Jeder suche nach seiner Einbildungskraft seine Empfindungen so gut zu realisiren wie möglich; aber er lasse der Vernunft ihren Einfluß. Beyläufig müssen wir erinnern, wie einleuchtend es uns jezt vorkommen muß, daß alle Glückseeligkeitssisteme durchaus scheiterten, weil sie keine allgemeine Principia aufbauen konnten, und jedes Sistem also nur so lange ausdauerte, als man seine dazu angenommenen Principia für gültig anerkennen wollte. Dann sieht es aber freilich schlimm um eine Rechtssache aus, wenn man mit Bittschriften erscheint, und statt das Recht, aufzufordern,

dern, die Barmherzigkeit anfleht. So dürfen Weltweise nicht verfahren!

Wird Humanität das allgemeine Wohl befördern? Humanität war Zusammenstimmung der Empfindung und Vernunft. Diese Zusammenstimmung darf auf die größte Allgemeinheit rechnen. Vermöge einer Totalität geht man nie einer einzeln Neigung nach, sondern verwebt sie so ins allgemeine, daß sie nicht anders wie heilsam ins öffentliche einkehren wird. Wir wollen uns einen raschthätigen Mann gedenken. Seine rasche Thätigkeit mag ihm tausend Ungereimtheiten nachziehen. Er verschwendet dieses günstige Auffordern zur Wirksamkeit vielleicht an die unädelsten Gegenstände, und führt tausend Verderben ein. Wohnt in ihm Humanität, so kann die Empfindung, noch so heftig in ihm aufschwellend und noch in so üppigen Phantasien arbeitend, nicht mehr Einfluß seinem Willen geben, als der Einfluß seiner dafür um so gestähltern Vernunft, die mit desto ernsteren Falten Behutsamkeit und Weisheit einprägt. So geschwinde nun die Beweggründe auch in ihm aufgehen und untergehen, so auch gleich Meteoren diese den Horizont erhellen und schnell in Nacht wieder verwandeln, muß dieses Für- und Gegenreden der beiden Sachwalter, Empfindung und Vernunft, mit gleicher Innigkeit und

Wahrheit geschehen, damit man der Sache kein Unrecht thun möge. Es werden in diesem tausend Zweifel tausend andere zertrümmern, und die Lust wird fast unbesiegbare Szenen spielen; aber ein desto ernsterer Donner wird die Stimme der höheren Natur. So entschließt sich nun dieser Humane zu einem Dritten — er ist rasch; aber die Aufsicht geht mit eben so schnellen Schritten hinter drein. In dem Augenblick aber diese rasche Lust nur nicht verwildert umherschweift, so läßt sie sich allgemein denken. Das allgemeine Wohl darf sich von ihm nun erstaunlich viel versprechen. Schwerlich kann sie sich bey irgend etwas anderem besser stehen als bey Humanität. Die Humanität greift ihrem Wesen nach in alles, was zur Erde gehört, und reicht mit ihrem Arme noch über die Schranken der Erde. Sie fugt nicht allein die Theile zusammen, kittet das lose Band der Gesellschaft in ein einziges festes Verein, sondern verziert auch das innere mit harmonischen Verschönerungen. Wenn das malerische hier nicht gesucht scheint, sie zeichnet Arabesken, die in ihrem bunten Gewirre die höchste Einheit verrathen, wie Raphaels seine nur den Stempel des Genies tragen. Ihr Gesuch war Allgemeinheit. Wo alle Stimmen sich vereinbahren, da muß das nach ihren Kräften größtmöglichste Gute wie eine Sonne am reinen Himmel

mit

mit Anmuth und Würde hervorgehen. Was einstimmig geschieht, genügt einstimmig, so bald man es ausführt, wie der Anschlag gebot. Dies aber ist erstes Erforderniß und Bedingung, ohne welche nicht Allgemeinheit sich denken läßt. Die verschiedenen Neigungen schaden nicht, denn sie äussern sich nur mit der Stärke, als sie sich zur Allgemeindenkbarkeit qualifiziren lassen. Was sie nach dem inneren einem jedweden für Hindernisse anthürmen und Kraftanwendung kosten müssen, geht die Menschheit nichts an, sondern ist Sache jedes einzelnen — zugleich giebt es ihm auch den ungetheilten Genuß, an dem andere keinen weitern Antheil als durch Versetzungen in seine Person nehmen können. Wäre es möglich, daß diese Allgemeinheit sich hie und da noch so sehr erheucheln liesse, und alle diese äusseren Betragungen den Anstrich der Humanität tragen können, ohne innere Humanität zum Gehalt zu haben, so dürfte es dem allgemeinen Wohl gleichviel gelten, und ihm geschähe nicht der mindeste Abbruch. Diese Heuchelei schwindet bey näherer Untersuchung aber schlechterdings. Das Verhalten des Humanen sind bey weitem nicht allein Handlungen, sondern auch Worte, auch Mienen, auch verheimlichte Gedanken. Es verliert sich in die allerfeinsten Verhaltungen des Menschen. Es begrenzt sich nicht auf ein bloßes hof-

männisches

männisches Auftreten in die große Welt, sondern auf häusliche und nächste Verbindungen; auf jeden Umgang, der sich in was auch für welche zwei Menschen zeigt. Da hört Heuchelei auf. Wahre Humanität besteht weiter nicht in bloßem Zwang aus Grundsatz, sondern diese Vereinigung der beiden Einflüsse muß in der That als eine gutwillige, frei ergriffene sich äussern, und das leuchtet bey unserer Bekanntschaft sehr bald hervor. Das besondere Intresse, was wir noch an diese Humanität nehmen, wenn wir uns weggerissen aus dem All denken, hält noch viel unterhaltendes und sogar heiliges in sich. Die Humanität greift auch über die Schranken der Erde. Alle die Träume der gesammten Menschheit, in Rücksicht ihrer Zukunftsideale — ich setze hier die Realisirung des Moralgesetzes voraus — ihre Phantasien einer jugendlichen Blüthe; eines goldenen Zeitalters; eines einigen Bundes der Liebe, des stillen Genusses, der einmahligen Besänftigung jegliches noch so unmöglichen Wunsches nimmt sie auf, als wären sie allgemein zu machen. Es ist das stille Zureden eines unschädlichen Gelüstens der menschlichen Schwäche zur Huld, damit man dieses Einwilligen sich auch in seinen persönlichen unschädlichen Träumen versprechen dürfe. Die Humanität erhebt also die ganze Welt in ihre Zauberkreise und lächelt ihnen zu.

Soll Humanität die Einleitung zum Guten seyn, und den Menschen in dies Heiligthum seiner Grösse einführen; so wird sie, wie ich schon vorläufig berührt habe, dieselben Zwecke vor Augen tragen. Das Moral-Gesetz sichert uns nun in unserer Persönlichkeit, und giebt mit unwiderstehlicher Gewisheit den wesentlichen Unterschied zwischen uns und Thieren und anderen Körpern an. Es beweißt, daß wir Selbstzwecke sind, und keinen Menschen als bloßes Mittel zu unserem Ziele ansehen dürfen; folglich daß wir kein unbeschränktes Recht auf ihn, wie auf jedes andere Ding, was nur als Mittel zu anderen Zwecken dient, besitzen. Humanität darf keinen andern Gesichtspunkt wählen. Daß dem so sey, folgt schon aus ihrer Erklärung. Weil sie aus der Zusammenstimmung der Empfindung und Vernunft besteht, und durch ihre Allgemeinheit die Achtung für alle Menschen ankündiget, ihre einseitige, unmöglich-machbare Neigung ohne Beeinträchtigung anderer aufopfert, so deutet sie an: Jeder Mensch sey Selbstzweck; sie dürfe auf ihre individuelle Lust nicht dringen, und sie durch andere und auf Kosten anderer geltend zu machen suchen. Der Nutzen springt sehr deutlich ins Auge. Weil aber dieser Gegenstand nicht recht oft in Betrachtung kam, wollen wir diesen Nutzen etwas näher entwickeln.

wickeln. Die Formel lautet so: Ich bin Selbstzweck, und jedes vernünftige Wesen ist Selbstzweck. Was ich auf- und annehmen mag, geschieht nie, um mich als Maschiene gebrauchen, oder jemahl mich für überflüßig erklären zu lassen. Ein Instrument erhält durch die innere Einrichtung seinen angewiesenen Platz, und alles übrige ist, für ihn betrachtet, nicht da. Ganz anders ist es mit mir. Ich bin für nichts da; sondern alles dient mir zum Behelf meines Zweckes. Die Stuffe gewinnt einen gar hohen Platz, wenn ich nur meine Würde schätzen will. Alle Menschen gehen aber von diesem gleichsam willkührlichen Gebrauch ab, weil jeder für sich dieselben Ansprüche besizt. Ich bin ich, und alles, was nicht ich ist, kann nicht auf mich wirken, ich erlaube es denn. Dies ist sehr bündig von Fichte deduzirt. Hieraus fliessen nun eine Menge schöner Schlüsse für die Erwartungen der Menschheit. Würde ist der Inhalt des Selbstzweckes. Nach Würde handeln und mit Würde sich behandeln lassen. Der wahre Humanität besizt, darf sich nie vergessen, weder in Vergnügungen noch Diensten, so daß man den Selbstzweck in ihm vermißt. Warum eckelt uns das Höflingswesen und die niederträchtige Schmeichelei so sehr und so allgemein an? weil wir selbst gestehen, der Mensch erniedriget sich. Jede Uebertreibung gefällt

auf

auf dem ersten Augenblick, in so ferne sie uns auf eine höhere Stuffe sezt, wie wir uns selbst zugestehen dürfen; aber die folgenden Momente erwecken unsere Verachtung gegen den, der sich selbst verwirft. Darum gestehen wir so mehr, wer kein Ehrgefühl mehr hegt, an dem sey alles verloren. Er giebt seine Würde auf, wie sollte er je ein moralisches Wesen heissen dürfen, indem er keinen freien Willen mehr äussert, sondern ein Sklave der Lüste und Umstände ward. Wir finden in solchem sich selbst vergebenden Menschen uns selbst verachtet. Es bleibt also eben so schändlich wie unmöglich, uns als Sklaven zu verkaufen. Denn es ist nach unserm Grundvermögen leer und Inhaltslos, uns als bloßes Mittel betrachten zu lassen. Wider unseren Willen wird die Persönlichkeit hervortreten und auf Selbstzweck fußen. Keine goldnen Versprechungen werden demnach je die gänzliche Willenslosigkeit bey irgend einem Menschen bezwecken können; weil es der Natur unserer Seele schnurgrade zuwider läuft. Es folgt weiter: Alle meine Unternehmungen müssen von der Art seyn, daß meine Würde nie verlezt wird. So gewönne die Menschheit beständig Offenheit und Gradheit lieb. Das geschliffene und gekrümte Wesen zielt immer auf Abwegungen, Egarements, ab. Der offene und gerade Mensch, das ist, der aus freier Ueberzeugung

über jede Sache sich erklärt, und in seinen Erklärungen nur bey der ergriffenen Sache sich hält, äussert seine Liebe zum Recht, und zur Erweiterung der Begriffe in jeder Sache, die das allgemeine Wohl, also die Menschheit schlechthin — generaliter — angeht. Er bezeichnet sich als einen solchen, der nie um Zuneigung eines einzelnen Menschen buhlt; sondern diese als eine nothwendige Folge seines rechtmäßigen Verfahrens ansieht — und andere Freundschaft können keinen Werth für ihn behalten, weil sie gegen das allgemeine Wohl streiten würden; indem sie Gründe mit sich führten, die auf keine allgemeine Anerkennung rechnen dürfen. Es werden diesem alle Urtheile der Menschen gleichgültig bleiben, weil er nur nach den Gesetzen verfährt und diese Kritiker ihn gesetzlos behandeln. Der triviale Gemeinspruch: nach anderen und alten Leuten sich zu richten, kann also nur noch als ein solcher Warnungssatz beybehalten werden, als er einmal die durchgängig unvollkommene Verfahrungsart des Menschen voraussezt; auch zweitens die mit Grund erwartete Erweiterung im Recht aller älteren und bejahrten vermuthen läßt, und dadurch ein Zutrauen in die Menschheit überhaupt sezt. Darum weil jeder seine Würde behaupten muß, kann Zurückgezogenheit und Bescheidenheit besonders statt finden — jene

sich

sich nicht zu vergeben; die zweite, die immerhin noch unerreichte Würde zu erreichen.

Humanität erzeugt das Theilnehmungsgefühl. Da sie eines Theils in der Einwirkung der Empfindung auf unsere Handlungsweise besteht, so muß dieses nothwendigerweise erzeugt und verstärkt werden. Die simpathetischen Gefühle sind allen Menschen eigen. Weil wir nach unserer Unvollkommenheit lange hin und her von Beweggründen uns treiben lassen, bevor wir einen Entschluß fassen; so würde dieses Schwanken unsere Thätigkeit um vieles beschränken, wenn die Natur uns nicht ein zweites Gefühl, unwillkührlich scheinend aber doch an dem Moralgesetz hervorgehend, eingepflanzt hätte, das uns in dem Augenblick das Recht bestimmt. Dies ist das Theilnehmungsgefühl. Wir hören wehmüthig rufen, und schon beschleunigen wir uns zu helfen, ohne anzufragen, obs nützlich; obs gar Recht sey? Dieses freundschaftliche Andiehandgehen des Guten, hat Heldendienste geleistet, und oft den Menschen über seine Kräfte weggerückt. So heilsam es dem Menschen bleibt, und so sanfte Verschlingungen es über die Menschheit webt, würde es überaus nachtheilig erscheinen, wenn nicht Vernunft auch zur Humanität gehörte, wie oben schon hinlänglich bewiesen steht. Nun läßt sich kein Band gedenken, was stärker

 bindet;

bindet; und durch nichts kann dieses fester geschlungen werden als durch Humanität. Alle Empfindungen finden ihr vollkommenes Recht wieder hergestellt, trotz jedem Dogmatismus, und die ganze supernaturalistische Schule muß uns Menschen menschlich lassen, oder zu Göttern hinüberziehen, oder endlich ein Spielwerk der Götter werden lassen. Lieber laß uns unvollkommene Menschen bleiben, als vollkommene Götterfklaven werden. Diese Empfindungen durch ihre Stärke und Zusammendrängung vielfacher Gefühle betreiben ihre Wünsche wie von Götterfunken angeregt. In den Momenten der Theilnehmungsgefühle schwinden Erd und Himmel unseren Blicken. Unser Auge stiert auf dem Gegenstande, der diese Gefühle rege macht. Einen Busenfreund den Klauen einer Mörderschaar zu entreissen, dünkt den, durch dieses Gefühl bezauberten, die größte Gewisheit. Er wäre bereit durchs Feuer zu stürzen, ohne die sengende Flamme zu fürchten. Dieser Affekt, der durch jede Nerve zittert, führt Allgemeinheit genug in sich. So zu handeln, flößt unsere Bewunderung auf das tiefste ein. Statt die vermögende Vernunft diese augenscheinliche Gefahr prüfte, und unseren Entschluß wankend machte, eilt die Empfindung schon ans große Geschäft des Menschenwohl. Ob es aber nicht übel sey, so gegen alle Wahrschein-

lichkeit zu handeln, möchte sehr leicht zu widerlegen stehen. Als Mensch ist alles möglich. Weil der Mensch gegen den Menschen ficht, so kann ein begeisterter oft mehrere kaltblütige besiegen; und tausend Vorfälle öfnen Wege, die der ganzen Horde sich entgegen sträuben. In diesem Abhängigen vom Schicksal und äusseren Dingen, in Rücksicht der Erfolge unserer Handlungen, liegt das verzeihliche des Affekts und das versprechende selbst im bloßen Schimmer einer guten Aussicht. Diese Mittheilung, die Tochter der Simpathie, reiht die Menschen so nahe und zu einem Ganzen an einander, wie Blumen in einen Kranz, und so gehören Wurm und Engel; der kleine Erdball und die größten Fix-Sterne, in einem Zirkel, zum großen Endzweck, und formen das hohe Ideal, was den Dichter beflügelt und dem Weltweisen die Vollendung des Moralgesetzes erwarten läßt.

Aus diesem Theilnehmungsgefühle sprießt nun die Geselligkeit oder die Aufgelegheit, sich mitzutheilen, köstlich hervor. Diese Geselligkeit ist belehrend und lernend; zwei nothwendige Prädikate, ohne die keine Allgemeinheit statt findet. Niemand will bloß lernen, und niemand sich immer belehren lassen. Aechte Humanität wird nie anderer Urtheile vorgreifen noch auf eine schnöde Art irgend einen, gesezt den vernunft-

widrigsten, abfertigen. Jeder, der sprechen kann, hat das Recht, sich mit seiner Sprache so zu erklären, wie er im Stande ist, seine Gedanken durch artikulirte Töne zu bezeichnen. Hier ist allein vom Sprechen die Rede. Ich besitze das Recht, ihn zu widerlegen, wenn seine Sprache die unrechte war, es sey in der Sache oder in den Worten; aber human muß ich widerlegen, ohne die keine Allgemeinheit, und ohne Allgemeinheit keine Brauchbarkeit für den Menschen möglich ist. Das schneidende, ironischlächelnde, abgekürzte Abfertigen, Dahingestelltseynlassen, das Nichtbemerken irgend Eines, sind unerträgliche Spuren der völligen Verkehrtheit eines Menschen. Eine beständige Bereitwilligkeit wird sich bey dem Humanen allewege äussern, den Irrigen zu belehren, und diese Belehrung so zu beginnen und durchzuführen, daß der Lernende gerne hört; gerne annimmt, und am Ende, mit der Aufhelfung des Lehrers, es selbst entdeckt zu haben glaubt. Daß dieses eine Kunst sey, leugne ich nicht ab; aber man bewerbe sich um sie! Es gehört eine Unverdrossenheit dazu, tausendmahl durchgegangene Sachen aber und abermahl so gelassen vorzunehmen. Wie wichtig muß uns nun nicht ein guter Schullehrer seyn, der im engsten Sinne des Wortes human sich zeigt! Mehr und minder ist dies aber der Fall in der ganzen Mensch-

heit. Wir sind stets mit einer Menge ungeschlachter Menschen umgeben, die in den ersten Gründen des Wissens unkundig sich befinden, und ihren gemeinen Verstand durch tausend Alfanzereien verderben. Sie leben wahrlich im Stande der Finsterniß, und müssen erst wieder mündig durch die Weiseren des Volks gemacht werden. Man muß aber auch nicht immer lehren wollen. In der Sprache eines Moralisten ekelt uns jede Moral an. Die Geselligkeit will theilnehmen und theilen. Der Hörende behält aber bey Gott nichts zu theilen über, wenn ihn nie die Reihe trift, aus seinem Verstandesbehältnisse etwas darzureichen. Meine doch kein Gelehrter, als sey ihm nichts übrig von Ungelehrten zu lernen. In keiner Classe von Menschen sind die Aussprüche des gesunden Verstandes so in einfache Sprichwörter, schöne Monumente der Vernunft gebracht, wie unter den geringen Volksklassen. Es belohnte die Mühe, sie zu sammlen, und die Kerne in jedem aufzusuchen, was der Kollektaneenliebhaber sehr leicht thun könnte. Aus der Geselligkeit oder Aufgelegtheit zur Mittheilung gewinnen die erhabensten Ideen den fruchtbarsten Umlauf. Die rohe Materie wird durch die schöne Form zu einem bestimmten Etwas erschaffen — das Nichts wird etwas, und über die Schatten geht ein sanftes Licht auf. Ihr danken wir Künste und

Wissenschaften. Jede Originalität wird allgemein durch die Mittheilung. Die Einfachheit gattet sich mit dem Mehrfachen, und die Menschen schliessen ihre höhern Kenntnisse nicht mehr in Kasten und Geheimnisse zusammen, wie in Eleusis, und Hindostan und bey Mönchen und Maurern geschah. Der Stein der Weisen ist gefunden und der Illuminaten-Orden mit allen Schwerdt- und Geistesrittern zerfloß in Dunst, da die Menschheit sich aufhob und alle an dem Einen, was Noth ist, arbeiten. Weil es so schwer wird zu lernen, und um uns nicht zu demüthigen, führte der Weltton die feinen Sitten ein, damit man sich an einander spiegele, und in den verschiedenen Spiegeln, das ist in der großen Welt, hie diesen, dort jenen Fleck entdecke und ihn im stillen sorgfältig abwische. Aber diese Feinheit müßte durchaus ädel, unverstellt und milde seyn. Mischt sich der mindeste Vorrang: es sey des Standes oder Geistes ins Spiel, so ist es um den Begrif; also auch um die Sache der Geselligkeit; also auch um den Nutzen der Humanität geschehen. Sehr weise kam darum in Gesellschaften das Vortreten der Vornehmeren, das Obenansitzen, Gesundheittrinken nach Stand und Gebühr ab. Was gehen uns da die Staatsverhältnisse an? Jede Gesellschaft bildet einen eigenen Staat auf, so lange wie sie zusammen bleibt. Sie steht für

einen

einen Mann, und giebt sich also auch ihre Form. Man kann die Menschenfreundlichkeit, die sich immer gleiche Milde, die unschädliche Beurtheilung in Gesprächen nicht genug empfehlen, obgleich sie durchweg aus der Humanität folgen. Jeder Augenblick wird dem Humanen da seyn, um sich selbst durchs angenehme nützlich zu machen, und selbst die verkürzenden Augenblicke in daurende umzuschaffen, wie der Dichter durch Spielen bessern will. Eben so natürlich folgt, daß Ungeselligkeit, Verschliessen in sich selbst inhuman sey, weil es sich an und für sich selbst nicht allgemein denken läßt; auch überdem Starrsinn, Geschrobenheit, Eigenheit und sogar Rohheit nach sich ziehen.

Auch Kant giebt Theilnehmungsgefühl und Geselligkeit für die Kennzeichen der Humanität an. Daß hiemit Humanität nicht erschöpft sey, haben wir oben dargethan; aber sie sind die unbezweifelsten Beweise ächter Humanität. Auch hat Kant weder mit diesem Begrif, noch mit irgend einem über irgend einen Gegenstand Definition ablegen wollen. Kant scheint mir in Rücksicht dessen gänzlich misverstanden zu werden. Er wollte nie ein Sistem schreiben, sondern eine Kritik, von der jedes Sistem geprüft werden könnte. Und das hat er in der vollendesten Art erfüllt. Daraus ergiebt sich aber zugleich, daß in seiner Kritik

das einzige wahre Sistem liegen muß. Und so haben wir es auch nach einer Deduktion von Reinhold gefunden. Kant hat fast über jeden Gegenstand des Wissens etwas gesagt, und dieses ist auch immer das Resultat des höchsten philosophischen Geistes, und aus seinen Merkmahlen über jeden Gegenstand zusammengenommen, die man zerstreut aufgezeichnet findet, folgt unmittelbar die einzige wahre Erklärung, die man über den Gegenstand geben kann. Man beurtheilte diesen einzigen Geist seiner Art immer höchst ungerecht, wenn man eine Erklärung von einer Sache als die einzige aufgestellte ansah, und nun auf eine andere Stelle eine andere Erklärung fand — ihn dann doppelzüngig hielt und für unsistematisch erklärte. Kant scheint mir ausserordentliche Aehnlichkeit mit Klopstock zu haben; aber auf eine ganz entgegengesetzte Art. Klopstock hat alle seine tiefen — ja tiefsten Empfindungen in Vernunfteinheit gebracht. Darum sind seine Gedichte so schwer zu verstehen, was man sonst an keinem Dichter liebt. Aber seine Ideen sind keine Abstraktionen, sondern abstrackte Anschauungen. Jede Empfindung wird bey diesem Manne so stark und so überall herrschend, daß er sie in einen Gedanken umschaft. Man erlaube mir diese Darstellung. Ausgemacht ist es, daß kein Begrif ganz adaequat einer Anschauung

werden

werden kann; eben so wenig es umgekehrt möglich ist. Darum bleibt das höchst erreichbarste, eine Empfindung so in einen Gedanken umzuschaffen, als nach der Natur der Sache geschehen kann. Klopstock thut also was alle Dichter mußten — er ist ganz Anschauung; aber er thut mehr, als alle thaten, er scheint nur Empfindungen zu denken, die doch keiner so tief fühlt, wie gerade er. Deswegen löst sich jeder Vers seiner Gedichte bey mehrerem und mehrerem Durchlesen in die allerreinste und ädelste Empfindung auf, wodurch er sich den Dichterkranz aufsetzt, und es geht dem Leser wie der alte Sänger Claudius sagt: Daß es Thautropfen klar wird, und man die Sterne vom Himmel reissen möchte, um sie ihm vor die Füße zu werfen. Kant denkt am reinsten; aber seine Gedanken gleichen den Anschauungen, so weit es nur möglich ist. Man glaubt, die reinsten einzelnen Empfindungen entwickelt zu sehen. Darum wird er so schwer zu verstehen, und seine ganze Sprache lebt in einem aestetischen Gewande. Je mehr man ihn studiert, desto mehr geräth man auf die reine Idee, die der Darstellung zum Grunde liegt. Deswegen kann aber seine Erklärung nie Definition seyn, weil er sie beständig in Anschauungen auflöst; aber keine Anschauung einer Erklärung völlig gleich seyn kann, folglich immerhin anderer Deutungen

fähig bleibt, als es verschiedene Modifikationen der Empfindungen giebt. Aber aus seinen Merkmahlsangebungen läßt sich die wahre Erklärung sehr richtig angeben. Klopstock ist demnach die personifizirte Ideen Empfindung, und Kant die personifizirte empfindende Idee, oder: jener die personifizirte vernünftige Sinnlichkeit; und dieser die personifizirte sinnliche Vernunft. Diese Erklärung läßt sich zu meinem Gegenstande nur in so ferne entschuldigen, als ich damit beweisen wollte, daß Kant unter seinen Merkmahlen von Humanität nicht Humanität selbst erklären will, sondern nur Merkmahle von ihr giebt. Uebrigens nehme ich vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit, jene Vergleichung der zwei einzigen Menschen, die je unseren Planeten bestiegen, mehr aus einander zu setzen. Wie natürlich war es nun, daß diese Männer so bekrietelt wurden, und wie natürlich, daß Klopstock in einer Rücksicht gegen Kant auftreten konnte, wiewohl ich von Kant keine Empörung nicht erwarte, weil er als Philosoph die Ursache finden wird; jenem aber als Dichter, der die empfindende Idee — man erlaube nach obiger Erklärung mir diesen scheinbahren Widerspruch — allgemein anerkannt wissen will, es schlechterdings unmöglich bleibt. Denn es ist eine unausführbare Forderung, Emfindungen fordern zu wollen;

denn

denn diese hängen mit von äusseren Dingen ab, und können also nie nach eigenem freien Willen hervorgebracht werden.

Die Humanität macht uns nicht allein zu Inhabern, sondern zu Bürgern und selbst zu Weltbürgern. Wie Menschen von jeder Nation sich zuerst fanden, so schlossen sie sich instinktmäßig an einander. Dieser Instinkt unterschied sich aber schon bey der ersten Aeusserung von dem der Thiere. Kein Thier bedarf der Hülfe anderer in dem Grade wie der Mensch. In weniger Zeit reift das Thier zu dem, was es seyn soll. Der Mensch sondert sich schon durch seine Hülflosigkeit von jedem Geschöpfe ab. Um also seine Bedürfnisse zu stillen, umarmte der Mensch mit Heftigkeit, mit roher verlangender Stillung seiner Sinne das ihm ähnliche. Man jagte mit einander, siegte mit gemeinschaftlichen Kräften über die wildesten und mächtigsten Thiere, sann auf List, diese Feinde zu netzen und in Gruben zu fangen. Je mehr sie sich übten, desto mehrere Kräfte entdeckten sie. Der eine fand sich beständig in dem andern wieder. Diese Vergrösserung ihrer Kräfte gab ihnen Ueberfluß an Lebensmitteln. Nun begann man auszukohren. So entstand Cultur des Geschmacksinnes als des gröbsten. Mit der allmähligen Cultur seiner Sinne, da es nicht um bloßen

Genuß

Genuß mehr zu thun war, sondern auch um höhere Vergnügungen, die Sinnengenüsse erzeugen, bildeten sich die simpathetischen Gefühle mehr aus, fing man an zu denken, so zu urtheilen, und so nach eigenen Principien zu handeln, vernünftig zu werden. Diese rohe, lose, ungebändigte Horde, wie ich mit Recht den Stamm jeder Nation nennen kann, hielt sich zusammen, focht für einen Mann, erhielte sich wechselseitig, und befestigte seine Hütten und Schutzplätze immer fester, bis man sogar Graben um ein steinernes Gebäude zog, eine Art Zugbrücken anbrachte, und hier gegen die ganze feindliche Welt sich verpanzerte. Die Deutschen nannten dies Inhaber, nemlich der Burg — Bourgois. Diese Inhaber handelten mithin nach allgemeinen Gesetzen, man möge sie nun Diebs-, Raubs- oder Moralgesetze nennen. Es waren Gesetze, und wegen der allgemeinen Befolgung dieser gemeinschaftlich sich gegebenen Regeln übte man eine Art Humanität aus, die denn allerdings auf eine ganz eigene Weise nur Humanität genannt werden konnte. Man erlaubte sich aller Ausschweifungen der gröbsten Lüste, des Geschmacks und Gefühls, als die undeutlichsten und verwirrensten Laster, gegen seine Feinde. Aber es herrschte eine Konsequenz in diesem Verfahren, die jene Horden unter einander erhielt, bis sie, in ihren zügellosen

Sitten ersäuft, sich selbst trennen und zerlösen mußten. Die Nation ward gebildeter. Ihre Kräfte entwickelten sich mehr. So wie die Vorfälle Form und Gesetze forderten, traf der gesunde Menschenverstand ein und sagte: So muß es seyn! Man kam sich entgegen. Das schon ganz rege gewordene simpathetische Gefühl, die Aufgelegtheit, sich mitzutheilen, fand sich bey jedwedem ein. Man knüpfte engere und feinere Bande. Man beschränkte sich nicht auf wenige Menschen, sondern die Anzahl war zu einem Staat angewachsen. Man formte Gesetze, und wählte die ältesten, erfahrensten, ausgezeichneten durch Rath und That zu Verwaltern dieser Gesetze, ehrte sie nach ihrem Verstande und Alter, und übte diese allgemeinen, nach Mehrheit der Stimmen einmüthig gegebenen Gesetze, jeder als sich freyfühlendes Mitglied. Man war Bürger, civis, citoyen, freier Römer. Jeder fühlte sich als König, trat frei auf zu sprechen, um zu bessern, und enthielt sich seiner Beschränkung des andern, weil er jeden Bürger für einen König ansah. Hier äusserte sich Humanität im sicheren Sinn. Wir sehen, wie unentbehrlich es also ist, große Städte zu haben. Und so steht es beynahe noch. Man folgte keinesweges wahrer Humanität, weil man alles verachtete, was nicht zu diesem Staat gehörte, wie Juden, Griechen

und

und Römer, und bis auf heute jede Republik und jede Nation beweist, die vorzügliche Rechte zu besitzen vermeint. Man entledigte sich seines humanen Betragens gegen diese und nahmen ihnen ihre Persönlichkeit, fesselte sie zu Sklaven, ward Despot des freien Menschen. Wie sehr man da fehlte, liegt hell am Tage, denn man folgte Maximen, die nie für allgemein gültig anerkannt werden können. Im ganzen steht es noch so in der Welt. Davon unten ein mehreres. Hier dient es nur so viel, als wir beweisen, wie nützlich ächte Humanität sey; wie ohne sie der Mensch bloßes Thier, Instinkt, ein wahrer ungeformter Klumpen bleibe. Als die wahren freien Bürger, die cives, romani, nicht mehr lebten, und der freie Stand sinken mußte, weil sie nur Maasregeln ergriffen hatten, die bloß für ihren Staat und mit Ausschliessung der übrigen ganzen Menschheit geschah und sich, der Natur der Sache gemäß, durch sich selbst auflösen mußten, so wurden die Bürger bloße Städter, Miteinwohner einer Stadt, die von einer geschlossenen Gesellschaft, Inhaber der menschlichen Rechte, ihre Erlaubniß erhielten, so und so zu handeln. Die Oberen am Ruder nannte man nun Staatsmitglieder, und den Bürger, eigentlich Städter, ihn zu blenden, Staatsbürger. Da verlor sich offenbahr die Humanität wieder, und diese abermahlige

Ein-

Einschränkung allgemeiner Rechte empörte jeden denkenden Menschen, und man fragte sich: Sind wir nicht alle Menschen; haben wir also nicht alle gleiche Rechte? Sollte es keine Regeln geben, die für alle gölten, welche auf der Erde lebten? so gerieth man nothwendigerweise auf die Anwendung des ganzen menschlichen Vermögens, und fand, daß weder bloße Befolgung der Sinnlichkeit noch bloße Vernunftmäßigkeit den Menschen allgemein brauchbar mache. Man verknüpfte also beide, und dies gewährt dann wirklich die hohe Eintracht in dem ganzen menschlichen Geschlechte. Da aber viele Menschen sich einerseits ihren Lüsten unbedingt zu folgen noch nicht entziehen können; anderseits im strengen Stoizismo hin und her schwanken, so wohnt ächte Humanität nur noch in den wenigsten und also ädelsten. Wer zu diesem höchsten Ziele des Menschen gedieh, und alle Erforderniße der Humanität ausübte, mußte es sich nun, vermöge dieses auf Humanität Anspruch machenden Sinnes, allenthalben und gegen jeden Menschen entschliessen zu thun. Und den nannte man Weltbürger. Ein höheres Beiwort können wir dem Menschen nie ertheilen, als wenn wir ihn Weltbürger nennen. Durch dieses Wort giebt er schon zu erkennen, daß ihn kein Boden, kein Bund, keine Nation fessele, als was die Humanität um die Menschheit legt. Alle

die

die erworbenen Fertigkeiten, die nun jeder Mensch, es sey durch Künste oder durch Wissenschaften sich zu eigen gemacht hat, gehören in Hinsicht ihres Gebrauchs der ganzen Welt an. Dies will so viel sagen: Ich muß jedem, unter welcher Breite, und in welchem Stande, und von welcher Farbe er sey, helfen, damit ich ihm helfen kann, und mit der Hülfe, die er wünschte. Reine Humanität erfordert also die größte Ausbildung aller meiner Kräfte, ohne die ich nie Weltbürger heissen darf. Wir finden nur wenige Weltbürger unter den Bürgern, Städtern und Inhabern; aber die mit diesem Stempel gezeichnet werden, charakterisiren sich natürlich mit der sich immer gleichen Bereitwilligkeit, jedem zu dienen, mit dieser Gutmüthigkeit, was an ihnen ist, zum allgemeinen Wohl beyzutragen. Ein reiner Wille, das Gute und Beglückende zu befördern, strebt aus jeder Handlung des Weltbürgers hervor. Nach dem Eigenthum dieses Standes, der nicht durch Geld, noch Eide, noch Gunst erworben wird; sondern durch moralisches Auferstehen und Einkehren in seine Mündigkeit, sind alle Feindschaften beygelegt: all Fehd hat nun ein Ende! in so weit es für den Menschen als Person Nachtheil bewirken kann. Wenn alle Menschen Weltbürger genannt werden dürften, so würde der große Versöhnungstag der Menschen gefeiert.

In dieser Darstellung glauben wir geleistet zu haben, was wir zu Anfange dieses Capitels versprachen; nemlich Humanität erweitert Glückseligkeit und bestellt sie so, daß man dem höhern und wahren Endzweck nicht zu entsagen brauche. Wir haben bewiesen, daß das allgemeine Wohl, die Befriedigung der Wünsche, die allgemein eingeführt werden könnten, wenn sie es auch nie werden, von jedem Menschen befördert werden müssen. Dies bedarf eines Beyspiels. Ein Mensch liebe mit unaussprechlicher Sehnsucht ein Mädchen, das man sich denken möge wie man wolle. Ihm zur Befriedigung seines Verlangens zu helfen, wenn man in Verbindung mit ihm stände, oder geradezu es vermöchte, und seine Neigungen erfahren hätte, wäre human. Nun kann ich mir zwar nie gedenken, daß alle Menschen dieselbe Sehnsucht zu diesem Mädchen hegen werden; aber ich kann mir schon gedenken, daß jeder eine so hohe Leidenschaft tragen mag. So steht es mit der Befriedigung jedes Wunsches. Hingegen verlangt er das Mädchen so heftig, weil sie viel Vermögen und gar keine Reitze für ihn besizt, so ist inhuman es zu befördern; denn nie kann ich als allgemein gedenken, daß jeder Mensch nur Neigung für andere Frauenzimmer fühle, oder gar sie deswegen nur zur Ehe verlangen möge, weil

sie Vermögen besizt. Humanität erweitert also wirklich die Glückseligkeit; denn sie befördert auf das strengste alle gerechten und nicht ungerechten Wünsche; zieht alle Kräfte zusammen und arbeitet sogar gegen die ungerechten. Man braucht auch nicht dem höhern Endzwecke der Moralität, dem Befolgen der Vorschrift, um der Vorschrift zu entsagen; denn Humanität strebt nur nach Handlungen, die nicht ungerecht sind, und eilt folglich dem höheren Ziele näher. Sie verbindet ihren Willen nach dem inneren auch immer mehr mit dem Heiligen, und dadurch, daß Weltbürgersinn dem Menschen eigen geworden ist, fliessen alle Aeusserungen schon aus dem Moralgesetze. So bleibt Humanität in der That das Wünschenswehrteste, und führt zu dem Einen, was Noth ist — reines Herzens zu seyn!

Viertes Capitel.

Wie erlangt man Humanität?

Indem wir von dem Wesen der Humanität und von ihrem Nutzen sprachen, haben wir allerdings gesagt, was uns mit den Mitteln bekannt machen konnte, diese würdigste Eigenschaft des Menschen zu erlangen. Aber es ist nicht die Sache eines Jedweden, aus einer Masse von Wahrheiten diejenigen abzuziehen, welche den Grund der übrigen ausmachen. Auch finden wir uns nur zu leicht geneigt, das für Mittel anzusehen, was wir gern dafür angesehen wissen wollten, und versäumen dadurch die eigentlichen Mittel. Auch scheint es uns, des Untersuchens werth zu seyn, aufs genaueste zu prüfen, was das Heil der ganzen Menschheit betrift. Um Humanität zu gewinnen, muß man natürlich zuförderst wissen, was der Mensch alles vermag. Es wird folglich das erste Geschäft seyn, seine Kräfte zu kennen. Mithin erfordert es Ausbildung des Menschen. Der Mensch wird aber nach alter Gewohnheit, und nicht unrecht, in die zwey ganz verschiedenen Theile eingetheilt, in Körper und Seele. Um Humanität zu

gewinnen, muß man also seine Seele und seinen Körper ausbilden. Man sieht, wie sich hier ein unermesliches Feld unsern Blicken öfnet. Es können keine Bücher geschrieben werden, die nicht die Ausbildung eines der beiden Theile zum Vorwurf fassen. Man darf also hier nichts weiter erwarten, als die Grundlinien, welche zu der Ausbildung selbst gehören. Ausbildung sezt Bildung voraus. Es werden keine Grundzüge mehr erschaffen, sondern sie liegen schon da und werden nur klärer gemacht. Wenn die Zeichnung aufs Papier geworfen ist, so sezt man weder eine andere Figur hinzu, noch nimmt eine ab, sondern man füllt sie aus; und diese Ausfüllung, an und für sich selbst, kann denn nun freilich auf eine sehr verschiedene Weise geschehen. Wir besitzen eine Bildung, und diese auszubilden, sie sichtbar zu machen ist unser Geschäft. Zu jeder Malerei gibt es gewisse festgesetzte Regeln, die man beständig von dem Künstler angebracht zu sehen erwartet. Die Menschheit an sich selbst trägt also Regeln an sich, die ihr als Gattung allgemein sind. Wir werden kürzlich diese Bildung angeben; aber vorzüglich aus einander setzen, wie diese Ausbildung geschehen muß. Die körperliche Bildung liegt zu hell am Tage, als daß ich sie ausführlich zu beschreiben nöthig hätte; wiewohl sie sehr verschieden ist. Das Ideal eines menschlichen Körpers

kommt

kommt dem Mahler und dem Aesthetiker zu, nach den besten Mustern und nach den besten Statüen zu beschreiben. Die Geistesbildung besteht in einem Vorstellungsvermögen, das sich als das Vermögen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft angeben läßt. Die Beurtheilungskraft, der Schönheitssinn, das Gewissen und die Freiheit sind Akte eines und anderer dieser drei verschiedenen Vermögen. Ihre Deduktion gehört in eine Kritik der Philosophie. Wohl aber gehört hieher, wie der Mensch seine Seele, welche diese verschiedenen Vermögen in sich aufzuzeigen hat, ausbilden kann, um human zu werden. Sich vollkommen zu reifen, muß der Mensch jedes dieser Vermögen in dem Grade auszubilden suchen, als es ihm möglich ist. Die Sinnlichkeit bietet ihm die ganze Welt an. Durch sie lernt er jedes Ding von dem andern unterscheiden, und sich mehr und minder nach dem innern Werthe des Dinges an dasselbe schliessen. Er gewahrt im Raume die neben einander liegenden verschiedenen Merkmahle eines jedweden Gegenstandes, faßt diese auf, und weis, wodurch eins sich von dem andern unterscheidet, nemlich durch seinen verschiedenen Stof und seine verschiedene Form. Dieses Vermögen, mit den Dingen ausser uns bekannt zu werden, ist nun freilich das aller leidenste. Es hängt am wenigsten von

uns ab, indem wir nicht verhindern können, daß äussere Eindrücke uns affiziren, auch nicht in die Lage und Umstände uns versetzen können, wodurch wir grade von denen Lieblingsgegenständen affizirt werden. *Hier* sind wir Kinder des Glücks, also ein Spiel des Zufalls, in so ferne wir hier auf keine Vorsehung Rücksicht nehmen können. Da aber Sinnlichkeit doch Zusammenfassung des Mannigfaltigen erfordert; so hängt dieses Binden in Eins, nicht von den Dingen ab, sondern erfordert die Selbstthätigkeit der menschlichen Seele. Das einzige Ausbilden würde hier nur in einer immer mehr geschärften Bereitwilligkeit bestehen, Eindrücke aufzufassen. Wir pflegen von träumerischen, pflegmatischen, eintönigen Menschen zu sagen: auf sie mache nichts Eindruck; sie klotzen durchs Leben. Diese können die auffallensten Szenen vorbey gehen lassen, ohne sie bemerkt zu haben. Keineswegs, als wenn diese hölzernen Geschöpfe nicht von den Dingen ausser ihnen berührt werden; sondern sie geben sich keine Mühe darauf zu achten und sie zum Bewußtseyn kommen zu lassen. Alle Gegenstände bleiben in ihnen verschlossen, wie die mannigfaltigsten Verschönerungen in einem dunklen Zimmer. Darum empfiehlt man jungen Leuten, ganz Aug und Ohr zu seyn. Der Mensch soll nichts unbemerkt lassen. Die ganze Erde

mit

mit ihren drei Naturreichen trägt eine unermesliche Menge von Gegenständen in ihrem Schooße, die durch unsre Sinne erst zu uns gelangen. Dieses Eintreten in uns sollen wir bemerken, und dazu gehört die Bereitwilligkeit. Alle unsre übrigen Kräfte, noch so herrlich und erhaben in ihrem Umfange, würden, gleich leeren Tönen, unserm Bewußtseyn vorbeyeilen, wenn wir nicht empirischen Stof gesammlet, und durch die Verschwisterung mit der Körperwelt unseren Vermögen Gelegenheit angeboten hätten, sich zu zeigen. Es würde nun bey aller Bereitwilligkeit, die wir gegen jedes ausser uns tragen sollen, ein bloßes instinktmäßiges Unterscheiden der Dinge bleiben, so wie das Vieh Giftkräuter von heilsamen und ihm zuständigen auskörht, wenn uns nicht Verstand gegeben wäre, wodurch die ganze Natur beseelt und in doppelter Rücksicht uns liebenswürdig erscheint. Das ganze Feld der Wissenschaften und Künste und Erfahrungen liegt hier vor unsern Augen. Ueber jedes Ding denken wir nach; trennen die ihm eigenen Merkmahle von denen, die einem anderen zustehen; vergleichen sie mit einander; gebrauchen sie, wozu ihre innere Einrichtung sie geschickt macht, und wenden sie auf tausend Arten an, wie unser Scharfsinn sie dazu fähig achtet. Den Einfluß der Künste auf die Humanität erspare ich mir bis

unten, und zeige nur, wie Wissenschaften und Erfahrungen sie begünstigen. Da jede Wissenschaft, sie sey wes Namen sie wolle, die Behandlung eines Gegenstandes nach einer Reihe Regeln, durch die Vernunft gegeben, ausmacht; so erklärt es sich, wie nothwendig wir den Verstand üben müssen. Ohne Zweifel können wir nichts recht behandeln, wenn wir es nicht genau kennen; und nichts genau kennen, wenn wir die Regeln nicht wissen. Das Bestimmen der Regeln selbst ist nun freilich das Geschäft der Vernunft; aber die Art des Denkens überhaupt gehört dem Verstand ausschlieslich. Vermöge unseres Verstandes lernen wir nun die verschiedenen Wissenschaften kennen, und durch diese völlige Bekanntschaft breitet sich der unermesliche Nutzen vor unseren Augen aus. Die Mathematik als Wissenschaft beschäftiget sich mit den Regeln, das Verhältniß der verschiedenen Grössen zu bestimmen, und umfaßt damit alle gedenkbaren Linien, die den kleinsten und allergrößten Raum einnehmen. Mit leichter Mühe können wir nach ihrer Inhabung den Gebrauch jedes Raums, den Gebrauch alles des bestimmen, was durch Linien Bedeutung erhält. Die Wissenschaften bringen demnach alles auf Regeln, und lehren uns, wie wir die Gegenstände, welche zu ihnen gehören, nach allgemeinen Regeln behandeln können.

Sie bringen also den Nutzen auf gewisse und geltbare Grundregeln. Der Verstand führt uns in das Heiligthum ein, jedes Ding zu schätzen. Der Werth liegt aber nur in dem Nutzen; und der Nutzen in seinem Zwecke. Da der Zweck jedes Körpers nur relativ für das denkende Wesen ist, so schätzen wir es nothwendigerweise nach dem Beitrag, den es zu unserm hohen Endzwecke hat. Unsre Liebe und Anhänglichkeit begrenzt sich folglich nach gehöriger Aufklärung des Verstandes zu seinem inneren Gehalt. Dieser Gehalt geht das Allgemeine an. Mithin weichen wir nach dieser Einsicht nie aus den uns vorgeschriebenen Regeln, irgend eine Sache über seinen Werth zu taxiren, und durch diese Entschliessung unsre Kräfte anderen nach ihrem Werthe zu entziehen. Man findet sehr leicht, wie nothwendig die Ausbildung des Verstandes zur Humanität gehört. Es ergiebt sich aber keinesweges, als wenn der Wissenschaftliche und Gelehrte nur human seyn könnte. Alles Wissen leitet nur an und giebt nur Stof, um nützlich zu werden. Das Nützlichwerden an sich selbst, und die Art, mit der es geschieht, hängt vom Willen ab. Die Wissenschaften, welche uns mit dem inneren Gehalt jeder Sache beleuchten, geben uns selbst der Menschheit wieder. Sie lehren uns, daß alles Wissen ohne Anwenden gleich nichts sey, und daß keine Anwendung

als nur unter und gegen Menschen gedenkbar werde. Sie unterrichtet uns, daß keine Kenntniß den Werth eines vernünftigen Menschen besitze; folglich, dem nie vorgezogen; dem nie untergeordnet werde. Die Wissenschaften überzeugen uns unserer Unvollkommenheit, unseres Stückwerks im Wissen, erweichen unser Herz und befreien uns von den üblen Anmaßungen. Deswegen trägt das Sprichwort viel wahres in sich: Der wahre Weise ist bescheiden und demüthig! Sie entziehen uns endlich so weit der Sinnlichkeit, als wir nach dem Eindringen in die Genußverheissungen jeder Sache finden, wie leicht, vorübergehend und wenig entsprechend unserer Erwartung jeder Genuß sey, und stärken unser Verlangen nach dem einen und ewigen Heil unserer Seele. Die Wissenschaften spannen aber auch alle unsere Kräfte an und weisen hin, wie unermeslich viel dem Menschen zu thun sey, und wie er nie auslernen, und nie ausarbeiten könne; wie alles in der Natur seines Blickes würdig und seiner Achtung sich versprechen müsse. Sie bilden uns demnach zu eigentlichen Weltbürgern, und setzen den Kranz des Friedens auf unser Haupt. So ist dem Weisen einerseits gut predigen, und anderseits ihn leicht beschäftigen; denn auf Bedeutsamkeit und Unterhaltung kömmt viel an, um human zu seyn. Die Wissenschaften lehren uns den

Gebrauch

Gebrauch der Zeit, da jeder Augenblick uns etwas anbieten wird, das den Gebrauch irgend einer Wissenschaft auffordert, und nun am reellesten und auf das kürzeste benuzt wird. Durch sie bauen wir Denkmähler in die Zukunft, und sanfte Rückerinnerungen in die Vorzeit auf. Die Wissenschaften führen die guten Menschen am leichtesten zu einander, man kennt sich, ohne sich je gesprochen zu haben, und vereiniget sich durch ein wechselseitiges Gefühl der Achtung und Freundschaft, die auf allgemeine Plane abzweckt. So entstehen Verbindungen, auf Geisteskultur und Eingang ins menschliche Herz errichtet, worin jeder die ihm am schärfsten zu ergreifende Seite wählt, und das Ganze mächtig bearbeitet, Humanität mehr und mehr einwohnbar zu machen. Die Wissenschaften besänftigen uns zulezt und gründen eine unerschütterliche Standhaftigkeit, damit kein Elend, so drückend es sey, uns untergrabe, und wir mit der Natur in ewiger Versöhnung stehen, um nicht die Eide zu beweinen, welche sie gegen uns zu brechen schien. Auch Erfahrungen dienen zu heilsamen Schulen, den Menschen human zu bilden. Auch ihr verdanken wir einen großen Theil der Ausbildung. Die Menschheit ist zu lang gerüttelt, als daß sie nicht sollte mancherlei Sitten angenommen haben, welche den Menschen so weit ausser dem Menschen

führen,

führen, daß er gerade seines Gleichen am allerwenigsten von den tausend Dingen unter der Sonne kennt. Dafür gibt es nun Maximen. Maximen können so viele gegeben werden, als es Erfahrungen giebt, wenn sie nur dem obersten Gesetze nicht zuwider laufen. Aber wer vermag die Erfahrungen zu berechnen. Und lebten wir ein Jahrtausend, so blieben immerhin unendliche Fälle über; weil gerade die Positionen im Raum unendlich verschieden sich denken lassen. Alles, der Umgang mit Menschen mancherlei Schlages, Standes, Nationen, Länder, Gefühle, Gewohnheiten, Prinzipien geben so vieles an die Hand, daß wir allerdings mit ungehinderter Betrachtung so viele Regeln uns abziehen werden, welche in tausend Vorfällen durch glückliche Anwendung den Humanitätsweg um ein großes befördern. Darum muß man billig hören, wenn das Alter spricht, und sich vielen Wind um die Nase wehen lassen, ehe man durch die Welt kömmt. Denn gerade wie in jeder Regung der Atmosphäre das Gleichgewicht gestört wird, und dieser Zug den Wind aufregt, so werden wir durch jede noch so kleine Begegnung anders geleitet. Erfahrungen stählern uns mehr für den Augenblick, und Dinge, die dem Jüngling auffallen, sind dem Greis gewöhnliche oder mindestens bekannte Auftritte, welche seiner Neugierde keinen Genuß mehr

geben.

geben. So mußte das Alter sich schon die Ruhe wählen; denn die Dinge ausser ihm können keine so lebhafte Unruhe mehr hervorbringen. Doch mögen die bekanntsten Dinge in anderer Zusammenstellung vortreten, wo er sich genöthiget sieht, diese zu entwickeln. Erfahrungen führen langsam und sicher. Die Krümmen lehren sie auf das genaueste, und man wandelt wie ein erfahrner Bote sein Leben hinab. Erfahrungen schleifen das eckigte ab, das jedem Menschen eigen ist; man lernet sich in einander fugen. Bekannt mit seiner Abhängigkeit in Rücksicht der Bedürfnisse und Freuden, gehen Nachsicht und Festigkeit mit verschlungenem Arme einher, und man wirkt wo man wirken kann; streut seinen Saamen in den großen Weltraum, ohne die gereiften Früchte als die seinigen anerkennen zu können. Aber man hat Antheil an den Früchten und dieses unbekannte, wem die Saat war lehrt uns: Alle besitzen Rechte auf die Gaben und jeder nimmt Theil daran, um so mehr, da der Mensch säet und Gott Regen und Gedeihen vom Himmel niedersendet. Erfahrungen stimmen uns mehr für das gegenwärtige; denn durch sie finden wir, wie der Mensch alles mit seinen Phantomen ausschmücket, und mehr in der Phantasie genießt als die Güter dieser Erden in ihrem Schooße tragen. Hofnung, Hofnung, Trost des Lebens,

tönt noch leidlich von der Lippe eines in die Welt tretenden Jünglings; aber der Mann sey ganz der Gegenwart gegenwärtig, wie auch Weltweise, als ein Seneka, uns an vielen Stellen anempfelen. Wer so weit kam, daß er die Träumereien vergißt und den Augenblick erlaubt genießt, dem lebt die Welt, und Humanität funkelt aus den Augen; führt die Zunge; schließt die Züge in ein zufriedenes Ganze. Aber daß Erfahrungen allein nicht zur Humanität führen, zeigen die öfteren Fehlsprünge vieler Alten. Sie glauben auch ein ausschließliches Recht auf Belehren und Sprechen zu besitzen; weil sie viel zu sprechen haben, und ihnen alle Gedanken gleichsam schon in Existenz gebracht waren. Erfahrungen geben schlechterdings keine Regeln ab; aber sie dienen zu Behelfen, zu glücklichen Kunstgriffen, ohne die öfters die größte Theorie in Unordnung verwickelt wird. Darum läßt sich immer besser dem erfahrnen Künstler wie dem bloß theoretischen zusehen. Aber jener, ohne Theorie, darf auch nie aus seiner Gleise gehen, und dem Kunstverständigen breitet sich die ganze Welt zum Erschaffen aus. Nimmt man Erfahrungen als erlaubte Kunstgriffe an, die nun zum Ausüben gehören, so lese man Erfahrungen, wie ein Büsch sie schrieb, und tausend Maximen werden ihm willkommen seyn — aber besser ist noch, sie selbst zu machen, und sich vor den

Stößen

Stößen zu sichern, welche Selbsterhebung gewöhnlich mit sich zum Geleite führt. Die Ausbildung der Vernunft führt zur Humanität. Die Vernunft ist das Vermögen, Ideen zu haben. Ohne sie kennten wir keine allgemeingültige Regeln — denn diese würden nach den Erfahrungen abgezogen für gültig erklärt, wie es der Verstand thut, und darum mit Recht regulativ heissen. Hingegen jene unbedingten, die ohne alle Anwendung doch als Regel von jedem vernünftigen Wesen publizirt werden, heissen konstitutiv. Sie machen den Inhalt einer Konstitution, eines Gesetzbuches aller vernünftigen Wesen aus. Man bildet die Vernunft aus, wenn man diese Ideen aufs reine zu bringen sucht. Nicht als bedürften sie einer nähern Entwickelung, als stritte man immerhin über sie; sondern jeder bemerkt sie in sich, ohne sie in bestimmten Worten ausdrücken zu können. Sobald man aber Zeit und Fleiß darauf verwendet, so erhält man ein Sistem der Prinzipien. Man möchte einwenden, wozu diese Emsigkeit auf ein Sistem, wenn ich sie nur in vorkommenden Fällen weis, und dazu verlieh mir ja die Natur den moralischen Sinn. Weil aber die ganze Körperwelt darauf gleichsam ausgeht, uns zu sich hinüber zu ziehen und Freiheitslos zu machen, so gehen wir gesicherter, wenn unsere Principien in ein Sistem

gebracht

gebracht sind. Die äusseren Dinge können das reine Gefühl so verstricken, daß ein ganz falscher Sinn sich äussert. Offenbahr lebt man also sicherer bey einem Sistem, und weis genauer ein Urtheil seiner Handlungen abzulegen. Die Ausbildung seiner Vernunft ist nun zur Humanität äusserst brauchbar. Sonder Zweifel wird auch der mit seinem gesunden Menschen-Verstande human leben können, wofern er ohne mehrere Festungen diesen vor den heillosen Angriffen zu sichern versteht. Aber der Mehrgebildete — das heißt nach der feinen Welt — der Litteratur besizt; über alle Angelegenheiten des Menschen vernünfteln kann, und mit Worten dem andern auszuweichen versteht, kann schlechterdings seinen gesunden Menschenverstand nicht erhalten. Er wird verderben bey einigem Grade von Kultur, sobald die Vernunft nicht gleichen Schritt mit seinem Anwachse von Kenntnissen geht. Und so sehen wir der Inhumanität Thor und Riegel aufgesperrt, wie alle die Halbgelehrten und die überklugen Frauen uns beweisen. Man verfällt, wenn man recht schlecht ist, in die allerfeinste verzehrende Sinnlichkeit; oder, wenn man recht gewitziget ward, in die allerverfänglichste Deutelei, und nennt Empfindung Empfindelei, Herzlichkeit, Wäscherei. Da müssen wir mit Schiller in seinen Briefen über seine Aestethik in den Horen

sagen:

sagen: Der Mensch muß erst zurücklernen, wenn er gut werden soll; vergessen was er wußte; von der Natur erst mächtig leiden, ehe er thätig werden darf. Wahre Vernunft bringt die Prinzipien in Ordnung. Nun folgt ihr Totalseinfluß in unsere Handlungsweise und die gehörige Ausbildung der Sinnlichkeit, wie wir sie oben anempfohlen haben, hält auf ihr Recht, so daß diese beiden den Menschen durchs Leben geleiten. Wir können gar keine Lust hegen, human zu werden, uns der Menschheit unentgeldlich hinzugeben, wenn wir nicht diese große Konstitution in unserem Bewußtseyn trügen, die wir uns selbst als freie Wesen gaben und ihr auch frei gehorchen.

Dem Menschen ist hinlänglich Arbeit nach dieser Angabe angewiesen für sein ganzes und noch so langes Leben. Die Erscheinungswelt sorgt schon dafür, daß wir nicht vor der Zeit klug werden, sondern legt auch Hindernisse genug in den Weg, um langsamen Schrittes einher zu wandeln, nicht zu straucheln oder mindestens nicht zu fallen. Wo wir nach Vorzug streben, herrscht keinesweges Allgemeingeist, humaner Sinn; da reichen sich Prinzipien und Anschauungen mit nichten die Hand, sondern jede spielen ihre Rolle so gut wie sie nur können. Sie legen es noch immer darauf an, sich zu täuschen und einen Gang allein zu machen. Es giebt

so viele kaum bemerkbare Zeichen, an denen wir uns selbst erkennen können. Nur einen Strahl ins Herz, und Eigennutz, Eigenliebe, Genußsucht spielen die verschlungensten Szenen. Man hängt nur so an einem seidenen Faden, um nicht alles als ein von der Vernunft verurtheilter anzusehen. Das alte Sprichwort der griechischen Weisen: γνωθι σεαυτον, kenne dich selbst, bleibt ein goldener Ausspruch; aber es sollte verbunden werden mit dem "zur allgemeinen Einstimmung mit dir und anderen."

Die Ausbildung des Körpers gehört noch dazu, um Humanität zu gewinnen. Es kann nur der gesunde und gut ausgewachsene die Dienste leisten, welche die Natur von ihm fordert, und überdem tragen gute Stellung und gehöriger Einzwang aller Glieder dazu bey, auch durch sein äusseres Humanität zu äussern. Das erste genommen, so ladet jede Kraft uns ein, und das bedürfende in der Natur, die ganze Materie liegt hülflos, dürftig vor unserer Thätigkeit. Ordentliche Händearbeit muß der Mensch verrichten. Auch gehen dem höheren Genuß und den Geistesfreuden beständig die körperlichen Befriedigungen vor. Von Armuth und Hunger gequält, läßt sich nicht gut auf Unsterblichkeit arbeiten, und es taugt nicht, wenn die Kunst betteln gehen muß, wie der Maler in Emilia

Galotti

Galotti sagt. Daraus erhellt, unsre erste Wirksamkeit besteht in der Abhaltung des körperliches Elendes von allen Seiten, worin die Menschheit nach ihrem thierischen Antheile schreiet und seufzt. Dazu bedürfen wir körperlicher Kräfte; denn der Reichthum ist nach seinem Ursprunge doch nur immer die Wirkung des Erwerbes, also der Anstrengung des Körpers und die angeerbten können wegen ihrer Ausnahme von der Regel nicht zur Bestimmung unserer Obliegenheiten dienen. Mit Körpern umgeben, sollen wir zuförderst auf sie wirken. Es muß die erste Sorge jedes Erziehers und jedes rechtschaffenen Vaters und jeder sorgenden Mutter also immerhin bleiben: laß das Kind frei und ungestört aufwachsen; sorge dafür, daß es gesund, gelenkig und fertig in dem Gebrauch jedes Gliedes werde und bleibe. Wenn der Körper schwindet, so stirbt die Seele dem Anscheine nach ab. Genug, er ist denn für diese Welt verloren, und alle seine herrlichsten Gaben liegen wie ein vergrabener Schatz, der Niemand zum Heil gedeihet. Die ersten Erfordernisse der Humanität, wo es auf That und nicht bloß Worte ankömmt, bleiben ohne die Ausbildung des Körpers unvollendet. Wir finden, welche Hauptpflicht die Erhaltung der Gesundheit, das frische, lebhafte und unermüdende in allen Gliedern uns seyn muß. Die ganze Landwirtschaft und die

Handlung, zwey Gegenstände der menschlichen Thätigkeit, wovon die eine die Sitten mildert und den Menschen in der Natur sanft und sparsam und genügsam bildet; die andere uns mit Ideen fremder Völker, ihren Produkten und Vortheilen bekannt macht, und zuerst den Gemeingeist zwischen der ganzen kultivirten Welt erweckt — diese beiden Beschäftigerinnen des Drittels der Menschheit müssen durchaus einen gesunden und starken Körper sich zu erhalten wissen. Zweitens äussert aber das ganze Benehmen und die Stellung eines Menschen schon Humanität. Die feine Welt fordert eben so viel vom Tone, Anstand, Mienen und Wendungen als von der That selbst. Alle Züge des Gesichts sollen Humanität verrathen. Das Gesicht muß gleichsam offen stehen, um jeden Augenblick diese Bereitwilligkeit zu verrathen, sich nützlich und angenehm zu machen. Die Tanz:, Reit: und Fechtkunst und gymnastischen Uebungen werden auch immerhin ihre Rechte behaupten, zur Menschenbildung das ihrige beyzutragen. Es ist verkehrter Sinn, das alles ledig und allein um die halsbrechenden Sprünge und labirintischen Verschlingungen zu lernen, womit diese Künste uns belehren. Vielmehr sollen sie unseren Gliedern das gehörige Gleichgewicht, die Aufgelegtheit jedes einzelnen zu seiner Thätigkeit, die Harmonie in dem Ganzen,

kurz,

kurz, eine Einheit hervorbringen, damit wir dem Menschen ansehen, seine Glieder gehören ihm und keinem anderen zu. Das Einziehen und Verlängern der Glieder und Züge giebt das Ansehen des Antheils in den verschiedenen Weh- und Wohlauftritten der Tagsangelegenheiten. Der Mensch bleibt aber sinnlich, und diese äusseren gleichsam Verzierungen des inneren flößen sogleich das Zutrauen ein, um sich an einander zu schliessen und Humanität wirken zu lassen. Auch muß das ganze milde und weiche ächter Humanität schon die Züge des holden und friedlichen Sinnes auf Stirn und Wange und um den Mund graben. Schon müssen Arm und Brust und Fuß in ihren Biegungen, Verneigungen und Rückziehen etwas Hingegebenes andeuten, um gleichsam zu sprechen, ob man sich dienstbar erzeigen könne und dürfe. Ueberdem giebt es tausend Kleinigkeiten, deren Befriedigung uns doch so glücklich macht, und uns manchen Augenblick eines kleinen Kummers überhebt, die durch ein gelenksames Wesen und stetes Auffordern zur Thätigkeit erfüllt werden. Man nennt es Gutmütigkeit oder Feinheit — beide sind geliebt und beide versöhnen uns mit wirklichen anderweitigen Ungeschliffenheiten und üblen Vergehungen, deren ersteres, Menschen erster, und lezteres, Menschen lezter Classe sich oft schuldig machen. Je mehr die

Leute von Erziehung reden, desto mehr fordert man Anstand und äussere Sittlichkeit und Bildung des Anmuthigen, und das nicht mehr, wie mit Recht. Die Humanität muß diesen Grad erreichen, daß ihre ganze Kraftausspendung mit Feinheit, mit Bereitwilligkeit, mit eingezogener Bescheidenheit geschehe, wohl vorausgesezt, daß die Grundsäze der Humanität erworben waren, ohne die aller äusserer Anstrich, jede Zierde und Annehmlichkeit des Tons, Einnehmung der Miene, Wegführung durch Stellung und Bewegung Schminke bleibt. Wie weit dies unter Menschen von Ton der Fall seyn mag, und das wesentliche vernachlässiget ward, gehört nicht in meinen Gegenstand. Nur füge ich bey: der Prunk und der feinste Sinn in Grazien der Gebehrden verschlage nichts und halte keine wahre Humanität aus. So wenig ich sagen werde bey einem Büchersaal mit korintischen Säulen und rafaelischen Verzierungen, wenn die Bücher ohne Gehalt sind, die Bibliothek ist schön; so wenig verdient der gefeilte und wohlerzogene ohne innere Sittlichkeit den Namen Mensch. Wohl aber muß das ganze Leben Ebenmaaß und Einklang seyn, wie Plato den Protagoras zum Sokrates sagen läßt — aber hier verschlingen sich innere Wahrheit und äussere Zierde, wie ich Phidias Bildsäule nur eine Mohren Nase aufsetzen

darf

darf, um nicht mehr zu sagen: sie ist von Phidias entrissen.

Diese ganze Ausbildung des Menschen würde aber immerhin wie eine todte Masse anzusehen seyn, wenn sie nicht durch irgend etwas belebt würde. Vermöge unserer Freiheit sind wir erst im Stande, sie in Anwendung zu bringen. Die Ausbildung bietet uns eine Menge von Zwecken an, zu denen nun ein freies Wesen gehört, um sie beliebig zu gebrauchen. Um nun richtig wählen zu können, muß ich von ihrem Inhalte unterrichtet seyn, und um dieses zu verstehen, Ausbildung besitzen. So greifen Ausbildung und Freiheit in einander, ohne die keine ächte Humanität erlangt wird, weil keine Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft auf unsere Handlungen sich anders gedenken läßt. So muß der Mensch sich tauglich machen, beliebige Zwecke auszuführen, und diese Tauglichkeit zu beliebigen Zwecken ist Cultur. Sobald ich zu einer Kunst mich tauglich machte, war ich geschickt darin; und diese Geschicklichkeit ist die Tochter der Ausbildung. Anderseits gehört aber zur wahren Ausbildung und Tauglichkeit zur Humanität nicht bloß diese Geschicklichkeit, dieser Erwerb, Zwecke zu erreichen; sondern auch der gute Sinn dazu, nur humane Zwecke zu wollen. Und das wäre der andere Theil einer guten Cultur, die

Zucht. Wir müssen nicht bloß das Vermögen inne haben, etwas beschaffen zu können; sondern um uns völlig mit uns selbst auszugleichen, auch allein das Humane beschaffen wollen. Die Menge von Zwecken sollen in einer Zucht gehalten werden. Unsere Begierden müssen keine unumschränkte, gesetzlose, willkührliche Macht einführen, und eigennüzzige Zwecke zum Vorwurf der Thätigkeit anschlagen. Unser Wille läge dann in Fesseln, und wir gehörten der Körperwelt an, ohne einen Staat von freien Wesen zu bilden. Die Geschicklichkeit langt also bey weitem nicht zu, uns als humane Menschen vorstellen zu lassen — es muß nothwendigerweise die Zucht sie geleiten. Es ergiebt sich, daß man viele Cultur, viele Tauglichkeit zu beliebigen Zwecken haben könne, ohne ein humaner Mensch zu seyn. Man besitzt alle Geschicklichkeit aber hat keine Zucht. Die Neigungen werfen so gut die Zwecke auf wie die Vernunft, und statt wir frei seyn könnten, hängen wir von Dingen ausser uns ab; sind Gefangene, und lassen unsere Geschicklichkeiten zu niedrigen Kunstgriffen dienen, um der Despotie unserer Begierden freien Lauf zu geben. Der Luxus der Wissenschaften, oder mit andern Worten, die Befriedigung unseres eigennützigen Triebes durch äussere Ehre mit einer Menge von Kenntnissen, alle Verfeinerungen; kurz,

was unsern eigennützigen Trieb befördert, in so ferne andere es erkennen können, spannt die Kräfte ungemein an, und rüstet die Menschen mehr wie jemals sich Mittel in die Hände zu geben, recht viel gutes zu stiften. Aber die Gefahr wächst desto mehr an, weil es alles auf Selbstheit abzielt, und wir uns mehr von einander trennen, statt wir uns näher kommen sollten. So wie wir durch diese Anspannung aller Kräfte uns der Humanität ausserordentlich nahen, gehört schlechterdings dazu, um nicht zur bloßen Natur herab zu sinken, Zucht zu gewinnen. Alles einzuzäunen und einer höheren Critik zu übergeben, das sich als Zweck anbietet. Niemahls konnte ein Zeitalter alles so aufsuchen; jedes Bedürfniß so nach dem äusseren vergeistigen, dem niedrigsten Stoffe eine schönere Form mittheilen, um die höhere Natur mit zu beschäftigen; nie konnten Vergnügungen den ädlen Anstrich wie jezt erhalten, und das ganze Verfahren des Weltmannes mehrere Vergeistigung an sich tragen, weil die höchsten Wissenschaften alle Classen durchdringen und jeder darauf sinnt, vorzüglich zu seyn. Eine schöne und neugeborne Welt für die Humanität! Aber es wird nun auch gerade Zeit, Zucht herbey zu rufen. Ungewöhnliche Zwecke eröfnen sich den weitblickenden Augen der Menschen. Jeder wähnt neue Aussichten und folgt

neuen Planen, um die Menschheit entweder durch Ernst oder Spiel an einander zu fesseln, und das möglich = größte Vergnügen herbey zu schaffen, so weit es allgemein erscheinen darf. Die goldene Milde äussert sich wahrlich durch diesen Allgemeingeist; aber ohne Zucht unterjocht eine nie erhörte Despotie die kultivirte — zu beliebigen Zwecken tauglich gewor= dene — Menschheit. Die Zwecke, welche in unserem Belieben stehen, sie werden ausgeführt oder nicht, müssen züchtig seyn — sie dürfen sich nicht schämen, auch wenn ihre schöne Hülle abgenommen ward, der Vernunft vorzutreten. Wir sehen, auf welchem be= wundernswürdigen Punkte die Menschheit jezt steht — doch davon unten ein mehreres. Hier dient nur so viel zu unserer Urkunde, daß wir Humanität zu gewinnen, nicht allein Seele und Körper ausbilden, alle gedenk= baren Geschicklichkeiten besitzen müssen; sondern durch= aus die Zucht gleichen Schritt mit dem Fortgehen ins Wissen halten solle. So gewiß durch diese beiden Wege Humanität erreicht wird; so sicher müssen wir denn auch dieser Wege seyn. Es wird also sich der Mühe verlohnen, noch etwas näher den Ausdruck Zucht zu beleuchten. Zucht ist die Einzwängung nach Gesetzen. Zucht in den menschlichen Handlungen besteht in der Einschränkung des ehrgeitzigen, oder besser, des

eigennützigen Triebes. Eingeschränkt wird dieser durch das Gesetz der Sittlichkeit. Er wird eingeschränkt; aber nicht aufgehoben. Wir sollen weder unsre Neigungen untergraben noch verachten wollen. Man verlangt in Gesellschaften Vergnügen und frohe Mittheilung; aber alles geschehe in der Zucht und mit Zucht. So weit Frohsinn der Sittlichkeit nicht schadet, überlasse man sich ihm, und da steht denn die Grenze. Darum lieben wir ein züchtiges, gesittetes Mädchen. Unsere Neigungen müssen also erzogen werden. Ihnen muß die Form ertheilt werden, daß sie auf Allgemeinheit rechnen können. Diese Zucht bezieht sich aber nicht bloß auf äussere Haltung; sondern sie muß bis in die Gedankenfaltung gehen. Auch den Gedanken begleite Zucht; strenge Gesetzmäßigkeit, Keuschheit und Reinheit. Diese Zucht würde zu unseren Zeiten wahrscheinlich die größte Meisterin spielen müssen; vorzüglich was die Zucht aufs innere betrift. Jezt züchtiget man alles in feines Gewand hinein, und geht schlicht und recht, ohne äusseres Aufsehen erregen zu wollen. Die üblen Folgen sind oben schon geschildert. Der Weg scheint uns nun hinlänglich gezeichnet, wie man Humanität gewinne. Man vernachläßige weder eins noch anderes; habe zu allen Lust und lerne alles, was man könne, aber sorge für Zucht!

Fünftes Capitel.

Was trägt Gefühl für Schönheit zur Humanität bey?

Wir geben uns zuvor Rechenschaft von der Schönheit, von dem Schönheitsgefühle, ehe wir uns ihrer magischen Kraft überlassen. Die Erörterung der Begriffe gehört nicht in unsren Vorwurf; aber wir müssen etwas festsetzen, woraus wir den Nutzen herleiten. Einmahl ist gewiß, daß jeder sich anmaße, zu wissen, was schön sey; und zweitens, daß jeder dafür Gefühl, und zwar ein Gefühl zu haben vermeine, was er von jedweden fordern kann. Was wirklich schön genannt wird, erklären wir ohne Vergünstigung und ohne Stimmensamlung dafür, und sagen mit festen Worten: Das ist schön! Eine Simphonie von Pleyel hält jeder Musikliebhaber für schön, und eine duftende Sommerabendnacht lockt das einhellige Geständniß des Schönen hervor. Daraus ergiebt sich, was schön ist, muß allgemein für schön erkannt werden, und jedermann hat ein Schönheitsgefühl. Die Schönheit besteht nun in dem freien Spiel, das Gefühl der Lust in uns zu

erzeugen. Dadurch, daß ein schöner Gegenstand mir Lust ablockt, nöthiget er mich weder durch Begriffe noch durch Neigungen. Seine Form an und für sich zieht mich an sich, und läßt mir so viele Thätigkeit, daß ich mit dieser Form spielen kann; sie in meiner Phantasie umschaffen und sie in tausend beliebige Formen schmiegen kann. Was schön ist, gefällt an und für sich selbst, ohne die Neigungen zu erwecken, sie sich eigen zu machen, oder ihren inneren Werth zu bewundern. Eine schöne Blumenflur unterhält ein freies Spiel und erweckt das Gefühl der Lust in mir, ohne daß ich daran denke, wozu sie nuzt oder was für Theile sie in sich enthält. Ich schwimme nur in dem Meere von Formen, und bilde durch das wechselsweise Anziehen andere Gestalten hinein und verschaffe mir ein freies Spiel. Wenn ich schlechterdings nichts von dem Zusammenhange des schönen Gegenstandes weiß, so erweckt es die Lust in mir, mit der Form zu spielen. Die Schönheit theilt also gar keinen Begrif von dem Gegenstande mit, erweitert auch gar keine Kenntnisse, sondern ist nur eine Beziehung auf mich. Schönheit ist also die äussere Form, welche eine Lust ohne Neigung in mir hervorbringt. Nun entstehen aber alle Formen durch mich selbst. Es giebt keine reine Schönheit als die die Natur anbietet. Bey einem stillen Abend, am

ruhigen Ufer, in sanftem Gelispel der Blätter und melancholischem Schlag der Nachtigall werde ich sanft hingezogen. Eine Lust spielt mit dieser Form, ohne daß ich wünsche, Nachtigall oder Blätter zu besitzen. Ich schaffe tausend andre Formen, und jeder Endzweck belebt aufs neue meine Schöpfungskraft. Ein Gleichgewicht von Leiden und Thätigkeit findet hier statt, und dadurch verfallen wir so oft in diese gänzliche Ruhe, daß alle unsere Kräfte aufgelöst zu seyn scheinen; daß alle Empfindungen sich verschmelzen, und nach dieser gänzlichen allmäligen Abspannung, nach diesem Verlieren in die tausend und aber tausend Formen der Schlaf unserer Phantasie eine neue Region öfnet. So bald wir anfangen über das einzelne nachzudenken, also nur Begriffe bilden, hört die Schönheit auf, und Neigung oder Beweggrund mischt sich hinein. Weil bey Schönheit bloß Lusterweckung statt findet, und wir weder aus Grundsätzen noch aus Neigung unsern Beifall dem schönen Gegenstande schenken, so dürfen wir dieses Urtheil so fällen, daß alle so urtheilen müßten. Wir können es jedem aufdringen, daß er es für schön halte, ohne uns auf Beweise einzulassen. Ich berufe mich hier auf Kants Kritik der aestetischen Urtheilskraft und Schillers Briefe über die Schönheit. Doch will ich es noch etwas näher ins Licht setzen. Wir bestimmen

uns für etwas, nur aus Neigung oder aus Grundsatz. Geschicht ersteres, so hängt unser Urtheil mit von den Dingen ausser uns ab. Nun aber sind wir nicht im Stande jemanden zu täuschen, daß ihm ein Gericht gut schmecke oder daß er das Wasserfahren liebe. Hier beruht das Urtheil auf dem Eindruck von aussen; auf Organisation; auf Gewohnheit, Beyspiel und so vielfachen Dingen, wie die Erfahrungen vielfach sind. Was meiner Neigung gefällt, darf immerhin dem andern missfallen; denn es giebt hier keine Regel, woran ich mein Urtheil heften kann. Faße ich ein Urtheil durch Grundsatz, so darf ich es eben so wenig jemanden aufdringen. Nemlich, ich verstehe hier unter Grundsatz jeden Beweggrund, der durch Nachdenken erzeugt ist; also zum Theil mit von der Erfahrung abhängt. Solche Grundsätze geben Maximen ab; nun hat jeder Mensch Maximen, nach denen er handelt, die dem Sittengesetze nicht widersprechen, aber die der andere nicht für sich anwendbar hält; wiewohl er gestehen muß, diese Maxime dürfe immerhin gelten. Dieser machte die und die Erfahrungen, und abstrahirte sich einige Regeln; jener machte ganz andere Erfahrungen, und abstrahirte sich andere. So ergiebt sich, daß ich dem anderen meine Maximen nicht aufdringen kann, und nur das Recht an und für sich selbst

von

von ihm für Recht erkennen lassen darf, weil dies von keiner Bedingung abhängt, und mit keiner Erfahrung Gemeinschaft hat, und endlich dadurch wahr ist, daß es sich allgemein denken läßt. Was mir nicht gehört, nicht zu nehmen, ist recht ohne alle Anwendung in der Erfahrung. Angenommen, ein Mensch sey einen Wald zur Abendzeit passirt, und habe jedesmahl verdächtige Leute gehen sehen, so würde er es sich zur Maxime machen, nie ohne die höchste Nothwendigkeit diesen Weg zu befahren. Ein anderer dürfte nichts gegen seine Maxime einwenden; aber er könnte diesem nicht verdenken, wenn er dessen ungeachtet seinen Grundsatz nicht anwendete, sondern den Wald in der gefährlichen Zeit besuchte. Wir würden auch nicht das Recht besitzen, diesen für unvernünftig und tollkühn zu erklären. Denn er würde sagen: daß dieser Mann, so oft er den Wald bereiste, verdächtige Leute gehen sah, beweißt noch gar nicht, daß immerhin Leute vorgefunden werden, und daß diese Leute verdächtig sind. Gerade ihn konnte es treffen, diesen beständig zu begegnen, und tausend Wahrscheinlichkeiten lassen sich herrechnen, warum diese Leute sich hier versammelten, ohne verdächtig zu seyn. Gewis war es doch nicht immer Mondschein, daß er diese Leute beständig für dieselben erkennen konnte, und sey es auch gerade Mondschein

gewesen, so hindern die Schattirungen sicher an völliger Auskunft; zweitens mögen diese Leute Holz sammlen; drittens Diebe aufsuchen wollen; viertens Geld graben mögen, u. s. w. u. s. w. Es erhellt, sich zu etwas aus einem Grundsatze zu bestimmen, der mit von der Erfahrung abhängt, ertheilt nie ein Recht, jeden anderen dafür stimmend zu machen. Sogar seine Zweifel kann er nicht zum Schweigen bringen, in so ferne seine Behauptungen von Erfahrungen abhingen. Ein Sittengesetz anzuerkennen, kann ich von jedem vernünftigen Menschen fordern, weil es an und für sich selbst ohne Bedingung so ist; weil mich weder Neigung noch Grundsatz von ihr abhängig bestimmen kann, sondern ledig und allein das Bewußtseyn des Sittengesetzes. Weil das Urtheil des Schönen weder aus Neigung noch aus Grundsatz von Erfahrungen abhängig entstanden ist, sondern aus der freien Lust an der bloßen Form des Gegenstandes, so kann ich von jedem fordern, daß er das Schöne als schön anerkenne. Nun giebt es, wie ich oben bewies, Gegenstände, die wir weder besitzen wollen, noch eine Regel angeben können, warum sie uns gefallen; also beruhen sie auf einer bloßen Lust. Diese Lust kann nun aber nicht regellos seyn, wiewohl ihre Regeln sich nicht aufzehlen lassen; denn wäre dies der Fall, so dürfte ich gar nicht auf

Allgemeinheit Anspruch machen; und wäre jenes der Fall, daß wir die Regeln angeben könnten, so wäre es ein Begrif und keine freie Lust mehr. So bald ich nun sage: das ist schön! so muß ich weislich vorher untersuchen, ob das bloße Wohlgefallen an dem Gegenstande mich zu diesem Urtheile bringt, oder eine Neigung, oder ein Grundsatz. Gerade daher entstehen nun die widersprechenden Urtheile über schöne Gegenstände; weil die meisten Menschen etwas für schön angeben, wohin sie nur ihre Neigung, ihr Vortheil, ihr Dünkel und ihre Gewohnheit zieht, keinesweges aber das freie Wohlgefallen an der Form, das bloße Gefühl der Lust mit der Form zu spielen. Mit der Form spielen, heißt aber, sie auf allerlei Weise in seiner Einbildungskraft umzubilden, ohne an einen Zweck zu denken, den diese Umschaffungen produziren könnten. Wir haben jezt dargethan, daß es Schönheitsurtheile giebt, und daß diese von jedem gefordert werden können. Daß aber diese Schönheitsangebung ein Gefühl ist, folgt daraus, weil wir nicht bestimmt anzugeben vermögend sind, worinn das Schöne bestehe. Denn jede Angebung macht einen Begrif aus, und jeder Begrif davon hinkt, weil er keiner Anschauung völlig gleich seyn kann — die Schönheit aber nur in der Form besteht, welche wir Anschauungen mittheilen. Das Gefühl

der Schönheit ist wieder ein allgemeines, weil wir nicht durch Neigung es in uns tragen, und wir nennen es darum mit Recht einen Sinn, wiewohl wir uns zu hüten haben, keinen allgemeinen Begrif darunter zu verstehen, sondern vielmehr die Natureinrichtung, die wir mit in unserem Vorstellungsvermögen antreffen. Wie nun dieses Gefühl in uns rege gemacht wird, daß wir etwas für schön halten, ist eben so unbegreiflich wie jedes andere, was in unserem Bewußtseyn vorkömmt. Genug, daß wir den Zusammenhang kennen; daß wir wissen, unser Verhalten sey gleich leidend und thätig; wir beschäftigen uns nur mit Formen, das Gefühl bestehe in bloßer Lust, im reinen Wohlgefallen an dem Gegenstande, in der gleichförmigen Anstrengung aller Kräfte, die sich mit dem mannigfaltigen in den Anschauungen vermischen. Diese ganze Lehre ward aber bis jezt so kurz abgethan, und wegen ihrer Eigenheiten so unrichtig begriffen, daß einige Beyspiele nicht zur unrechten Zeit werden angebracht seyn. So wenig in reinen Begriffen Beyspiele aufklären, sondern vielmehr hie und da verdunkeln, so nothwendig gehören sie fast in eine Darstellung der Schönheit — denn zu dieser paßt kein Begriff. Jede gestrenge Regel, jede Einzwängung führt schon über die Schönheit weg, und sie entschlüpft unter einer logischen Auseinandersetzung

wie die Süßigkeit des Kusses beym Geschwätz über das süße des Kusses. So bald wir bey Gegenständen etwas schön nennen wollen, sollten wir schlechterdings es nur bey Naturschönheiten thun. Denn bey schönen Menschen oder anderen Kunstwerken wird immer irgend eine Art Neigung ausgedrückt, wodurch unser Urtheil kein freies Spiel mehr bleibt. Die allerregelmäßigsten Gesichter sind die uninteressantesten; denn es muß keine Neigung hervorstechend aufblicken. Weil aber selten, und im eigentlichen Verstande nie ein Mensch ganz ausdrucklos erscheinen kann, so werden auch nie alle Menschen in die Schönheit eines Menschen einstimmig zeugen; denn wir nehmen gleich Antheil, Neigung oder Abneigung, und das reine Wohlgefallen, die bloße Lust hört auf. So geht es auch bey Statüen und anderen Kunstwerken. Irgend eine Leidenschaft oder Handlung ist ausgedrückt, und wie wenige Menschen erwerben sich den zarten Sinn, nur dieser, ohne alles Interesse, sich zu überlassen, und weder Parthie für oder wider die Leidenschaft zu nehmen. Ja der Mensch trügt sich hier so weit, daß er glaubt, rein zu urtheilen, und bemerkt nicht einmahl das heimliche Affizirtwerden dieses Einflusses der im Gegenstande ausgedrückten Gemüthslage. Um aber den Begrif von Schönheit anschaulicher vorzustellen, mag folgendes dienen. Man schildere

sich eine Gegend so romantisch man könne, und streue den weichsten Duft darüber; lasse Mond und Sterne auf Busch und Bäumen schwimmen; thürme Berge und Felsen in dem riesenmäßigsten Anblicke; und lagere sich nun mitten in diesem herrlichen All am schönsten Abend, den die Natur nur giebt, und wir sagen alle: Es ist schön! Selbst der, der kein weiteres Vergnügen daran findet, sondern sich in seine enge Klause begiebt, muß doch gestehen, es sey nicht häslich. Das Gefühl drängt sich wider seinen Willen hervor, und möchte er gerne das schöne darin bestreiten, so vermag er doch nimmer das häsliche zu beweisen. Warum nennen wir dies schön? Wir verlangen von der ganzen Gegend nichts zu besitzen; aber fühlen eine unmittelbare Lust an den verschiedenen Formen, und arbeiten mit unserer Einbildungskraft so wie in jedem Augenblicke die Gegend uns aufs neue affizirt. Dieses Wohlgefallen nimmt zu, so wie wir vermögend sind, mehrere Bilder uns dazu zu verschaffen und in leichte Träumereien zu verfallen, um immer neue Formen zu zeugen, ohne nur eine festzuhalten, denn so würden wir Antheil nehmen, und es bestände nicht mehr in einer Lust ohne Neigung. Diese ganze Gegend mag in derselben Lage bleiben. Es soll nur ein fürchterliches Gewitter aufstehen; Blitze durchkreuzen die Luft, und unter dem

Donner krache die Erde, auf die wir uns lagerten. Man möge unter einer Rothbuche stehen, und nun mit hoher Freude den Blitz Bäume um sich her zerschmettern sehen. Werden alle Menschen dieses große Schauspiel der Natur schön finden? Keinesweges; denn es mischt sich in das freie Spiel Neigung, Neugierde. Diese Neigung bestehe in Zuneigung oder Abneigung, genug, es ist um das reine Wohlgefallen geschehen; wir machen Parthie; unsre Lust herrscht nicht ohne Neigung. Die vorige Gegend trete wieder in ihre Ruhe zurück, nur flamme ein Feuer im Hintergrunde des Holzes. Ein Theil der Zuschauer wisse, es sey mit Fleiß zum Freudenfeuer angelegt; der andere glaube, es brenne ein Haus oder ein Gut ab. Jene finden es schön; diese nichts weniger. Bey jenen wird das freie Spiel erhalten, sich Formen zu verschaffen, und immer neue Bilder dem Bewußtseyn vorbeygehen zu lassen, die theils existirten; theils nie waren; theils vielleicht nicht seyn können. Das ist alles gleichviel, wir nehmen keinen Antheil an den Inhalt der Formen, sondern fühlen nur, daß wir Götter sind, Welten erschaffen, wie Moses sagt, Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht. Wir räumen uns gar nicht den Gedanken ein: es möchte da seyn, sondern ziehen und lassen uns hinabziehen, wie die Biene von Honig gelockt

wird und sich selbst lockt. Die anderen nehmen Antheil an das Feuer, und sie empfinden nicht diese reine, ungetrübte Lust. Wir wollen einer großen Revûe gegenwärtig seyn. Die Masse von Menschen; die regelmäßigen Bewegungen; die Verschlingungen zur größten Einheit; das donnernde Geschütze; das Schlachtgetümmel; das Feuer; Sprengen der Rosse; Bestürmung eines eingehaltenen Platzes macht den Eindruck des schönen auf uns. Laß aber den Indier dies Schauspiel ansehen, warum wird er fliehen? Wir wissen, das Feuer und der ganze Vorgang schade nicht, und schwelgen demnach in der freien Lust, in den unendlichen Formen, welche wir aus dem mannigfaltigen bilden, und die größtentheils so verschwinden, wie sie auftreten. Der Indier fühlt Abneigung, und es ist um das Urtheil des schönen geschehen. Einer liebt die Jagd, und zieht dies Vergnügen jedem anderen vor, und will beweisen, das es schön sey, und vielleicht aus unserer eigenen Erklärung, weil ihm im mindesten nicht um das Geschossene, in Hinsicht des Gewinstes zu thun seyn könne, sondern das bloße Wohlgefallen an der Sache selbst, bewirke dies Vergnügen. Sehr gefehlt! Durch das Sehen, Jagen und Schießen werden Ehrgeiz, zu treffen, Beute mit nach Hause zu bringen, Gewohnheit, Stolz, Herr über beflügelte Geschöpfe zu seyn, Geschick-

lichkeit zum Schießen rege gemacht; und er spielt nicht mit bloßen Formen, sondern hält sich an einen Zweck fest: Wild zu treffen. Die Jagd würde nie ihm das Vergnügen gewehren, wenn er gar kein Wild entdeckte; denn sein Zweck war, Wild zu schießen. Bey Schönheit giebt es keinen Zweck — es ist nur da Lust, mit einem Gegenstande zu spielen. Aus eben diesem Grunde sollte man nie eine Handlung schön nennen. Denn hier liegen Zwecke oder Neigungen zum Grunde, sie sind demnach keine Gegenstände eines Urtheils des schönen, sondern eines bestimmten der gesetzgebenden Vernunft. Ich kann hier angeben, warum die Handlung liebenswürdig, das ist, annehmlich sey. Schönheit leidet keine Entwickelungen. Man lasse zwey Menschen über einen in jeder Hinsicht schönen Spatziergang urtheilen, indem sie sich gar nicht unterredeten, sondern bloß dem Eindrucke der Natur ergaben. Beide gestehen die Schönheiten ein; der eine geräth aber mehr in Extase wie der andere. Es bleibt immerhin unausgemacht, wer am mehrsten Recht behält. Der Schwärmerische verglich hier vielleicht tausend andere ähnliche Spatziergänge, wo er Liebe und Freundschaft in den zärtlichen Umrissen genoß — sein Urtheil beruht mit auf Neigungen, auf Verstandesunterhaltungen — und das eigentliche Spiel mit den Formen, die über

einige

einige Theile des unter ihm im Raume zusammengefundenen Mannigfaltigen bestand, büßte ein. Nur in so weit jede meiner Formen, über es sey gleichviel welche Theile des ausser mir gegenwärtigen im Bewußtseyn vorkam, fühlte ich das rein schöne. Daraus erhellt, daß keiner sich davon Rechenschaft geben kann. Es ist eine vortrefliche Stelle im Phaedon, wie Sokrates übers schöne spricht: "Dem Schönen ist alles schöne schön! dies scheint mir das sicherste zu seyn, mir und jedem anderen zu antworten, daß dem Schönen das schöne schön wird. Wenn jemand sagt: es ist schön durch seine Farbe, Figur oder sonst etwas, so lasse ich das gerne fahren; ich behalte aber das einfache und wahre davon bey mir, weil nichts anders etwas schön macht, als entweder die Gegenwart jenes schönen, oder die Gemeinschaft damit, oder wie und wodurch es auch kommen mag.„ Sokrates urtheilt hier eben so richtig als er richtig fühlt! Wäre es also möglich, sich Rechenschaft abzulegen; so zeugt diese schon vom Nachdenken, und hemmte also das Urtheil des schönen. Alle Stimmen werden beständig mehr und minder ungleich lauten. Wir wollen einen kristallisirten Zeolith, ein schönes Mineralienstück, aufzeigen. Man wird es schön finden, wegen seiner gefälligen Farbenspiele und seiner blendenden Weiße. Der Kenner freut sich über die Mischung,

blickt ihn von allen Seiten an, ob er strahlicht oder würfelich, oder blättrig, spröde, gelb oder weis, stark gesprengt u. s. w. sey, und findet ihn schön. Dieser denkt über den Werth des Zeoliths nach, und bestimmt ihn nach seinem inneren Gehalte. Sein Gefühl besteht nicht im bloßen Wohlgefallen an der Form, und jenes Urtheil darf mehr auf Allgemeinheit Anspruch machen. Alle Dinge, die demnach zu gleicher Zeit wegen des Nutzens gefallen, dürfen nie im eigentlichen Sinne schön genannt werden. So sollten wir nie schönes Zimmer, schöner Garten, schöner Mensch sagen. Das heißt nicht, als wären diese Gegenstände keiner Schönheit fähig; denn sie sind es doch gerade, die nur Schönheiten: Zimmer in der Baukunst, Garten in der Malerei und Menschen in der Bildhauerkunst darstellen können; sondern wir sollten lieber im allgemeinen sie hübsch nennen; weil wir bey der Schönheitserklärung uns schlechterdings aller Neigung entziehen müssen, und nur aus dem bloßen Wohlgefallen, aus der Lust ohne Neigung urtheilen dürfen. Wie wenig sind wir aber dazu im Stande! Daß wir nun so viele Dinge schön nennen, denen wir zugleich ihren Zweck beyfügen, zeigt nur, daß sie auch als schöne Gegenstände betrachtet werden können, wo denn freylich gar kein Zweck in Anschlag kommen muß. Wenn ich z. B. ein schönes

Buch

Buch sage, so darf ich nur so viel darunter verstehen, daß das Buch einen solchen Inhalt habe, der unserer Einbildungskraft ein freies Spiel schenkt, wo wir reines Wohlgefallen fühlen, ohne Neigung oder Nachdenken über einen Theil mit hinein zu schieben. In jeder anderen Rücksicht drückten wir uns schief aus.

Nun folgt nicht, als könnten wir über einzelne Gegenstände des schönen keine Regeln geben; wiewohl von Schönheit überhaupt es nie erlaubt oder gedenkbar wird. So können wir vom schönen Pferde, und schönen Menschen Regeln aufrechnen, ohne die das Pferd und der Mensch nicht für schön gehalten werden sollen. Aber ich kann diese Regeln keinem unwiderstehlich aufdringen. Sie sind nur regulativ und nicht konstitutiv. Ich werde als Kenner sagen, er versteht das nicht besser, und gleichsam dadurch dem Scheine nach behaupten, es beruhe Gefühl von Schönheit auf dem Innehaben vieler Regeln. Dies ist aber nur bloßer Schein. Die Kenner gaben sich selbst Regeln, die andere dafür anerkannten, und dann waren sie Genies oder sie beriefen sich auf die Regeln jener, die für Genies anerkannt waren. So geht es uns mit den griechischen Mustern. Bin ich kein solches Genie, daß ich, wenn etwas in der Anschauung liegt, was geschmackvolleres anweisen kann, z. B. in der Bildhauer- und Malerkunst,

oder

oder dichtete ich nicht ein schöneres Gedicht, daß ich andere Regeln wie die bekannten aufzeigen kann; so mag ich zwar immer auf mein Gefühl bestehen, wenn ich das allgemeinschöne nicht für schön achte, vorausgesezt, wenn es nach Regeln auch beurtheilt werden kann, was allein in der freien Natur nicht möglich ist; aber ich muß mir auch gefallen lassen, ausgelacht zu werden; denn ich habe eben so viel wider, und noch fast mehr wider als für mich, nemlich alle Stimmen, und die Wahrscheinlichkeit, mein Gefühl fürs schöne durch unrichtige Cultur verdorben, oder gar Neigung in mein Urtheil übers schöne eingemischt zu haben. Aber aus dieser Widerspenstigkeit ergiebt sich, Schönheitsgefühl läßt sich nicht eindemonstriren. Ich kann durch Muster es zarter und feiner machen; aber deswegen kein Haarbreit weiter zu einem Begrif gelangen.

Nun nahen wir uns eigentlich erst der großen Beantworiung: Was trägt Gefühl für Schönheit zur Humanität bey; über dem, wenn im Schönheitsgefühle gar nicht vom Zweck und Nutzen die Rede seyn darf, und Humanität sich auf das ernstlichste mit Zwecken beschäftiget? Wir haben oben erwiesen, daß man einen Schönheitssinn annehmen könne, in so ferne das Gefühl für Schönheit allgemein sey, nur müßte man sich vor einer Erklärung hüten, oder diesen Sinn

durch

durch adäquate Begriffe vorstellen wollen. Dieser Schönheitssinn gewährt nun eine sehr sanfte Empfindung. Wenn man sich von der Schönheit ergriffen fühlt, so genießt man den höchsten Grad der Glückseligkeit. Man fühlt sich gleich ungezwungen von Neigungen und von Maximen. Man könnte in den Momenten mit den schwersten Geschäften spielen. Nicht als wenn Geschäfte Spiele werden könnten, aber daß man sie mit einer ähnlichen freien Lust ausführte. Und da wäre denn unendlich viel gewonnen! Alle die Verdrieslichkeiten, die Unaufgelegtheit, die üblen Launen fielen weg. Man spielte mit den Geschäften wie der Dichter mit den ernsten Gegenständen des Nachdenkens. Je mehr wir uns der Schönheit überlassen, und je mehr wir suchen, das schöne in jedem Dinge zu finden, desto mehrere und angenehmere Beschäftigungen entdecken wir; denn es giebt ja nichts angenehmeres wie das Spiel mit der Schönheit. Der Mathematiker sinne, ein schweres Problem zu lösen. Er gewöhnte sich in allem das schöne aufzusuchen. Durch dieses gewöhnen spielt er zugleich mit den ihm dargebotenen Figuren, und die Schönheit folgt ihm mit jedem tieferen Eindringen in das Problem, was durch mathematische Figuren aufgelößt werden soll. Sich aber daran zu gewöhnen, bedarf es

der

der Bereitwilligkeit, auf alle Dinge ausser sich Acht zu geben, wie in der Sinnlichkeit deduzirt ward. Wenn mir es erlaubt wäre, so möchte ich das durch Schönheit geweckte Gefühl ein Lustgeschäft nennen. Wir nehmen alles dann mit Lust vor. Wir schweben gleichsam stets in den Formen und achten der Materie und unserer Wünsche nicht, in so ferne sie das freie Wohlgefallen begrenzen. Bey der Schönheit wird auf gar keinen Nutzen gesehen; mithin finden auch alle Neigungen, die uns selbstsüchtig und eigennützig machen, gar keinen Eingang. Humanität entsteht aus einer Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft, und entsagt ebenfalls allen individuellen Neigungen, in so weit diese nicht als allgemein einführbar sich gedenken lassen. Hier herrschte demnach eine ähnliche freie Lust und eine Losmachung von Neigung, wiewohl sie auf das Wohl des Ganzen sieht und sich mit in das Ganze schlingt. Die Humanität giebt aber auch einen Sinn, nämlich den moralischen, nichts zu wollen, was der Moralität zuwider steht. Der humane Sinn wäre dann freilich von dem Schönheitssinne sehr verschieden. Aber der Sinn sezt Allgemeinheit voraus. Der Schönheitssinn entsagt sich selbst; der humane ebenfalls. Der Schönheitssinn zieht alles mit sich fort; der humane umschlingt das Ganze. Der Schönheitssinn ergreift

frei; der humane muß dasselbe thun. Der Schönheitssinn sucht in allen Schönheit, und will weder zwingen noch gezwungen seyn; der humane handelt frei, und zwingt keines Wesens Freiheit ein. Wir sehen in der Vergleichung, daß der humane Sinn näher bey Moralität liegt wie der Schönheitssinn, daher jener auch in Begriffe gebracht werden kann, dieser aber nicht. Wir sehen weiter, daß der Schönheitssinn, weil er sich um keinen Nutzen und auch um keinen Zweck bekümmert, schlechterdings mit der Moralität nichts gemeinschaftliches habe, weil diese den höchsten Zweck, die Vorschrift selbst, zum Ziel hält. Aber der humane Sinn steht in der Mitte. Er will der Vernunft willfährig seyn, aber auch den Neigungen. Die Neigungen müssen sich aber als allgemein ausführbar — denn ob sie es je werden, ist völlig einerlei — ankündigen. Gerade dieselbe Allgemeinheit giebt dem humanen Sinn auch eine Aehnlichkeit mit dem Schönheitssinne. Weil der Schönheitssinn nun den Menschen zum Allgemeinen aufgelegt macht, und an das Ganze auf das engste schliest und alles mit Lust betrachtet, so wird der Mensch dadurch mehr für Humanität geöfnet. Sie findet leichteren Eingang, und das Geschäft, die Neigungen nicht willkührlich wirken zu lassen, wird unendlich erleichtert, weil der Schönheitssinn sich durchweg mit

keiner

keiner Neigung verträgt. Wir sind also schon gewohnt, ihr nicht zu folgen. Vermöge des Schönheitssinnes hassen wir alle eckle und unädle Gegenstände, ohne uns da um die Moralität zu bekümmern, sondern bloß weil das freie Spiel dadurch gehemmt ward. Wie ein Kind, daß tanzen lernt, nicht daran denkt, ob es dadurch einen geschmeidigen und geraden Körper erhält, sondern an das Vergnügen, was das Tanzen gewehrt, und sich also ohne sein Wissen in vernünftigeren Jahren leicht fähig findet, den Körper schicklich zu halten; so macht die Schönheit uns aufgelegt, das humane zu bewirken, wenn ihr dies gleichsam ein so nnwesentliches Stück gelten mag, wie aus der Auferstehung Jesu nicht folgte, daß Rafael durch diesen Gegenstand sich unsterblich machen würde. Es bleibt immerhin etwas unbestimmt ausgedrückt, durch die Schönheit zum guten zu gehen. Denn die Schönheit bewirkt schlechterdings nichts gutes, sondern erleichtert diesen Weg nur, und schaft das unangenehme weg, indem sie durch ihre Lust allem entsagte, was Unlust gewährte. Folglich was Humanität nachher aus Grundsatz unterläßt, wird ihr leicht zu unterlassen, weil die Schönheit es schon verbannete, um nicht aus ihrem freien Wohlgefallen gerissen zu werden. Wir werden noch immer in der Schönheit zu wandeln glauben, wenn

wir schon in die Humanitätswege eingetreten sind. Auch behalten die Schönheitsgefühle immerhin ihr freies Spiel neben der Humanität, weil sie ihr gar nicht schaden und das heitere Temperament erhalten, was dem Menschen so sehr zu gönnen steht. Selbst in den Handlungen der Humanität säubert dieser geschärfte Schönheitssinn noch das unannehmliche weg, weil er das schöne darinn fest hält, und man während des Spiels mit dieser Form an das widrige nicht denken kann. Ich trete z. B. in das Zimmer eines unglücklichen Mannes. Noth und Elend entris ihm das allernothwendigste. In Armuth und Gram gleich weit versunken finde ich ihn als ein Bild des Schreckens. Ihm zu helfen, ist das Geschäft der Humanität. Der Einfluß von Seiten meiner Neigungen geschieht sehr zweydeutig. Eben so stark, wie Mitleid und Barmherzigkeit seyn mag, ist auch Eckel und Antipathie gegen Unsäuberlichkeit. Aber es mögen schöne Züge durch das abgehärmte Gesicht durchragen. Mein an Schönheit gefesselter Sinn befindet sich in größter Thätigkeit, und während ich diesem freies Spiel lasse, übe ich meine Humanitätspflicht, gewahre kaum das Ueble, weil ich durch Schönheit schon längst verstand, meine Neigungen schweigen zu heissen, um der freien Lust folgen zu können. So bereitet man sich in der

That durch Schönheit herrlich der Humanität vor, ohne sagen zu dürfen, Schönheit habe jene zum Zweck. Man vermischt die Medizin für ein ungezogenes Kind mit Süßigkeiten; aber ich kann nicht sagen, die Süßigkeiten sind gemacht, um ungezogenen Kindern Medizin beyzubringen. Aber weil die Schönheit den Menschen in Freiheit sezt, und weder seine Thätigkeit noch sein leidendes Vermögen einschränkt, so soll sie uns als vernünftige Wesen zum Muster dienen, wie man Vernunft und Neigung vereinige, um recht frei zu leben. Und hier zeigt es sich abermahl, wie Schönheit mittelbar der Weg zum guten sey. Kant sagt gar meisterhaft, daß der Schönheitssinn etwas religieuses mit sich führe, und darum mit dem moralischen Aehnlichkeit habe. Es giebt eine Feierlichkeit und Lauterkeit in dem Gefühle, wodurch dem selbstischen Wesen durchweg Thür und Riegel verschlossen wird. Die Schönheit trägt also viel zur Einschränkung der Sinnlichkeit bey, ohne sie zum Zweck zu haben. Die Schönheit ward also gleichsam dem Menschen verliehen — wenn wir doch gerne alles von der nützlichen Seite ansehen mögen — um ihm den Weg zum guten zu erleichtern, ohne daß er Verdienst davon habe. Denn wäre dies Verdienst, so wäre Zweck bey der Schönheit. Ist aber die Neigung eingeschränkt, so ist es auch bey weitem

leichter, Grundsätzen zu folgen. Wir sehen, wie das alles in einander greift, und der Mensch von so vielen Seiten Gehülfen findet. Weil der größte Feind des Menschen von der Anschauungs-Welt herrührte, so half die Schönheit wieder auf, die auch in Anschauung lebt. So wie aber der Feind wider unser Verschulden uns entgegen strebt, so dürfen wir uns auch keinen Lohn rechnen, was wir durch Schönheit bewirken. Wie aber der Feind zu einem wohlthätigen Gebrauch für uns seyn kann, so ergreift die Schönheit mit eben der Heftigkeit die schöne Seite und führt uns hin. Wie wir mit den Anschauungen in genauester Freundschaft leben sollen, so öfnet Schönheit den Weg, wie es unbeschadet unserer Moralität geschehen mag. Uns scheint das Bedürfniß der Schönheit jezt am Tage zu liegen. Wer erkühnt sich, ohne sie die Fesseln der Neigung zu zerreissen, und zu sagen: ich habe die Materie besiegt, ohne daß sie mich haßt! Ich bin mit ihr versöhnt, ohne ihr zu dienen und ohne sie zu tiranniſiren! Ich bin Gott und Mensch; herrschend und abhängig; will und will nicht, weil ich nicht will! Was ich nicht kann, das will ich auch nicht; und was ich will, das kann ich auch! Die Schönheit macht human — das heißt, um ohne weiter zu erinnern, sie trägt dazu bey — weil wir vermöge ihr alles mit einer Würde

behandeln, und den Wurm so gut nach seinem Werthe schätzen wie das ädelste Geschöpf nach dem seinigen. Die Schönheit huldiget der ganzen Schöpfung, und mit dem kleinsten Schmetterling spielt sie wie mit der ädelsten Statüe. Denn es läßt sich in jedem Dinge ein Ideal gedenken, und mit diesem das Formenspiel hinlänglich treiben. Der Weg ward so gebahnt, daß wir mit Nachsicht und Milde das mindeste in der Natur behandeln. Wer uns immer gefolgt ist, findet hier allenthalben Spuren der Humanität, ohne daß wir gerade darauf hinzielen. Die Schönheit bewirkt nun auch eine Weichheit und Milde in den Gefühlen, ohne sie zum Zweck zu haben. Es läßt sich unmöglich gedenken, daß ein Mensch mit zartem Schönheitssinn an Blutszenen und unbarmherzigen Begebenheiten theil nehmen oder auch nur den Zuschauer abgeben könne. Mit welchen Formen kann man da spielen. Wie wäre selbst der Abgehärteste im Stande, ohne irgend eine Regung, sie trage den Stempel der Zu- oder Abneigung, dergleichen Vorfällen beyzuwohnen? Diese Schonung, der Humanität so angeboren, entspringt nothwendigerweise aus der Schönheit. Es führt deswegen viel gegen sich, wenn man von berühmten Dichtern soviel schlechtes erzehlt. Die Menschen behandeln diese Männer immer nach ihrer einmahligen Regel,

und bedenken nicht, daß Genies sich selbst Regeln des Geschmacks bilden. Ihre Urtheile werden schwerlich mit den gewöhnlichen zusammenstimmen; aber ihr tiefer Sinn für Schönheit behütet sie beynahe einzig vor gröblich unmoralischen Handlungen. Sie werden durch ihre gute Neigung — man verzeihe mir diesen Ausdruck — so zur guten That gezogen, daß sie gut, oder wenigstens mit Zeichen der Humanität handeln, ohne ihnen deswegen einen Werth beylegen zu können. Denn sie verdienen nichts dafür, daß die Natur sie herrlich ausstattete und mit tausend Gaben mehr denn die mehrsten ihrer Brüder beschenkte. Venus an und für sich ward nicht gehuldiget, nur das Ideal ihrer Schönheit, was die Natur in ihr personifizirte. Wollte sie für sich selbst Altäre geweihet sehen, so legte sie den Gürtel an, und die Grazien, das Werk ihrer Hände, nicht der Natur, warfen den Zauber umher. Diese darf jeder erringen, und wohl singt unser große Goethe:

“Die Grazien sind leider ausgeblieben!
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen; vieles geben,
Doch läßt sich nicht an seinem Busen ruhn.„

Diese Grazien folgen der Humanität. Sie geben Abdrücke der Humanität. Sie schmiegen sich in die Züge

des Gesichtes und verwischen alles rohe und grob-sinnliche — Sie führen den milden holden Weg ein, auf dem man nie ohne Rosen wandelt und nie allein in Rosen schwebt. So richtig meine Schutzschrift der Dichter abgezeichnet ist; so wenig darf ich doch diese Freunde der Liebe und die Verpfleger der Schönheit in ihrem Dünkel bestätigen. Und so ist es wirklich. Man entdeckt fast bey ihnen allen einen Dünkel, und der gründet sich auf ihre Rechte als Genies. Wir sind uns selbst Gesetz, sagen sie, und brauchen nicht dem alten Schlendrian knechtisch nachzutreten. In Geschmacksurtheilen beuge ich mein Knie; aber einmahl geben diese Regeln, wie ich schon gesagt, ihnen schlechterdings keinen Werth, sondern sie sind wie Venus-Schönheiten eine Göttergabe, und man betet die Götter in ihnen, nicht aber sie selbst an, wenn sie nicht durch eigenen Fleiß sich auch die Grazien erwerben. Dann aber geben Regeln des Geschmacks gar keine Regeln für die Sittlichkeit an. Da stehen wir alle auf einem Punkt, und der Dichter muß so gut nach diesen wie der prosaische Handwerker beurtheilt werden. Er kann den größten Schönheitssinn besitzen und doch der schlechteste Mensch seyn, wohl zu merken, wenn nicht die Schönheit ihn ohne sein Verdienst wenigstens vor Unsittlichkeit bewahrte. Man wird uns verstehen: der

Dichter

Dichter und Prosaist verkennen sich beide. Das gute, was der Dichter ohne Moralität an sich hat, giebt ihm keinen Werth, und der Dichter darf also von keinen ihm allein eigenen moralischen Gesetzen sprechen. Ja ihm wird es noch schwerer werden, glückselig zu seyn, weil er von der Materie zu viel fodert, oder er muß mit ungewöhnlichen Schritten zur Humanität eilen. Können die Neigungen des unmoralischen Dichter sogar gut seyn, o! was vermag denn die Schönheit nicht zur Humanität, wenn man sogar human werden will. Wir glauben hier einen tiefen Blick in den Menschen gewagt zu haben. Der Mensch darf denn gar nicht anders nach seinen Anlagen seyn, wie er ist. Seine Naturgaben bestehen in nahmenloser Verschiedenheit; aber das sittliche ist nur eins und dasselbe. Die Schönheit wandle vorauf, und der Dichter führe uns immerhin in den Schleier der Zauberwelt, daß noch jezt wie vormahls die unbändigsten Helden bey dem Bardenliede in sanfte Träumereien versinken und eine Thräne wie den Kriegern Ossians die Wange hinabfalle. Man verfehlt gänzlich die Dichtkunst, wenn man sie bloß als eine Gespielin der Kindheit ansieht; als wenn feurige Jünglinge nur durch sie begeistert würden und ihnen heimligen Einfluß gewehrten. Wohl liebt der Mann, wie der Dichter Kosegarten in seiner Vorrede zu seinen

Gedichten sagt, den Gesang noch eben so stark, und Homer und Klopstock haben den ädelsten Theil ihrer Gesänge in späteren Jahren gedichtet. "Die Odüssee athmet Greisenodem; der Messiade bessere Hälfte hat der Mann gedichtet ꝛc. ꝛc. so leb und sterb ich vielmehr des Glaubens, daß Urania ihre Lieblinge nimmer verläßt.„ Die Schönheit darf nicht fliehen, wenn die Philosophie auch mit ernster, abwägender Vernunft in den Tempel trit. Man faßte darum auch nie eine grössere Idee und begrif die menschliche Seele besser, wie die Weisen unserer Zeit es thun, wenn man zur Zeit der Kritikbeschäftigungen, der ernsten Angelegenheiten des Tages, die den Geist stoisch zu machen drohen, und zu einer Zeit allgemeiner politischer Revolutionen, die den Menschen Rohheit und Verwilderung ankündigen, die Schönheit in den Horen auftrit. Mag man auch die Männer verkennen, und ihren feinsten ästethischen Darstellungen Unsittlichkeit und schädliche Frivolität unterschieben; so liegt es doch ledig und allein an dem verfeinerten sinnlichen Trieb, der wider der Menschen Willen aufsteigt und Flecken sieht, die kein reiner Geist sehen darf. Es steht uns kein Weg weiter auf, je die gewünschte Humanität zu erreichen, wenn nicht Schönheit sich zu den ernsten Grundsätzen gattet, und durch jene die Menschen sich

diese erwerben. Dem Forscher muß es nicht unbemerkt bleiben, wie alle Nationen den Gang bis jezt wählten, von der Dichtkunst bis zur Philosophie; und von dieser zum Skeptizismus und von diesem zur Frivolität und Sittenverderb überzugehen. Gegen diese Ruinen bewafnen sich die Deutschen. Ihre Vorsteher der Philosophie beenden jeden neuen Einwurf, und selbst die Feinde müssen mit zum Sisteme aufbauen helfen. Wildheit, und mit einem Worte der eigennüzige Trieb, hat sein giftiges Unwesen allewege mit den feinsten Schlingen ausgesteckt, Goethe, Schiller und viele andere Lieblinge der Musen lullen das Menschen Herz in sanfte Ruhe. Statt wir nach Gebrauch anderer Völker die Musen verlachen sollten, und jede Empfindung in einen kalten Gedanken umschaffen müßten, so lassen wir mit süßer Lust die Honigtropfen an unseren Lippen schweben, um durch schnellen Genuß ihre feineren Düfte nicht zu verlieren. Wir können darum alles gute für unsere Zeit hoffen. Man forscht tiefer wie je in die menschliche Seele und kränket die Schönheit nicht, damit sie sich nicht fürchterlich räche. Denn es ist nach der Einrichtung unsers Vorstellungs-Vermögens schlechthin unmöglich, Neigungen zu entsagen. Dürfen sie nicht mehr spielen, so schwelgen sie. Statt alles in der Sinnlichkeit zu vergeistigen, und das

schönste herausziehen und daran zu hängen, stürzen wir in ihren verderblichen Schooß und spotten Vernunft und Freiheit. Man lese Goethens Elegien, wie er in der Schönheit wandelt, und die Forderungen der Natur selbst mit dem feinsten Schönheitssinn leistet, ohne den regellosen Trieb zu befolgen. Schönheit führt zur Humanität. Huldige jener, und du erwirbst dir diese. Buhle um die Gunst des Weibes und du geniest ihre feinsten Gedanken, ihre Verwebungen der Kunst und Natur. Bete die Schöpfung an, und du behandelst jedes Stäubchen, weil es zu ihr gehört, mit Vorbedacht und Nutzen. Suche allewege nur das schöne am Gegenstande auf, und du entziehst dich vielen Unannehmlichkeiten. Lege die Grazien an, und die ganze Schöpfung huldiget dir. Schönheit bleibt Einleitung in Humanität. Beide sind Schwestern. Wer eine verhöhnt, dem blüht die andere nicht; wer eine nicht achtet, wird von beiden verworfen.

Sechstes Capitel.

Was können die Künste zur Humanität beytragen?

Schönheit besizt den mächtigen Einfluß auf Humanität. Alles was aus ihren Quellen sprudelt, muß Schönheit seyn; und was schön ist, trägt ohne Unterschied zum Humanen bey. Die Künste, als Bildhauer-, Maler- und Dichtkunst, führen die Schönheit im Schilde. Ihr dienen sie, und jeder Strich, den die Meissel ohne Schönheit grub, darf ungehindert in Vergessenheit übergehen. Wir müssen die Künste einzeln in einigen ihrer besten Muster durchgehen, und die Verwandschaft ihrer Züge mit denen der Humanität aufdecken. Man nennt diese Ideale Künste, und warum denn das? Kunst sezt Regeln voraus; denn sie führt immer eine Anstrengung mit sich. Diese Anstrengung ist aber eine freie und ungezwungene, deswegen unterscheidet man Künste von schönen Künsten. Eine schöne Kunst ist jedes Produkt, was nach gewissen idealischen Regeln verfertiget ward. Diese

Regeln

Regeln heissen idealisch, weil sie nach einer gewissen Idee eingerichtet wurden, und man eine Idee, so weit es möglich ist, in Anschauung zu übertragen suchte. Weil die Schönheit an sich selbst in einer Vorstellung der Einbildungskraft besteht, so giebt es keine in Begrif zu übertragende Regeln für sie; aber die einzelnen Theile des Schönen, woraus die Künste bestehen, werden nach Regeln beurtheilt, die aus der Idee eines Künstlers erschaffen sind. Warum wir nun alle beynahe gewisse Stücke der Kunst für schön erklären, das wissen wir weiter nicht, als daß unser Schönheitssinn es sagt. Allerdings liegt wol eine Normalidee zum Grunde, wie Kant es aus einander sezt. Aber wir müssen uns hüten, hier Regeln überhaupt für Schönheiten angeben zu wollen. Denn diese Normalidee deduzirte Kant nur, in wie fern er gleichsam das Geschäft des Verstandes bey der Schönheit wie Schattirungen andeuten wollte. Denn daß der Verstand sein Wesen bey ihr treibe, sehen wir, weil mit Formen gespielt wird, und die Formenerschaffung immerhin vom Verstande geschieht. Aber Kant beweißt auch zugleich, daß wir nur so weit gehen können, und diese Normalidee ein Ohngefehr bleibe, weil sie von der Erfahrung abhängt. Z. B. wir finden tausend Menschen auf einem Platze, so erhebt sich die Mitte, und

von diesem almähligen Steigen, von den Erdpunkten bis zur Mitte, machen wir uns eine Idee der schönsten Grösse eines Menschen; addiren die höchste und die kleinste Höhe, und nehmen die Hälfte davon; diese macht die Normalidee aus. Aber die Menge kann nun in viele Hunderttausende übergehen, und das Verhältniß wird immer ein anderes. Das verschlägt aber nichts gegen unsere Behauptung, als gäbe es keine Regeln für schöne Künste. So lange Niemand in einer Nation eine besser allgemein gefallende Normalidee aufgefunden hat, sehen wir die gegenwärtige als die tüchtige Schiedsrichterin des Kunstwerkes an.

Die Bildhauerkunst, auch bildende Kunst genannt, war ein Geschäft, was mit aus der Stillung von Bedürfnissen entstand. Die Bildung ist zu ädel als die Zusammensetzung einiger Stäbe zur Hütte so zu benennen. Zur Bildung gehört Zweckmäßigkeit mit Geschmack verbunden. Nachdem man schon mit Kunst bauete, suchte man auch die Eintheilung, zum Nutzen eingerichtet, zu verschönern, dem Baue äussere Eleganz und innere Zierde zu verschaffen. Mit diesem Fleiß und Drang, die Schönheit in alle Formen zu legen, regte sich das Verlangen, die Gegenstände, dem Bewußtseyn am nächsten und am liebsten, sich gleichsam einzuverleiben. Was lockte nun durch Form und

Mitthei-

Mittheilung mehr in der Natur, das zu gleicher Zeit auch sich am besten kopiren ließ, weil man es immer vor sich hatte, wie der Mensch selbst? Der Künstler wollte seinen Augen und der Zukunft das Bild seiner Geliebten verewigen. Er formte ihre Gestalt in Holz, und wie die Kunst stieg in einen köstlichen Marmorblock. Es liegt zu weit aus meinem Gesichtspunkt, die Geschichte der Künste hier einzufügen; ich kann nur sie berühren, in so weit von ihr die Steigerung der Humanität und das Interesse zu ihr abhängt. Viele Zeiten, ja Jahrhunderte gehörten dazu, um eine erträgliche Bildsäule zu bilden, den Menschen nach allen seinen Theilen darzustellen, jede Muskel, jede Nerve in Marmor zu legen. Noch hoher mußte die Kunst sich erheben, um einzelne Zustände des Menschen, einzelne Leidenschaften abzudrücken, um der Natur sogleich die Gemüthslage abzulesen, welche in ihr ausgedruckt werden sollte. Endlich aber, das Ideal des Menschen aufzufinden, vermochte nur das Genie und die Gottheit, ein begeisteter Prometheus schuf, was die Menschheit in höchster Stuffe seyn konnte. Ein kühner Schwung führte die Hand, und alles niedrige, was verkleinerte Menschheit eingiebt, trennte sich wie das heilige Feuer von der Erde, um einen ätherischen Körper, ein Gewand, was eine Seele vorstellte,

hervor-

hervorzubringen. Welche Empfindungen die Kunst an und für sich selbst erzeugen mußte, wie Grösse der Seele, Beschäftigung mit dem erhabenen, Abziehung von grober Sinnlichkeit und ein Schweben in eigentlicher Schönheit gleichsam Bedürfniß werden mußten, darf ich wohl kaum anzeigen. Der was Hohes leistet, den muß Hoheit beseelen. Der Sklave leckt an der Fessel und küßt das Schwerdt; der Held schneidet mit ihm die Luft und schaffet sich Raum, um seinem Feuer Kühlung zu reichen. Was das äussere zur Humanität beyträgt, mußte mindestens geleistet werden; ob innerer Sinn dafür erzeugt wurde, kann der Fortgang in der Kunst nur beweisen. Zur äusseren Verschönerung und dem äusseren Anstande trug dies allerdings viel bey. Warum zeugte das Griechenland so viele schöne Menschen, und herrschte ein so feiner Sinn für Witz, Anstand und ädle Sprache unter keinem Volke in dem Grade wie bey den Griechen. O! wahr, sehr wahr bleibt der Ausspruch eines Lessings: erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen zu verdanken. Wo aber ein schöner Körper ist, sagt Sokrates, da finde ich auch eine schöne Seele! Diese Aeusserungen großer Männer sollen keine Axiomate abgeben. Sie mögen übertrieben

oder von einer Seite falsch seyn, so beweisen sie hier genug, um die Kraft der Kunst auf das innere, und um die Wirkung des äussern auf das innere darzuthun. Wer stets mit schönen Menschen umgeht, gewinnet etwas höheres in seinem äusseren. Behält die Erscheinungswelt, wie zuverlässig bewiesen steht, den mächtigsten Einfluß auf ein empfindendes Wesen, so kann das schöne doch nur einen schönen, wie das häsliche einen widrigen Eindruck verursachen. Nach dem Eindrucke folgt die Form. Beide sind unzertrennlich. Wer will ihren Einfluß verkennen; wer ihn leugnen? Wer die Anschauungswelt Nutzenlos für den Menschen machen, und den Verstand auf jene, da beide zu einander gewiesen wurden. Was bewiesen ist und sich in Anschauungen noch mehr aufklärt, bedarf der Beyspiele. Wir wollen einige Kunstwerke zergliedern, wiewohl nicht anatomisch, um nicht den Schönheitssinn zu beleidigen, und dann zeigen, wie Humanität bey diesen Kunstwerken gewinnen könne. Zwar steht oben dargethan, daß Schönheit der Humanität zum Beginnen alles seyn kann, und mithin die Künste, in wie fern sie schön sind, es ebenfals seyn können. Aber dieser noch nie gelehrte Augenschein muntert wohl dazu auf. Die Statüe des Apollo in Belvedere und die Gruppe Laokoons können uns Stof genug anbieten,

ihn zur Humanität anzuwenden. Aus doppelter Rücksicht werde ich aber Winkelmanns Beschreibung hier wörtlich hersetzen, denn sie ist nicht genug bekannt, auch kann man nicht besser beschreiben. Eine Beschreibung gehört aber nothwendig hieher, um desto augenscheinlicher die Wirkungen zu beweisen. Nur wo die Sprache nicht geründet ist, setze ich andere Worte, doch werde ich die dafür ausgelassenen Worte von Winkelmann beständig einklammern. Den Apoll in Belvedere von Phidias gebildet, beschreibt er folgend: "Ueber die Wahrheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Grösse. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elisium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielet mit (sanften) Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche der (ein) Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten zu füllen, die sich über die Natur erheben; (um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen:) denn hier ist nichts sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern erhitzen, keine Sehnen regen diesen Körper, (Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen

 Körper,)

Körper,) sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er (hat) verfolgte den Python, wider welchen zuerst sein Bogen gebraucht war, und sein mächtiger Schritt (hat) erreichte und erlegte ihn. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins unendliche weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüssen seiner Nase, und trit bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in (einer) seeliger Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen, eine Stirn des Jupiters, (die) mit der Göttin der Weisheit schwanger (ist) und Augenbraunen, die durch ihren Wink ihren Willen erklären; Augen der Königin mit Großheit gewölbet, und ein Mund welcher jenen bildet, der dem geliebten Bachus die Wollust einflößte (eingeflößt.) Sein weiches Haar spielet wie die zarten (und flüßigen) wallenden Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt um dieses göttliche Haupt. Es scheint gesalbet mit dem Oele der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblick

dieses

dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und (zu erheben wie diejenigen) gleich denen zu erheben, welche ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe. (Und) Ich fühle mich weggerückt nach Delos in die lizischen Haine, Orte, welche Apollo (mit seiner Gegenwart beehrte) seiner Gegenwart würdigte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand bieten, um die ersten Züge, hier entworfen, (welche ich hier entworfen habe) künftig auszuführen. Ich lege die Zeichnung (den Begrif) von diesem Bilde (welche ich von diesem Bilde gegeben habe) zu dessen Füßen wie die Kränze der Weihenden (derjenigen) welche nicht an das Haupt der Gottheit reichen konnten, um es zu krönen (die das Haupt der Gottheit, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.„) Wer es nun noch wagt, diese Bildsäule zu beschreiben, aus dem muß mehr wie Weissagung reden, oder eine unverschämte Miene zeichnet ihn aus. Es ist hier nicht der Ort, um alles erhabene und einfache und empfindungsvolle und dichterische, kurz, den Umfang der hierin

enthaltenen Aestethik zu schildern. Wer aber so beschreibt, den leitet Schönheit an gängelnder Hand, den umfangen die Horen und Grazien führen ihn spielend durchs Leben. Er steht an der Halle der Humanität, und die erhöhte Menschheit folgt den Winken seiner in ihm rufenden Gottheit. Erhabenheit, Jugend und Süßigkeit vereinigen sich in diesem Bilde, und zerrinnen in einander durch alle Glieder, daß der Anschauende nicht mehr zu schauen glaubt, sondern sich selbst in das Bild versezt zu seyn dünkt. Hier dehnt sich der unendliche Raum aus, um Formen darin zu legen, so wie unser Auge angezogen, ich möchte sagen, angeheftet wird, quillen wie sanfte Bäche immer schönere Formen dem drängenden Stoffe entgegen, und alle Gegenstände um uns her tragen ein neues Gewand. Wir schweben in einer anderen Welt; sehen diese neue Schöpfung als einen ewig knospenden Frühling aufblühen und verwelken; so in wechselseitigen Schönheiten auf- und niedergehen und das alles von uns als dem einen und alleinigen Schöpfer. So verliert der große Winkelmann sich in die lizischen Haine. Um ihn her flüstert Apollo. Er glaubt mitten unter den Weihenden zu stehen, versucht die Gottheiten zu kränzen; seine Hand entsinkt ihm; er legt die Kränze und seine Dichtung zu den Füßen der Unsterblichen. Dem die Schön-

heit

heit noch nicht in jugendlicher Blüthe erwachte, dem sie noch im kindlichen Schlummer sich wiegt, dem erwacht sie in einer solchen Form. Diese Bildsäule ist unwiderstehlich, und heilige Andacht wird die Erscheinungswelt ihm einflößen. Wer noch nicht hinlänglich erleuchtet ist, dem muß diese Schilderung willkommen seyn. Er wird diese nur noch leise sich regenden Ideen der Schönheit mehr entwickelt finden. Ein gewisser Sinn äussert sich plözlich, der bis dahin nur dunkles Gefühl war. Mir scheint sonst jede Anwendung von solchen Kunstwerken auf Humanität überflüßig zu werden. Nicht zu gedenken des verfeinerten Gefühles, des schönen Kunstsinnes und der dadurch weichen Gemüthsstimmung, des Hinziehens zu allen schönen in jedem Gegenstande, werden schon alle simpathetischen Empfindungen aufgeregt. Das süße und sanfte und große lockt uns unmittelbar, und wir nehmen, wie auch Winkelmann sagt, einen höheren Standpunkt an, um mit mehrerer Würdigkeit anzuschauen. Die Gottheit regt sich lauter in uns. Wir bemerken unseren höheren Adel und gebieten uns selbst, das zu werden was wir werden können. Wie sehr großer, ädler Sinn und Sanftmuth zur Humanität gehören; wie ohne sie das Leben alles vorzügliche und alles liebliche verlöre, erhellt sehr klar. Nun verbindet diese Statue Anmuth

mit Würde; und diese versinnlichte Anmuth mit Würde drückt ihr Bild in unserem Vorstellungsvermögen ab, daß wir diese Form uns selbst verschaffen, und in jede Sinnlichkeit zu übertragen suchen. Haben wir aber erst diesen Geschmack den Dingen abgewonnen, so umarmen sich schon die Schwestern Schönheit und Humanität. Ach! wie leer steht Deutschland an diesen Lehrern der Tugend. Keine Statüe reizt unser Auge und stellt die Menschheit in ihren geistigen Verkörperungen dar, um hohen Idealen nachzueifern. Wenn wir unten den Griechengeist entwickeln, dann werden wir nach den Urbildern mit wehmütigem Auge hinsehen.

Die Gruppe Laokoons zierte sonsten den Pallast des Titus. Sie war in einer großen Nische des gemalten Saals angebracht, wo man noch das Gemälde des Coriolans entdeckt. Dies ist durch Felix von Fredis erwiesen. Plinius sagt: diese Gruppe sey von einem einzigem Blocke. Zweitausend Jahre waren schon verflossen, als Michel Angelo den fehlenden rechten Arm ersetzen sollte, aber ihn nicht vollendete. Von der ungeheuren Menge griechischer Statüen wieß man dieser einstimmig den ersten Platz an. Wir könnten hier die ganze Schilderung des Plinius hersetzen; aber nur eine bedürfen wir zu unserm Vorhaben, und da ziehen wir die Winkelmannische jeder anderen vor. Der Laokoon

ist

ist mit vieler Kunst durch den berühmten Sirlet in einem Amethist eingeschnitten. Agesander, Polydor und Athenodor, Vater und Söhne, Rhodier von Geburt, werden für die erhabenen Künstler dieses Werkes angegeben. Winkelmann schildert den Laokoon: "Laokoon ist eine Statüe im höchsten Schmerze. Indem seine Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, trit der mit Stärke bewafnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Othem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seite hohl, wodurch wir gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen können. Sin eigenes Leiden scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in der Wehmuth, und das Mitleid scheint in einem trüben Dufte auf demselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend aber nicht schreiend. Seine Augen stehen nach der höheren Hülfe gewandt; der Mund ist voll Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber

ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein verdientes unwürdiges Leiden in die Nase hinauftrit; dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbahrt. Unter der Stirn zeigt sich der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter zu zeigen gesucht. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wütenden Bisse ihr Gift ausgießt, scheint durch die nächste Empfindung zum Herzen am mehrsten zu leiden, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen. Kein Theil ist in Ruhe; ja die Muskeln selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut.„ An der Gruppe Laokoons lernt man ohne Zweifel, in welchem Grade der Mensch leiden könne, und wie sehr sein Geist vermögend sey, sich über alle Leiden zu erheben, und eine unüberwindliche Standhaftigkeit zu beweisen.

beweisen. Nach der Schilderung Winkelmanns können wir uns begreiflich machen, wie diese Statüe ein ähnlich vermeintes Gefühl erzeugen müsse, und wenn wir in diese Meisselzüge des Leidens uns wollüstig versenkt haben, Göttererhabenheit bey uns erwachen fühlen, die uns weit über die Tändeleien dieser Erde emportragen. Welche wichtige Wirkungen für Humanität! Unsere Empfindungen lernen Zucht und Allgemeinheit; weder zu übertreiben noch mit stoischer Gleichgültigkeit sich kränken zu lassen. Schmerz bricht nicht in ungebührliches Geschrei aus, und Lessing hat in seinem Buche, über die Gränzen der Malerei und Poesie, diese geistreichen Gränzen in der Kunst beym Laokoon gezeigt und bewiesen, wie gerade dieser tiefer stiller Schmerz in jeder Muskel die ganze Phantasie ergreift, statt der Ausdruck eines lauten Schreies uns auf die Dauer unnatürlich scheinen und seine Wirkung verfehlen würde. Die Kunst, so den Menschen dargestellt, züchtiget demnach die Empfindungen und adelt ihn mit seiner Geisteskraft, mit welcher er jedes Elend, selbst den giftigen und nicht tödtenden, fortwährenden Biß einer Schlange mit Muth ertragen könne; kurz, wie das Elend dieser Welt zur Unterdrückung zu klein sey, und die Quellen der Standhaftigkeit über die Endlichkeit strömen.

Winkelmann sagt zu wahr, der Künstler müsse die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Mehr und minder beseelt jeden Menschen diese Stärke. Die Kunst zeigt ihm die Möglichkeit; indem sie in den Zügen darthut, wie die ganze Form diese bewundernswürdige Geduld als ein Gepräge an sich tragen könne; und wie dieser verhohlene, in sich zurückgezogene Schmerz Millionen in Thränen zerschmelzen und mit rettender Hand in seine Arme fliehen sehen werde. Die niedrige Natur darf die höhere nicht besiegen, und um die Schwindung einiger bezaubernder Augenblicke muß ein ewiger Friede nicht niedergerissen werden. Die Schönheit erzieht durch die Kunst den Menschen zur Humanität. So geregelte und in der Schönheit gefesselte Empfindungen können nicht anders als den heilsamsten Totaleinfluß auf die Vernunft haben. Die Kunst beweißt, wie wenig unmögliches es für den Menschen giebt. Dem Schmerze gehört die Klage. Die kritischen Wälder ziehen hier in dieser Behauptung gewaltig gegen Lessing zu Felde. Sie wollen durch Homer ihn widerlegen. Nur zwei Beyspiele aus ihrem eigenen Munde dienen ihnen zum Bescheid. Sie sagen: "Agamemon fährt nur zusammen, wie Menelaus verwundet wird. Heißt es doch auch: Agamemon sprach zu Menelaus:

laus: βαρυστενάχων, d. h. doch wohl schwer seufzend. Zweitens: Hector hätte vergessen schwer aufzuschreien, und es heißt doch: Die Männer brachten zur Stadt den βαρέα στενάχοντα, das ist doch wohl schwer seufzend, und nicht einen Augenblick sondern fortwährend u.s.w.— Aber dem Menschen gehört auch der Sieg. Er leide; aber werde nicht unterdrückt. Homers Krieger fallen mit Geschrei zu Boden. Die gerizte Venus schreiet laut auf, um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Dem Menschen wird nur das menschliche abgefordert. Warum wollte er denn das nicht leisten, was er zu leisten vermag?

Nicht minder tragen auch geschmackvolle Gebäude dazu bey, durch Schönheit Humanität mit zu befördern. Wer kennt nicht Moritz Reisen in Italien, und wird von den unaussprechlichsten Empfindungen berührt, wenn er mit ihm in die Petri Kirche zu Rom trit; über ihm das Gewölbe in erhabener Grösse steht und rings umher das Auge auf schönen Gegenständen weilt. Diese Grösse mit möglichster Einfachheit, wo man sich so traulich wie in einem Studierzimmer befindet, daher Moritz so gerne da lesen mochte, muß die verborgensten Anlagen zum großen und guten entwickeln. Die Cathedralkirche, die schönste in Neapel; die St. Philippi in ihrem schönsten Verhältnisse mit

ihren

ihren Umzierungen, wo alle Pracht verschwendet liegt, und tausend ähnliche Gebäude tragen das Gepräge der Erhabenheit und öfnen mehr und mehr den Sinn für Geistesnahrungen, den Weg zum Aedlen. Woran liegt es, daß wir Säulen so sehr lieben, und die verschiedenen Gattungen von dorischen, jonischen und korinthischen mit ihren Geflechten und Kränzen so schön finden; daß unser Auge lieber auf einem italiänischen als gothischen Dache verweilt? Diese Einheit mit der Grösse verbunden; dieses sanfte Hingleiten des Auges, wo Form an Form sich schmiegt, und in Eintracht die kolossalischen Massen stehen, nährt die Thätigkeit unmittelbar, und der Humane verknüpft diese Schönheitsgrössen mit moralischen Vorzügen, mit dem Drange, das schwere zu bestehen und sich gleichsam den Kranz wie den Säulen die Blumenflechtungen umzuwinden. Wo Menschen noch in schlichten Hütten kriechen, da bettelt auch noch der Geist und trauet seinen Kräften nicht, aus dem Staube aufzustehen und große Thaten zu thun. Säulenordnungen leiten zu höheren Gegenständen. Sie schwingen sich in die Lüfte, um dem Scheine nach durch ihre Zinnen die bessere Welt zu berühren, und belehren, wie man durch Harmonie und Ebenmaaß des Anstrengens in die Gefilde der Ruhe gelangt, daß der Kranz nur dem Siege gehöre, und der Sieg erst oben errungen wird.

Allgemein eindringlich und das Gefühl sehr schärfend ist die Malerei. Die römische und florentinische Schule sollte die ganze Menschheit aufnehmen, sie empfinden zu lehren und den Weg zum Geist durchs Herz zu bahnen. Raphael, Titian und Michel Angelo stehen als unerreichbare Götter, denen man die Kränze zu den Füßen legen muß, weil ihr Haupt in den Wolken schwebt. Perugio eröfnete die Schule zu Rom, erzog den großen Raphael, der seit der Geburt der Künste als ein Kolos von Rhodus steht. Diese Richtigkeit der Zeichnung; diese Grazie, welche ihn führt; der unendliche Adel, in der Stellung seiner Figuren, in dem Ausdruck seiner Köpfe, zeichnet ihn, den Unsterblichen, vor allen Künstlern aus. Weniger glücklich im Colorit, gelangen ihm die Zeichnungen desto besser. Sein Hauptstück ist die Verklärung Christi. Mengs urtheilt von diesem folgend: "Das Colorit ist in einigen, aber nicht in allen Theilen schön; die Männer sind besser wie die Frauen colorirt. Raphael machte sich zur Regel, rothe und gelbe Farben zu schonen. Er verstand sehr gut die Wirkung des Dunklen, und setzte gerne Halbschatten zusammen, welche ein graudämmerndes Ansehen gaben." Wer vermag dieses Gemälde anzuschauen, ohne durch die sanften Umrisse des Heilandes, wo alle Züge in ein

göttliches

göttliches Licht übertreten, und die Reinheit des Herzens in himmlicher Klarheit auf Augen, Stirn und Lippen liegen, nicht in inniges Ergeben zu gerathen. Die ganze Lehre dieses Erhabenen wird gleichsam verkörpert. Die Apostel liegen, von dämmernder Nacht beschattet; ja die Träume eines Messiasreiches spielen um die kaum zu erkennenden Formen ihrer Gesichter. Um den Nutzen für die Humanität darzustellen, machen wir nur denjenigen aufmerksam, der je dieses Kunstwerk in Copien sah, ob er in dem Augenblicke des Anschauens vermögend gewesen seyn möchte, eine schlechte That zu begehen? Ob er Rauheit, üble Laune und Unfreundlichkeit hätte äussern können? Nein! das verklärte des Heilandes zieht uns allmächtig aus irdischem Gewande heraus, daß wir schon wähnen, in Lichtgestalten zu schweben. Würde nicht der Kopf des heiligen Michael sanft und furchtbar zugleich im erhabensten Ausdruck uns Ehrerbietigkeit für fromme Tugend, für göttliche Rathschlüsse einflößen müssen? Wen sollte nicht ein heiliges Feuer ergreifen, wenn er die Schule Athens von Raphael erblickt, und unwillkührlich gleichsam Auge und Ohr werden, die weisen Reden zu vernehmen, welche ihren Lippen zu entgleiten scheinen; daß unter ihnen, wie Plato sagt, die dorische Sprache, das ist die männliche, herrscht.

Der

Der nicht Weise spürt hier das erste Gefühl eines höheren Standpunctes des Menschen, als der thierischen Unwissenheit; der Weise nimmt sich zusammen, gleich ihnen Honig von den Kelchen zu sammlen, und das schöne und gute Καλον Καγαϑον sich inniger anzueignen. Dieser Künstler, der einen Sacchi, Michael Angelo und mehrere bildete, so manche ädle Empfindungen den Menschen einflößte, und die zarten Knospen des guten entfaltete, starb in der Blüthe seiner Jahre, denn er legte deren nur 37 zurück. Man betrachte den weinenden Petrus von Gvido, der im 10ten Jahrhunderte lebte, wie verloren und in Thränen verschwemmt er steht; wie ihn ein anderer Apostel mit freundlicher Miene, mit der Milde eines Bruders tröstet — und überzeuge sich, daß der Bösewicht von diesem Bilde überrascht, von einer ahndenden Blässe überschnellt, und der Leidende einen unsichtbaren Genius in der tröstenden Stellung des andern Apostels zu fühlen glaube. Der Zufriedene überläßt sich den einzelnen Schönheiten, und die Leichtigkeit in der Vollendung; die sanfteste Harmonie; die ganze Einheit erfüllt ihn wunderbarerweise mit hohen und geistreichen Ideen, die im Totaleinfluß keinen unwichtigen Werth behalten. Es ist bemerkungswerth, um den Einfluß der Kunst auf den Menschen zu finden, daß Gvido eben so wenig

durch

durch wilde Leidenschaft getrieben wurde, wie es seine Gemälde nicht an sich tragen. Von ihm sagen die Italiäner: "daß Grazien und Schönheit die Spitzen seiner Finger leiteten, und daß sie aus ihm gingen, um auf die Figuren sich niederzulassen, welche er mit seinem Pinsel beseelte.„ Diese Stille seines Geistes begleitete ihn durch alles Elend bis zum Tode. Er überließ sich dem Spiel und verlor in einer Nacht Summen, die bey weitem das seinige übertrafen. Er verkaufte seine Gemälde für einen solchen niedrigen Preis, daß die Kunst durch ihn zu sinken schien. Am Ende, überhäuft von Schulden, fand er keine Hülfe mehr bey seinen Freunden, durch seine Gläubiger verfolgt, fiel er in einen düsteren Gram, und starb an einem feindlichen Fieber im 67sten Jahre. Von ihm sagte Mengs: " ein Maler vom leichten und glücklichen Talent. Er schuf sich ganz und gar einen schönen Stil der anmuthig, reich und leicht war. Sein Pinsel würde ihn Raphael zur Seite gesezt haben, wenn er bessere Prinzipia sich verschaft hätte.„ Es giebt keine Empfindung die nicht abgedruckt wäre, und wo durch ihre Grösse oder Tiefe der Mensch nicht das höchste Wohlgefallen oder den tiefsten Abscheu empfände. Alle Hauptheile der Geschichte sind durch große Maler der Nachwelt überliefert, und damit zugleich uns als Muster

der

der Nachfolge und des Vermeidens geblieben, so wie sie den Vorwurf im Schilde führten. Will man Frechheit und Entehrung im Tempel, also Verletzung der Religion überhaupt geschildert sehen, so betrachte man Giordanis vertriebene Verkäufer aus dem Tempel. Soll der Schönheitssinn sich an vorzüglichen Landschaften weiden, so beschäftige man sich mit denen von Van de Velde, von denen Deskamp sagt: "Sein Verdienst besteht im lebhaften Ausdrucke, durch welchen er gleich treffend und vorzüglich wirkt. Seine Sterne glänzen schräg über die Bäume; sein Strich ist frey und begrenzt die Formen mit Feinheit. Es herrscht ein Duft und eine Wärme in allen seinen Gemälden, daß er schwerlich darin übertroffen werden kann. An seinen Pferden, Ziegen und Schafen steht nichts auszusetzen. Sie sind mit vieler Wahrheit kolorirt. Sie verbreiten laute Fröhlichkeit; und Bewegung und Leben finden wir in allem, was wir von ihm besitzen.„ Um die besonderen herrschenden Gesichtszüge aufzusuchen und Charaktere zu studiren, bewundre man die zahlreichen Köpfe von Denner. Wer einen Künstler sich zum Spiegel wählen will, um mit der Einheit, Festigkeit, denen nie zu verfehlenden Regeln zu arbeiten, spiele die Stunden in Schönheit mit dem großen Mengs hinab, von dem Winkelmann sagt, daß ihm einige Theile besser

wie selbst Raphael gelungen wären. Wol gehören dem Maler nur die Gegenstände, welche im Raume liegen; und Gedanken und Empfindungen dem Dichter, wie Lessing hinlänglich bewiesen hat. Alles Körperliche, und so weit Empfindungen sich verkörpern lassen, gebühre der Malerei; weil die Natur sich so im Raume darstellt. Welch ein Reichthum besitzt auch nicht die kultivirte Welt in ihren Abrissen, seit der Zeit wir die glückliche und minder kostbare Verallgemeinung schöner Gegenstände durch Kupferstiche kennen. Ohne Zweifel gehört dieses unermesliche Feld, in Hinsicht auf Humanität, nur für den besseren Menschen. Aber gute Gemälde verfehlen nie ihre Wirkung, selbst bey dem schlichtesten Naturmenschen, wenn er nur unbefangen denkt, und nicht mit närrischen Grillenfängereien gefüllt ward. Man möchte meinen, Empfindungen würden durch die Kunst erkünstelt, und dem Einfluß der Sinnlichkeit zu viel Raum gegeben. Die Kunst muß nicht gekünstelt seyn, sondern die Natur dermassen vertreten, daß man in ihr selbst zu wandeln glaubt. O so wähnte man in der That bey dem pittoresken Reisen von der Schweitz. Da rufen sie die Gefühle hervor, und wir verlieren uns in das Schönheitsspiel mit leichten Flügeln und trunknen Augen. Diese reine Lust zähmt alles wilde und schlimme

in den Neigungen. Die Phantasie nach und nach in Frieden gebracht, regt Wünsche auf, das schöne zu verwirklichen. Man sinnt schon, es auszuführen, und die Dinge, mit denen wir umgeben sind, sollen bearbeitet werden. Wir beginnen, was schönes zu bilden, legen unsere Formen gerne hinein, und misglückt es uns bey anderen, so sind wir durch diesen Fleiß doch selbst verschönert geworden. Der Sinnlichkeit ertheilt man eben so wenig zu vielen Einfluß. Denn was ist das für eine Sinnlichkeit? wie ward man affizirt? nicht Neigungen zu gewinnen, sondern die bloße reine Lust zu erhöhen; also ebenmäßig dahin zu wallen, zu geniessen, ohne je sich betrüben zu dürfen. So gewöhnt, würde man unwillkührlich das unsittliche vermeiden und nur dem guten folgen, in so ferne die Wirkungen vom schönen und guten fast dieselben sind. Was nun den Werth unseres Ichs dadurch betrift, so läßt es sich nicht denken, den Verstand dabey einzuschläfern. Er öfnet sich von selbst, und die ädlen Beweggründe kommen ungerufen. Ihr Befehl wird durch die Schönheit aber Liebesgebot und das schwere ihres Auftrages verwandelt sich in ein leises Flüstern der Geliebten, wenn eine Buhlerin mit üppigen Reizen uns zu haschen sucht. Daß man so wenig Antheil an alles schöne unter uns findet, gehört unten in die

Fortschritte der Humanität. Hier bezieht sich unser Bemühen allein auf die Verbindung der Kunst mit Humanität. Diese Verbindung erfolgt auch schon unmittelbar aus unserem Vorstellungsvermögen. Worin besteht das Geschäft der Einbildungskraft anders als in Versetzungen und Verwandlungen der Bilder. Je dunkler die Gegenstände sind, desto mehr Freiheit behält sie, sie sich vorzustellen. Ist es aber gänzlich bestimmt, so ist die Sache geschlossen. Das Kind schwelgt mit Formen, denn ihm erscheint alles neu und unbekannt. Dem Jüngling glüht der Busen, denn er schweift in der Zukunft, indem er vom bekannten aufs unbekannte schließt. Der Anwachs von Erfahrungen führt in Einsamkeit zurück, die Bilder fliehen, die Schönheit bleibt als ein Monument stehen. So finden wir diese Lust in dem Menschen tief gegründet, weil sie ihn zu frei von der Herrschaft der Körperwelt macht. Da er sich nicht von ihren Eindrücken losreissen kann, so ergreift er diese Seite, die ihn nicht unterjocht. Er sucht das schöne auf und bearbeitet es nach eigener Willkühr. Die Freiheit liegt demnach in dem Menschen zum Grunde. Weil zur Leitung derselben viel, sehr viel gehört, so bereitet die Lust uns zu ihr, und nun sehen wir die goldenen Riegel gesprengt, welche die Halle der Herrschaft eröfnet.

Die

Die Künste bieten nun Formen dar — siehe die Einbildungskraft in ihre Rechte gesezt. Was geben Hackarts Landschaften, der Angelika Kaufman Gemälde nicht für Spielraum zu interessanten Betrachtungen. Und wie unbeschreiblich verbunden sind nicht die Gedankenreihen in dem Menschen. Jeglichen kleben die Gewohnheiten und Gebräuche seiner Zeit an, oder er muß mit Riesen Kraft sich sträuben. Blühen die Künste um uns, dürfen wir oft zu öffentlichen Kunst-Sälen gehen, und uns an dem Anblick ergötzen, so können immerhin die Taschenspieler ihre Kasten schliessen; so wird man zu jenen nicht mit eben der Lust wie in ein Schauspiel treten. Möchten öffentliche Plätze mit schönen Statüen geschmückt seyn, um sie spielten die Knaben und lauschten in ihren lautesten Freuden ihnen manchen Blick ab, der, wie ein göttlicher Strahl, ihre Schönheitsfunken anfachte. Gerade wegen der Mannigfaltigkeit der Anschauungen und der Unbekanntschaft mit dem eigentlichen Wie des Eindrucks von aussen schwimmt es nur vor unsern Augen, ohne uns selbst Rechenschaft ablegen zu können, wie Kunst und wie überhaupt die Natur einen entscheidenden Machtspruch in der Freiheit wagt. Nur durch die Aehnlichkeit des Producks der Schönheit und Moralität können wir uns von der magischen Kraft der Künste überzeugen.

Nur dadurch werden wir sie wie die Erziehungsschule im Schönen ansehen. Diese Schule hat aber etwas einladendes, wodurch sie sich von jeder andern unterscheidet. Jede Wissenschaft, die gelehrt werden soll, führt etwas steifes und trocknes in ihren Anfangsgründen mit sich. Man muß sich gleichsam die erste Zeit hingeben, ehe man dem Gegenstande Geschmack abgewinnt. Gerade entgegengesezt verhält es sich mit der Schönheitsschule. Sie bietet ihren Zauber an, wir dürfen trunken umhertaumeln, und nur, wenn der Verstand sie einzeln entwickelt und die Sinnlichkeit mit nüchternem Sinn genießt, entfalten sich allmählich die Regeln für die Schönheiten, und wäre es möglich, sie in mathematische Axionen aufzulösen, so würden wir sistematisch lieben. Sistematische Liebe gleicht aber einem gezwungenen Affentanze. Die Grenze zwischen dem dunklen Gefühle, wo alles vor uns schwimmt, und wie im weichen Dufte sich spiegelt bis zu der abwägenden Regelmäßigkeit, ist so zart beschrieben, daß die Moralität sogleich in die scheinbar aufgelößten Fugen greift, um vor dem Zerfallen zu bewahren. Ersezt sie die Stelle, so ist der Mensch auch in Rücksicht seiner Lust für Schönheit geborgen. Spielt doch jede schwärmerische Liebe eben die Rolle. Die Jugendjahre taumeln dem Liebespaare weg. Nüchternheit kehrt an die

Stelle

Stelle der Fülle. Man unterscheidet wie ein und zwei; fühlt für sich und gewahrt den andern für ihn selbst fühlen. O! man banget vor anhaltender Zärtlichkeit! Entfalten sich jezt keine Geistesgaben, so trennet das Schicksal sie unaufhaltsam. Bindet aber Moralität nun aufs neue, so hängt das ruhig blickende Auge des Greises noch mit sanfter Schönheitslust an der veralteten Frau. O die ersten glücklichen Empfindungen des Erkennens und Habens dämmern bis an die Gruft aus dem Herzen hervor. Die Schönheit, an das Gute gereihet, behält demnach bis an den lezten Odem einen entscheidenden Einfluß auf Humanität. Vor ihr ist Rohheit; nach ihr Naserei, wenn nicht Humanität bearbeitet ward. Die Erfahrung lehrt hier hinlänglich, was die Vereinigung der Vorstellungen verkünden. Durch Fortschritte in der Malerei werden unsere Erfindungen in Verzierungen und Moden nicht minder gewinnen, und diese, so unbedeutend sie scheinen, behalten doch ein großes Recht auf unsre Denkweise. An der Art sich zu kleiden; an der gangbaren Form in Mobilien und Verschönerungen der Zimmer erkennt man imer einige Züge des Menschen. Es scheint mir so wahr gesagt von Forster: "daß die sonderbaren Verhüllungen der Geistlichen in Mantel und Kragen, und der ganze dadurch nothwendigerweise erzwungne Anstand, eine

gewisse Falte im Charakter zurücklasse, die nie wieder ausgebogen werden könne.,, Die leidige Gewohnheit schneidet zu tief ins Herz, um ohne Spuren zu bleiben. Man findet fast immer eine Gleichheit zwischen dem Sinn und den Ausstaffirungen des Eigenthümers. Dichter dürfen hier nicht in Erwegung kommen. Denn diese Menschen leben in ihrer Ideenwelt, und kleiden sich gerade darum so barock, wie ihre Phantasien an keine gangbare Regeln gebunden sind. Warum finden wir bey den Griechen die schönen Formen von Vasen und Urnen und Instrumenten? Warum hat das Ganze so was liebliches und einnehmendes, daß wir mit holder Ruhe auf ihnen verweilen? Die Samlungen hetruskischer und herkulanischer Gefässe tragen einen unverkennbaren Stempel des Einflusses der Schönheit auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten. Wie natürlich ist es auch nicht, daß schöne Formen von Mobilien und liebliche Verzierungen der Wände etwas friedliches und frohes in unsere Empfindungen pflanzen. Fühlt man sich doch in manchem Zimmer weit beschwichtigter, traulicher und mit mehrerer Anhänglichkeit wie in anderen. Je mehr wir uns dieser äusseren Schönheit in allem was um uns ist gewöhnen, je empfänglicher wird unser Herz für alles was zum schönen führt. Es ist ungegründet, daß die schönste Gegend einem mit der Zeit

eben so gleichgültig wie die unbedeutendste werde, und es so mit Zimmern und Gemälden und allen Dingen gehe, welche allein im Raum gefallen. Die wesentliche Verschiedenheit der ersten lebhaften Aeusserung und des späterhin laulichen Geständnisses verschlägt hier nichts. Man wird auch dennoch immerhin gestehen müssen: "Es ist schön!" und mancherlei Gelegenheiten fesseln uns demungeachtet noch immer aufs neue an ein schönes Gemälde und an ein gutes Zimmer. Der Eindruck braucht nicht immer gleich stark zu seyn, die Wirkungen auf unsere Gesinnungen tragen sich so unerwartet zu, daß wir selbst nicht darüber zu urtheilen vermögen. Dies sind freilich nur untergeordnete Zwecke. Aber für den Menschen von gewisser Bildung sind keine Dinge schlechterdings gleichgültig. Er nimmt von allen Notiz, und gewöhnt sich von den unbedeutensten Kleinigkeiten berührt zu werden. Jede Berührung erfordert aber Gegenberührung, und diese besteht in näherer Einschliessung oder Zurückstoßung. Warum schiene sonsten auch das Menschenwohl so oft an einem seidenen Faden zu hängen?

Die Dichtkunst möchte einen großen Antheil an Humanität besitzen. Sie ründet und schmeidigt den ganzen Ideenkreis. Durch sie glätten wir das eckigte und scharfe in unserer Behandlungsweise. Bey dem

Gesang und Musik keinen Eingang mehr finden, gebe ich die Schönheit verloren. Ihm ist die Natur schon abgestorben, und er wird den Schnee so gerne flocken sehen wie den Blüthenregen im Frühling. Die Dichtkunst belehrt spielend. Keine Empfindung und keine Leidenschaft kann so tief schlummern, sie wird dargestellt. Sie sucht Zeichen auf ihre feinsten Unterscheidungen anzudeuten und führt uns in die vielfachen Situationen hin, ohne daß wir ihren oft damit verknüpften Schmerz zu empfinden brauchen. Dichten überhaupt beschäftiget sich damit, irgend eine Empfindung idealisch darzustellen. es frägt sich gar nicht, ob das Gedicht den gewöhnlichen Menschen in irgend einer Lage schildere; sondern ob es den Menschen nur so vorstelle, wie er seyn könnte. Je allmächtiger seine Natur aufsteigt, desto erhabner wird uns der Mensch an und für sich selbst, und desto grösseres Zutrauen fassen wir zu uns selbst. Ein sehr falscher Vorwurf ist bey den Charakteren eines Trauerspiels, was man gewöhnlich Ueberspannung nennt. Jeder Charakter kann in dem ungewöhnlichsten Grade seyn, was er seyn soll, wenn er nur nichts anders wie das ist. Wenn er nur nicht in tausend andere zugleich greift, und dadurch Charakterlos wird. Als Muster stehen sie vor der Menschheit, und das Gewebe ihrer Schicksale entspricht ihren Handlungen, um zugleich

diese hohe Lehre uns begreiflich zu machen, wie Glückseligkeit mit Heiligkeit gleichen Gang gehen, beide unzertrennlich und von Menschen abhängig sind, in so ferne Glückseligkeit nach dem inneren auf erlaubten Wünschen beruhet. Einige Ideale mögen uns hievon sicherer überzeugen und beweisen, wie sie zur Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft auf unsre Handlungsweise mächtigen Beitrag liefern. Torquato Tasso gehört unstreitig zu den ersten dramatischen Stücken, oder eigentlicher in der Dichtkunst. Wie bleibt jeder Charakter ganz was er war; wie wirkt bey jedem seine Eigenthümlichkeit, und zerlößt sich das Ganze in der Schönheit selbst. Tasso athmet in seiner dichterischen Welt, und was er auch umfängt und was er auch mit sanfter Wärme an sich zieht; so liebt er doch nur das Ideal, was er aus jeder Schönheit sich erschaft. Wie wahr und wie schön kündigt der Dichter uns dies nicht durch die Leonore an: "Uns liebt er nicht, (nemlich Tasso) verzeih, daß ich es sage! — Aus allen Spähren trägt er, was er liebt, Auf einen Nahmen nieder, den wir führen, Und sein Gefühl theilt er uns mit: wir scheinen Den Mann zu lieben, und wir lieben nur Mit ihm das höchste, was wir lieben können.„ Wir möchten behaupten, hier den ganzen Faden abzusehen, an dem die Personen durchs ganze

Stück

Stück gehen. Alle, der Herzog, die Prinzessin, Leonore Sanvitale, lieben Tasso, und jeder umarmet doch nur das Ideal der Schönheit in ihm, wiewohl der eine minder rein wie der andere. Nur Antonio wandelt nicht am Arm der Schönheit, und darum sträubt sich auch sein kalter Sinn wider den Kranz, der Tassos Schläfen umwindet. Die dichterische Hand zeichnet sich eben hiedurch so herrlich aus, indem sie aus so ganz verschiedenen Gesichtspunkten die Schönheit zum Ziele steckt, und einen, den sie ausschließt, zugleich für die menschliche Gesellschaft gleichsam unzugangbar schildert. Man merke hier, wie sehr dies Stück in das Geheimniß eindringt, durchs schöne zum guten zu gelangen. Alle bekennen es sich; " Antonio trage etwas zurückführendes in seinem Ton und seiner Stellung. Die beiden Frauen gestehen es sich laut. Tasso fühlt es schmerzlich, und der Herzog findet. Antonio könne nur durch Ehrgeitz gespornt werden; aber sanfte Empfindungen vermögen nicht viel über ihn. es scheint, Antonio, du willst nicht aus der Uebung kommen. Du hast dir ein Geschäft kaum erst vollendet, kaum Kehrst du zurück und schaffst dir gleich ein neues.,, So suchte er ihn zur Versöhnung mit Tasso unbeschadet seinem Ehrgeitze zu bestimmen. Und er verfehlte nicht den Sinn Antonios. Der Herzog ist schon

durch Schönheit zur Humanität übergegangen. Bey ihm steht die Aussen- und Innere-Welt in dem Gleichgewichte, wodurch er beständig so seine Handlungen ergreift, wie sie allgemein ausführbar stehen. Mit Nachsicht behandelt er den ungezüchtigten Ehrgeitz eines Antonio; mit Schönheitsgefühl durchdrungen ladet er die Frauen ein, den Kranz von Virgils Herme zu nehmen und den Lebendigen ihr Theil zu geben, und er sezt nachdem hinzu: "Es ist ein Vorbild nur von jener Krone, die auf dem Capitol dich zieren soll.„ Nun vergeht Tasso sich an der fürstlichen Ehrfurcht. Der Herzog vergißt, den Menschen vom Dichter nicht zu unterscheiden, und urtheilt, wie ein Tasso zu diesem Schritte kommen konnte. Durch weise Milde bewegt er den stolzesten Geschäftsmann, etwa dem nach seinem Dünkel empfindelnden Schwärmer entgegen zu eilen, und ergießt sich in zarte Ausdrücke des Antheils gegen Tasso. Er wünscht ihn mehr sich selbst zu entreissen, damit der Mensch gewinne, was der Poet verliert, bald wieder zu kommen, um ihnen den doppelten Gewinst für jede Stunde zu bringen. Nie würden die Einflüsse der Schönheit auf Humanität je zarter und heller entwickelt als in diesem Charakter. So gleichet das Leben einer reinen Spiegelfläche, auf dem jeder Kräusel in kristallne Tropfen zerrinnt, und die

Zuschauer mit nie ermüdenden Augen sich in die Tiefe verlieren. Das Benehmen gegen andere, die Art der Aeusserungen, der menschlichen Antheil an allem, das Schönheitsaufsuchen in jedem Gegenstande, zeigt sich gleich mehr und groß in dem humanen Herzoge. Muß er den Liebling Tasso verlieren, seiner Schwester, und sich den Gegenstand der Geistigkeit entziehen lassen, so tröstet er sich damit, ihn als sein, obgleich entfernt, zu betrachten. Dieser Charakter hat die Vollendung des Menschen. So war er, was er nur werden konnte. Jeder Ausdruck, jeder Wink kömmt wie gerufen zum Augenblick, und da er kömmt, muß er auszuführen stehen. Er schein zu bitten und befiehlt. Unwiderruflich muß man eingehen, was er wünscht. Das heißt das Ideal des Menschen. So verpflanzte man Elisium auf Erden.

Wie von einer ganz andern Seite ergreift Leonore die Schönheit. Sie trennt sie noch nicht von Neigung, fühlt mehr wie Neigung; aber weniger wie reine Lust. Jede Andeutung einer Empfindung zielt beständig auf eigenes Interesse ab. Sie findet allerdings einen höheren Sinn in Schönheiten als sinnlichen Genuß: denn sonsten wäre auch keine Spur vom ähnlichem Gefühle zu finden; aber es beschränkt sich allein auf Selbsterhöhung. Sie wird empor gehoben; aber auch nur sie trift sich

allenthalben, ohne an den allgemeinen Schwung zu denken, wodurch die Schönheit aller Neigung entsagt, und durch reine Lust das Universum an sich fesselt. So kündigt sie sich an, wie sie zuerst im Garten mit der Prinzessin auftrit, und der Blumenkranz immer mehr und mehr in ihrer Hand aufschwellt, und sich durch dieses Gefühl als eine glückliche Schäferin erklärt. Sie Drückt ihren Kranz Ludwig auf die Stirne, und warum? weil seine Scherze nie verblühen. So sehr die Schönheit sie auch bezaubert, so bekennt sie selbst, nicht still geniessen zu können, sondern sogleich zu sagen was sie lebhaft fühlt, vor Witz und Schmeichelei nicht ganz das Ohr verschliessen zu können, nennt den Tasso einen wunderbaren Mann, weil er sich zu nahen scheint und doch ferne bleibt. Doch lockt seine Schwermuth und jedes Herz muß nach. — Obgleich sie die ädlen Worte ausspricht: "Wir scheinen den Mann zu lieben, und wir lieben nur Mit ihm das höchste, was wir lieben können,„ so ergreift sie doch von ihrer Seite den Antheil an ihm, weil er nicht frevelhaft von einer Brust zur andern hin und her tobt, sondern fest und innig seinen Gegenstand verehrt. Sie zuerst vermag in der heiligen Stille des bekrenzten Tasso seine Begeisterung durchs Andenken an vorige hohe Männer nicht zu ertragen, sondern rief: "Erwach! erwach!

erwach! laß uns nicht empfinden, Daß du das Gegenwärtge ganz verkennst.„ Sie bestimmt die Prinzessin, den Tasso reisen zu lassen, um sich ihn ganz eigen zu machen, und sagt zu sich: "seine Talente und sein Herz für sich allein zu besitzen.„ Sie vernünftelt Freundschaft und Liebe hinweg, weil es so reitzend ist, sich selbst in seinem schönem Geiste zu bespiegeln. So will sie die Schönheit sich einverleiben, und sie schwelgt in ihrem Spiegel, um sich stets wieder zu finden. Nicht roher Genuß bewegt sie, sondern Schönheit; aber die, welche Selbstgefühl erhöht und verädelt. Tasso findet nach ihrer schmeichelnden Zunge, daß ihn in ihr die Eitelkeit betrogen. Ergriffen wird Leonore genug vom Schönen. Mit rednerischer Lippe beschreibt sie die Eindrücke; aber keine reine Lust spielt mit den Formen, und keine reine Humanität leitet ihre Freundschaft. Ihre zarteren Neigungen stellen List und Ränke an, um sich selbst nur zu bespiegeln. Dieser Charakter bezeichnet mit erstaunlicher Genauigkeit jene halbgebildeten Menschen, welche fürs Gute und Schöne Bereitwilligkeit äussern, und mit voller Seele alles ergreifen; aber eben so sehr sich nur zum Mittelpunkte wählen und um sich alles drehen, ohne auf die Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen, ohne mit Schönheit der ganzen Welt zu huldigen.

Mit welchem Hauche der Göttlichkeit weht die Prinzessin alles an, was zum schönen und guten sie führet. Wie verräth jeder Gedanke von ihr Geist, reines Anschauen und die Liebe zum Genuß nur, in wie weit die Schönheit mit Bezug auf die Körperwelt Wirkung und Gegenwirkung mit sich verbindet. Kein Eigendünkel regt sich je. Die möglichste Anspruchlosigkeit führt ihre Worte, sie freut sich nur, die Reden kluger Männer verstehen zu können, wenn mit Grazie die Rednerlippe spielt. Dieses reine Hinergeben in den schönen Geist Tassos entlockt die unschuldigen und innigen Worte, indem sie Tasso den Kranz aufsezt: "Du gönnest mir die seltne Freude, Tasso Dir ohne Wort zu sagen, wie ich denke.„ Hier schlummern alle Neigungen; ihr Auge weilt mit sanftem Blicke auf dem schönen Geiste, und ihre Seele steht der ganzen Menschheit offen, ihre Gedanken in Handlungen zu zeigen. So wandelt Humanität durch Schönheit geschmückt verkörpert auf Erden. Sie dringt mit tiefer Sanftmuth in das abschreckende Betragen des Antonio, und sucht ihn zu entschuldigen gegen den ergrifnen Tasso. Die Welt im verschwisterten Kreise trit ihr auf, und sie gesteht ihm als einem Bruder, daß sie nach ihrer langen Krankheit viel für ihn und sich gehoft habe, und die Hofnung hätte sie nicht betrogen? welche Hofnung?

an Liebe, die nur Mann und Weib bindet, steht hier nicht zu gedenken. " Erlaubt ist, was sich ziemt, nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte, und so fährt sie dann in süßen Tönen fort, wenn Männer ein weiblich Herz zu schätzen wüßten, wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden in ihren Seelen lebhaft bleiben wollte, wenn der Besitz nach fremden Gütern sie nicht lüstern machte, so feierten sie ihre goldne Zeit. Sie denkt an keine persönliche Liebe und findet es billig, daß die Frauen ihm aufs freundlichste begegnen. In zärtliche Wehmuth bricht sie gegen Leonore aus, Tasso verlieren zu sollen, denn sie liebt ihn, weil sie ihn ehrt. Wer findet hier etwas mehr und etwas weniger als innige Freundschaft, die durch die zarten Anstriche des liebendes Weibes höheres Licht gewinnt — weil ein Weib, ihrer Natur nach, alles mit liebender Hand thun muß. Der Abschied lockt die Thräne hervor, welche aus dem Anschauen und Verlieren in die schöne Natur quillt. Ich muß dich lassen, sagt sie mit Resignation, und verlassen kann mein Herz dich nicht — aber man merke nachher, sie verlangt nur von ihm, sich freundlich ihnen allen zu überlassen. Der glühe Tasso lebt in seiner Idee, und verfehlt dieses zarte Scheidungsband — er glaubt Liebe zu hören und sie entflieht. Der ganzen weiblichen Welt stelle ich sie zum Muster

dar,

dar, wie den Männern den Herzog. Alles ist ihr und keines nur allein ihr. Alle besitzen an allem Theil und auf ewig Theil. Alle sind Brüder und schliessen einen Kreis, in dem Grazie die Lippe führen soll, und Humanität die Handlungen.

Den Tasso als Muster der Humanität vorstellen, würde freilich den Zweck ganz verfehlt heissen. Er trit nicht als Mensch allein auf. Die Gottheit spricht aus ihm, er ist Dichter. Und was er auch umschlingt, und wie er auch die Menschen an sich fesselt, so ist es nur seine Welt, die ihn beflügelt. Er lebt in der Schönheit, wandelt als die Schönheit umher, aber seine Menschheit nimmt wenig Theil daran. Aus allen Spähren trägt er was er liebt. Wir bewundern in ihm die Natur und lassen uns gerne hinüber ziehen. Er stellt gleichsam das Kunstwerk dar, das Ideal, wie uns Schönheit ergreifen und mit sanfter Zucht zu Menschen bilden soll. Ich schließe damit, wer solches Ideal in Worte kleidete, muß selbst als Ideal sich ankündigen!

Für den Menschen als seine Bestimmung wüßten wir kein Stück aufzuzeigen, das Humanität geradezu im schönsten Lichte darstellt, wie Nathan den Weisen. Zum Eingang rufen wir mit Lessing den Wahlspruch des Buchs aus: "Tretet herein, denn auch hier sind Götter!„ Lessing schilderte uns einen

Türken — einen Sultan — auf das mildeste und menschlichste. Diese Sanftmuth, vereinigt mit dem Streben, sich zu dem weisesten und mildesten Regenten zu bilden, bezeichnet den ersten und lezten Zug von ihm. Er läßt Nathan kommen, um Geld aufzunehmen. Kaum hört er, daß man Nathan den Weisen nenne, und er vergißt das Bedürfniß. Ihn bittet er, zu lehren, wie er mit Recht den Titel: Verbesserer der Welt und des Gesetzes, führen könne. Nathan dringt tiefer und tiefer ins Heiligthum der Menschheit — des Sultans Herz schlägt mehr und mehr, die Hand greift Nathans Hand, und er ruft aus: "Ich Staub? ich nichts? o Gott! Er achtet nicht darauf, daß ein Jude weise sey, sondern benuzt, wo er weise werden möchte. Zum Tempelherrn spricht er die schönen Worte: Bleibst du wohl bey mir? Um mich als Christ, als Muselmann, gleich viel! Im weissen Mantel oder Jamerlack: Im Tulban oder deinem Filze: wie Du willst! gleich viel! ich habe nie verlangt, Daß allen Bäumen eine Rinde wachse.„ Ihm ist es genug, daß der Tempelherr ein Mensch sey, und er findet die hinlängliche Beziehung auf ihn, die zur menschlichen Gesellschaft gehört. Derselbe Sultan sagt die unvergeslichen Worte: "Sey keinem Juden, keinem Muselmann zum Troz ein Christ!„ Wenn es in der That Vorzüge in

irgend

irgend einer Religion giebt, so widerstreitet es die ganze Humanität, sie anderen fühlen zu lassen, statt sie weiches Oel auf sein Haupt bereiten sollte. Und dieser Sultan willigt in eine Verbindung zwischen dem Tempelherrn und einem Judenmädchen, troß dem Versprechen, daß er einen Juden, wie Nathan war, ausliefern wolle. So steht ein vollkommnes Bild vor unseren Augen, und berichtiget die kindischen Dünkel von Vorzügen und Ständen und Religionen und Nationen, und schlingt die ganze Menschheit zusammen in einen Kreis, ungeachtet sie an Gestalt und Tracht und Sitten verschieden wie die Rinden der Bäume seyn mögen. Sehet auf die strenge Humanität des Tempelherrn, wo man fast mehr Einfluß von Seiten der Vernunft als der Sinnlichkeit findet, die wegen des Verfehlens der gleichförmigen Einwirkung durch ihre strenge Tugend uns beynahe entrüstet. Wir würden solchem Manne unsre Achtung nicht versagen können; aber auch unsre Liebe und Anhänglichkeit nicht schenken. Wir würden mit Recht zweifeln, ob er an den tausend Kleinigkeiten des Lebens den Antheil nehmen, den wir als Genußdürftige Menschen fordern. Aber mit dem weisesten Humanitätssinne zog Lessing den Göttlichen zu Menschen hinab. Nachdem er mit einer fast ädlen Bitterkeit Daya durch folgende Worte zurück zu

stoßen sucht: "ihr Seyd schuld, wenn ich so rasch nicht handle — eräugnet so ein Fall sich wieder — wenn Ich mich vorher erkunde — und brennen lasse, Was brennet.„ Nachdem er Nathan mit Empörung behandelt, und seine strenge Pflicht ihm allein einleuchtend machen will; ja die Grösse seiner That mit Eigennutz zu beflecken sucht, wenn er sagt: "mein Leben war mir ohnedies In diesem Augenblicke lästig, Gern, Sehr gern ergrif ich die Gelegenheit, Es für ein andres Leben in die Schanze zu schlagen: für ein andres — wenns auch nur Das Leben einer Jüdinn wäre,„ — so wird er durch die sanfte Schönheit der Recha weggezogen und menschliche Gefühle regen sich laut. Der Einfluß der Sinnlichkeit gewährt hier den schönen Preis, daß der Tempelherr durch den innigen holden Blick gerührt, Die Ansprüche auf seine Tugend gern verloren geben will, denn er sagt: "Das war das Mädchen nicht — denn wer hätte Die gekannt Und aus dem Feuer nicht geholt,„ in dieser Szene scheint uns alles vereinigt zu seyn, was Humanität aus dem Menschen machen muß. Um von der Seelengrösse des Tempelherrn sich vollkommen zu überzeugen, muß man die Unterredungen zwischen ihm und dem Patriarchen lesen. Wie jener mit steigernden Worten die Verdienste des Juden um ein armes verlassenes Christenmädchen

mädchen aufzehlt, und der Patriarch nur desto kaltblütiger einfällt: "thut nichts! der Jude wird verbrannt,, — nun fortfährt "das geht Mir nah! besonders da man sagt, er habe Das Mädchen nicht sowohl in seinem, als vielmehr in keinem Glauben auferzogen Und sie von Gott nicht mehr und nicht weniger Gelehrt als der Vernunft genügt,, dann der Patriarch nur bestimmter erwiedert: "Thut nichts! der Jude wird verbrannt,, — so verläßt der Tempelherrn diesen mit seiner gesetzten Miene: "Ehrwürdiger Herr, das übrige Wenn Gott will, in der Beichte.,, Wie erniedriegt er nicht den Klosterbruder in dessen eigenen Augen, indem er die Wohlthaten des Sultans gegen ihn herrechnet und nun ihn selbst urtheilen läßt; da aber jener von allen Niederträchtigkeiten ihn los und leer spricht, so verläßt der Tempelherr ihn — "Geht Bruder! — Erregt mir meine Galle nicht — Geht! geht!,, Alle diese Züge auf das strengste durchgegangen, in den höchst kritischen Lagen, die sich nur für einen Menschen denken lassen, leistet der Tempelherr alles, was der vernünftige Mensch nur zu leisten vermag. Wie gerne sehen wir diesen großen Mann auf einige Augenblicke fallen, und zwar fallen durch Schönheitsgefühl, damit er nicht als ein unerreichbares Bild über uns schwebe, und wir Thränen des Kummers

um unsere Armuth weinen. Seine Sehnsucht, mit Recha sich zu verbinden, war nicht eine grobsinnliche. Ihr holdes Wesen zog das Instinkmäßige nach sich. Jezt brach die Flamme der Liebe auf. Nun drohte der Einfluß der Sinnlichkeit ihm alles, was sie durch Despotismus sündliches erzeugen kann. Das Bedenkentragen des Nathans bringt ihn zu dem voreiligen Entchluß, Nathans Glückseligkeit auf die Waage zu legen — wiewohl nur bloß auf die Waage — und zum Saladin die vortreflichen Worte zu sagen: "Der weise Vater Muß aber doch sich erst erkunden, erst Besinnen. Allerdings! That ich denn das Nicht auch? erkundete, besann ich denn Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie? — Fürwahr! bey Gott! es ist doch gar was schönes, So weise, so bedürftig seyn!„ so spricht der sinnliche Trieb! wie bekehrt sich dieser stürmende und sagt nur zu wahr: "Im Sturm der Leidenschaft, Der Unentschlossenheit! — verzeih! — so kehrt in der Humanität das überwältigte Gefühl in Regelmäßigkeit zurück, Der Einfluß der Vernunft besänftiget den Wogenschlag. Sanft gleiten Die Wellen ans Ufer hin, und dieses Humanitätsgefühl verschmilzt sich in die sanftesten Empfindungen, wenn er statt eine Braut zu umarmen, eine holde Schwester an Busen drückt. Der Ausgang lehrt uns zugleich: wie wenig sinn-

liches —

liches — was der gemeine Mensch darunter versteht — sich in die Sehnsucht des Tempelherrn gemischt habe: Schönheitsgefühl und Vernunft gingen den hohen einmüthigen Gang, und so konnte er auch nur sagen: "ihr gebt mir mehr als ihr mir nehmt! unendlich mehr!„ worauf er mit den wenigen Worten: "Ach! meine Schwester! meine Schwester!„ an den Hals seiner Geliebten sinkt. So zu handeln darf man sich des Gedanken freuen, ein Mensch zu seyn. Bey Nathan scheint die ganze sinnliche Natur schon vergeistiget zu seyn. Bey ihm wühlt kein Sturm das Grab der Leidenschaften auf. Diese Einstimmung mit sich selbst, die Fichte sehr wahr als das höchste Ziel des Menschen angiebt, und die eben so gut für eine Erklärung der Humanität gelten könnte, wenn nur der Einfluß aller Kräfte zu gleicher Zeit dadurch hinlänglich bestimmt wäre, indem sich jeder noch nach Gefallen denken kann, ob die Sinnlichkeit wegen der Einstimmung mit sich selbst völlig leidend, ja gar unterdrückt oder auch wirkend seyn müsse — diese Einstimmung nun machte Nathan sich auf das würdigste ganz zu eigen. Die erschreckliche Nachricht konnte für Nathan nur die seyn: Recha sey verbrannt. "Nun denn, ruft er gefaßt aus, so hätte ich keines Hauses mehr bedurft!„ Hier vereinigen sich Göttlichkeit und Menschlichkeit.

Bloße Klage wäre Geschwätz — er bedürfe denn nichts mehr. Mit dieser sanften Einstimmung mit sich selbst drückt sich sein Genius in wenigen Worten aus. Alles was er schönes und gutes dem theursten Menschen seiner Recha beym Wiedersehen, nach ihrer Lebensgefahr, nach ihrem Grame, dem Wohlthäter nicht danken zu dürfen, sagen konnte, liegt in den Worten: "Mein Kind, mein liebes Kind!„ Ihre wunderbare Rettung leitet ihn auf das ernstliche Gespräch, wie man Menschenthaten rühmen und erheben soll, nicht nach Wundern laufen darf, sondern diese schon in Menschenthaten blickt und so den Nächsten gewinnen lassen, wie Engel nicht durch uns gewinnen können. Die Liebe längst verlernt, lockt er doch die zarten Knospen der Unschuld hervor, und bittet Recha, ihm keine Wünsche zu bergen. Ohngeachtet des starren Widerwillens von Seiten des Tempelherrn drängt sich die Thräne beym Nathan hervor, da er die Spuren der Errettung seiner Tochter noch auf dem Mantel gewahr wird. Humanität lehrt dieser ädle in jeder Zeile und empfiehlt die Allgemeinheit der Gesinnungen so sehr, wenn er von dem Mittelgut der Menschen dringend fordert, "daß der Knorr den Knurppen hübsch vertrage!„ Er liebt den Menschen und nicht den Juden oder Christen, denn "sind Christ und Jude eher Christ und Jud Als Mensch?„ Da

beugt sich der Tempelherr und schlägt in Nathans Hand. So siegt Humanität bey den trotzigsten und kaltsinnigsten Menschen, obgleich dieser es nur dem Scheine nach war. Man möge Nathans Charakter und die der weiblichen zarten Seelen selbst weiter nachdenken, da Humanität hier so sichtbar wird, um an diesen Mustern sich selbst zu verschönern. Wir schliessen mit Nathan in seinem schönen Spiegel des Vergleichs der Religionen mit dem Opalring. Alle mögen suchen, angenehm sich vor Gott und Menschen zu machen, und dann wird ein weisrer Mann auf dem Richterstuhl sitzen und entscheiden, wer die ächte Religion habe. Diese Einstimmung mit sich selbst äusserte Nathan denn auch gegen jedweden; ehrte die Tugend, wo er sie fand, und besserte das Laster, wo es ihm entgegnete. Wenn man doch dieses Stück von Zeile zu Zeile genau kennte und sich in sein Herz schriebe, dann würde ächte Humanität wichtige Fortschritte unter den Menschen gefunden haben.

Was sollten ein Klopstock, Wieland, Schiller, Kosegarten und mehrere nicht zur Humanität beytragen. Sie treten mit göttlicher Fackel vor den Schönheitssinn, und dieser göttliche Jüngling eilt mit Blüthen bekränzt schön und unschuldig hervor. Aus seinen Haaren duftet Ambrosia, von seinen Schultern glänzt das heilige Oel und ein Erd und Himmel umarmender

Blick strahlt aus dem reinen Auge. Wer ladet uns mehr zu der einigen Heiterkeit der Seele ein, die aus dem Bewußtseyn des Edelsinns und dem Gefühle seiner Kräfte entsteht, als Klopstock? Er allein, um die öftere Bemerkung anzuerkennen, trit als ein "ewiger Jüngling„ auf. Ich setze hinzu, was er als Greis dichtet, athmet Jugendfeuer und Lebenskraft. Ihn begleitet Hebe, Musen und Grazien spielen um ihn her, und Sittlichkeit berichtiget die allerzarteste Empfindung. Leset Hermans Schlacht; leset Herman und die Fürsten; leset seine Messiade, seine Oden, ewige Jugend und ewige Heiterkeit beflügelt seine Werke. Wie Siegmar stirbt, so singt das Chor: O Vaterland! o Vaterland!

Mehr als Mutter und Weib und Braut!
Mehr als ein blühender Sohn,
Mit seinen ersten Waffen!

und am Ende:

"O du, der starb fürs Vaterland!
Dir bringt in dem kühlsten der Haine
Dir, der wieder Jüngling ward,
Die ersten Waffen Thuiskons!„

Selmar winkt und ruft mit sterbender Stimme: "stärker! stärker, stärker, daß es meine Gefährten nach Walhalla auch hören,„ und nachher: "Du guter Brenno, ja ich sterbe! — — — reich mir deine

Siechel

Siechel her! — — — das ist eine große, goldne Siechel!,, und so unter lauten Chören stirbt er mit jugendlichem Geiste. Die Chöre und Barden weihen den Herman zu gleichem ädlen Tode ein, und er singt voll Glorie:

"Einst seh ich geröthet werden, diese Purpurblumen
Von meinem Todesblute!
Dann seh ich an Herthäs geweihtem Wagen, und
sehe die Göttinn
Im Bade des einsamen Sees.,,

Weine nicht Thusnelda! denn dazu hat mich meine Mutter geboren. Fahret fort, Barden. Und so singen die Barden in Begeisterung weiter. Entflammt dergleichen nicht zum großen und guten, so liegt deine Seele noch in tiefer Hülle der Thierheit. Unter seinen Oden wähle ich beym ersten Aufschlagen nur die an die todte Clarisse aus. Wo spricht hier die Klage, wo raubt ein Verlassener die Stunden mit weibischen Seufzungen? Heiterkeit öfnet die Aussichten auch dort. Zwar grausam, sie im hellsten Glanze hingestürzt zu sehen, wird sie schön seyn und bewundert aber durch Thränen.

"Reitzend noch stets, noch immer liebenswürdig
Lag Clarisse, da sie uns weggeblüht war
Und noch stille Röthe die hingesunkene Wange
bedeckte,, u. s. w.

Aber sie ist zu Seelen geflogen, die ihr verwandten Seelen, die sie empfingen. Darum wollen Sie die Hinterlassenen wie ein Fest die Stunde feiern, da sie fliehend ihr erhabnes Bild doch lies. Jede Entwickelung dieser Schönheiten hiesse ein Blatt von der Rose pflücken. Aber welchen Trost, welche Heiterkeit, welche Stärke kann der Leser durch solche Dichtungen nicht gewinnen! Die klagenste Elegie, welche wir je lasen, ist die: Selmar und Selma. Elegischer ward nie gedichtet, möchten wir die von Goethe in den Horen ihnen an die Seite setzen, in so ferne beide das lezte der Empfindungen, so weit Menschen Zeichen für sie angeben können, in Worte brachten. Tausendmahl las ich sie, und tausendmahl spürte ich das zartere Hinneigen an die Menschen. Auf ihnen möchte man den ewigen Antheil an alles, was um uns ist, schwören. Welche Heiterkeit blickt nicht bey der Klopstockschen Elegie aus dem Grame hervor, wie verwandelt der düstere Tod sich in erheiterndes Licht. Man wandelt gerne zu den offenen Gräbern, wiewohl der Höchste zur Liebe uns schuf. — Wer will die Riesenkraft des Menschen begreifen lernen, dem fürchterlichsten Unglücke troz zu bieten, und zugleich mit anbetender Stimmung den Weltregierer bewundern, der lese den Nachtsturm von Kosegarten. Voll Jugendgefühl bietet er troz dem

Weltens

Weltenverderbenden Sturm. Dieses Gefühl theilt sich in dem festlichen Schauspiel dem gewaltigen Helden mit. Nun liebt er den Starken, da er dem Allvader einen Päan auf der Harfe der Windsbraut singt. Nun denkt er sich diesen Gewaltigen, wie er oft als ein Knabe mit Disteln spielt, jezt ihn feierlich wie Chorgesang, prächtig wie Orgelsturm hallen hört, und um so ungebändigter strebt des Dichters Herz dem Orkan entgegen, denn "noch bin ich ein Jüngling, Stärk wie der Sturm und frei wie er„ schließt er seine Ode. Des Dichters Lieder sind viele gar hold und sanft wie das Erwachen im Frühling, und oft trübe und lieblich wie die letzten Stunden des Herbstes, wovon er im diesjährigen Schillerschen Allmanach die treflichsten Proben abgalegt hat. Wer sollte nicht neuen Muth gewinnen durch das Lied "des ädlen Selbstermuthigung,„ wo der Geist sich ermannt, seine Freunde und sein Gutes in der Natur aufzählt, und mit dem vollen Blicke zum höheren Vaterlande ausruft: "Sey Weiser, Mann und Held!„

Wir glauben, einen Blick in die Künste gewagt zu haben, der uns ihren Einfluß auf die Humanität nur zu sichtbar zeigt. Der tiefe Denker Fichte hat in seiner Verbesserung über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf das Wohl der Menscheit, Rousseau

hinläng-

hinlänglich widerlegt, und zugleich dargethan, wie nothwendig sie zum Menschen gehören. Rousseau sezte allerdings etwas voraus, was nur Ausbildung geben kann. Er sehnte sich nach Ruhe von aussen und innen, und wozu? zum Nachdenken über seine Bestimmung und seine Pflichten. Und dies kann doch nicht ohne Cultur geschehen. Hiezu gehört nothwendigerweise das Herausschreiten aus dem Stande der Natur. Fichte sagt sehr richtig: so gewis der Mensch ein Mensch und kein Thier ist; so gewis ist er auch nicht bestimmt, in diesem Zustande zu bleiben. Je mehr die Vernunft ihre Herrschaft bereiten wird, desto weniger wird der Mensch bedürfen. Der Mensch muß seine Freuden in Thätigkeit suchen. So soll das schmerzhafte, das mit dem Gefühle des Bedürfnisses verbunden ist, uns zur Thätigkeit reitzen. So gehören denn alle Geschicklichkeiten dazu; und dieser Erwerb der Geschicklichkeiten macht ja die Cultur aus. Es fehlte denn Rousseau, indem er mit Fichtens Worten Energie des Gefühls hatte, und weil das Gefühl nie irrt, darnach urtheilte, aber vergaß, daß die Urtheilskraft irrte, indem sie ein gemischtes Gefühl für ein reines aufnahm. Möchten wir Deutschen doch mehr Künste und Wissenschaften aufmuntern, unter Göttern wandeln können, und die ausser uns erschaffenen

Ideale wieder zu den unsrigen hinüberziehen! Meisselt denn auch kein Deutscher Laokoons und Amphions Gruppen, und tödteten wir die ganze Götterwelt, so möchten wir mit Hemsterhuis unsre Artisten auf den Teufel verweisen, den er für einen Gegenstand der neuen Kunst hält. Zwar scheint er sich selbst zu widerlegen, indem er meint, die neuen Artisten hätten etwas von den Centauren und Satiren entlehnt, was auch wir behaupten. Die Zyklopen und Furien dünken uns aber nichts besser wie unsere Teufel zu seyn. Aber weil wir alles verschlingen, die Künste aller Nationen mit gierigem Auge umfassen, so dürften unsre Künstler doch genug komponiren und neue Ideale erschaffen. Vielleicht steht unser Schönheitssinn auch für nichts weiter mehr offen, weil wir in jedem Bilde und jedem Gemälde tausend Aehnlichkeiten mit dem und dem Kunstwerke finden; folglich ein reines Ideal vielleicht nie als ein reines Ideal betrachten können. Wie viel! wie viel fehlt uns noch von der schönen Seite, und wir finden bey dem Zeitverderben, daß man ohne Schönheit doch nicht zum guten gelanget. So bedürfen wir alle Anstrengung, die Künste leben und gedeihen zu lassen. Die Griechen, sagt Hemsterhuis, hatten bey ihren körperlichen Uebungen, ihren Bädern, ihren Festen, unaufhörlich ädle Figuren vor den Augen, deren

Schönheit sich immer noch mehr durch die Uebungen und Bäder vervollkommte. Sie ahmten darum so wenig nach. So wenig bey unserer Art Aufklärung dies einzuführen wäre, weil uns ganz sonderbare Arten von Dezenz eingepflanzt sind, und wir augenblicklich das unschickliche finden, welche Bemerkung wir leider bey der Herausgabe der Göthenschen Elegien in den Horen bestätiget fanden, so sehr sollten wir uns bemühen, daß Landstraßen und große Städte mit idealischen Figuren besetzt würden. Alles greift in einander, Körper und Seele. Zur Humanität muß alles umfaßt werden. Auf dem halben Wege verirren ist schlimmer, als gar nicht ausgegangen seyn. Entweder Mensch oder weniger als Thier. Halbmenschen gehören zu den Ungeheuern wie Spinxe, Drachen und Teufel. Schon Homer sagte: "das mittelmäßige gefällt Göttern und Menschen nicht!" Die Alten liessen es sich nicht verdrießen, Tempel zu beginnen, wozu die Kräfte mehrerer Generationen gehörten. Wußten sie doch, daß sie ein Werk unternommen und unterstützt hätten, was des Andenkens der Nachwelt werth sey. Der Mensch vermag viel, wenn er beym ersten Ausgehen schon das eine Ziel vors Auge hielt, und nun mit festen Blicken es verfolgte, bis die Fackel seines Lebens erlosch.

Siebentes Capitel.

Ueber die Fortschritte der Humanität bey den verschiedenen Nationen.

Der Punkt, in welchem jede Nation stand, als sie blühete, ist vielleicht eine der schwersten und eine der weitumfaßensten Aufgaben. Da ich es hier mit einer Kritik zu thun habe, darf ich allein Gesichtspunkte angeben, aus denen jede Nation betrachtet werden muß. Um die Befugniß meiner Gesichtspunkte darzuthun, nahe ich mich freilich dem unabsehbaren Felde der Geschichte. Indes bedarf es auch nur der Hinzeigung auf die Belege, und jeder, dem es mehr als um Zeugnisse zu thun ist, muß ihre Zeugen selbst abhören, und nun mit philosophischem Scharfsinn abwägen, ob unsre Kritik unpartheiisch und wahr verfahren sey. Der oberste Grundsatz, aus denen die Fortschritte der Nationen in der Humanität beurtheilt werden sollen, kann nicht anders lauten, als jener der Humanität selbst; "Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft.„ Entweder die Nationen vernachläßigten eine oder beide

oder keine. Die Menschen konnten ja nie aus ihrem Vorstellungsvermögen herausgehen, und was sie auch abgeschmacktes und was sie auch seltsames erfanden und formten, geschah es immerhin nach den Gesetzen ihres Vorstellungsvermögen, und sie dienten einem oder anderem Vermögen oder liessen sich von ihnen bedienen. —

Nach langer Beobachtung und vielseitigem Hin- und Herforschen getraue ich mir, folgenden Satz zu behaupten und auszuführen: daß von allen Nationen in der Welt keine einen so entscheidenden Charakter in der Humanität an sich trage als die Griechische und Deutsche. Man vergesse bey dieser bestimmten Angabe folgende Erklärungen nicht. Einmahl soll hiedurch nicht gesagt werden, als hätten diese beiden Nationen große und grössere Fortschritte als irgend eine andere in der Humanität gemacht. Zweitens, als wären manche der übrigen Nationen gar nicht forwärts gegangen; drittens, als gäbe das den Griechen und Deutschen einen bestimmten Werth, daß das Einschlagen ihres Weges in der Handlungsweise sich richtig angeben lasse. Diese drey Erklärungen, zu denen ich mich wegen Mißverständnisse gezwungen fühle, folgen auch schlechterdings nicht aus meinem obigen Satze. Diese beiden Nationen werden mich vorzüglich beschäftigen, und ich werde zugleich Gelegenheit finden, von den übrigen bekanntesten Nationen zu reden.

In einer Kritik über Nationen muß alles, was auf eine Nation Einfluß hat, angegeben werden, und das sind: Clima, Erziehung, Sprache, Religion mit ihren Festen; Kriege, Regierung, Geschäfte, Nationalbekanntschaft, Sitten und was aus diesen wieder entsteht, Helden und Weisen. Ich muß gestehen: es fällt mir unendlich schwer, mich nicht durch Dichter und tausend ädle Züge einzelner Menschen einer Nation hinreissen zu lassen, um der Kritik und nicht dem Drange meines Herzens zu folgen. Ja ich füge hinzu, eine Kritik der griechischen Nation in Rücksicht ihrer Humanität zu schreiben, ist mit eben so wehmüthigen Gefühlen verbunden, als auf dem Richterstuhle über eine Geliebte zu urtheilen, die man mancher Laster beschuldiget, wiewohl diese nur aus ihren zarten, weiblichen Schwächen herrühren. Ueberdem müssen alle vorzügliche Menschen einer Nation so lange in den Hintergrund treten, bis wir das Volk kennen gelernt, da wir nicht die Humanität der Erdengötter sondern der Nationen ans Licht stellen.

Nationen, älter als die Griechen, wie die Chaldäer, Egyptier, Phönizier, Babilonier, Perser, Meder, Sirier, Ebräer, die zwar mit in die Zeiten der Griechen hinein laufen, theils aber schon verblüht waren, und theils in deren ersten Zeiten verblüheten, scheinen uns so

unwillkührlich mehr und minder bald dem Barbarismo, bald den zufälligen Ergiessungen des Herzens gefolgt zu seyn, daß man ihre Handlungen fast keine freie Handlungen nennen kann. Bedürfniß und Instinkt brachten das mehrste hervor. Kurz, die Natur blieb ihr Vormund, weil sie nie in das Alter kamen, um sich selbst vorzustehen. Auch ist ihre Geschichte eben so dunkel wie sie selbst sind, und wir blicken nur unleserliche Ziffern, Monumente, die das graue Alterthum mit Moos bepflanzt hat, daß wir beynahe nichts mehr von ihnen sagen können, als: Diese Denkmahle beweisen, hier lebten Menschen! Wenn auch eine Semiramis oder ein Zirus als erhabene Menschen auftreten, so scheint es uns, als wären wir ins Land der Feerei versetzet, und die Menschen flatterten aus unsern Händen, wenn wir sie haschen und unterscheiden wollen. Ihr Himmel, ihre Heerden, unter denen sie nur lebten und webten, trieben sie in dunklen Ideen umher, daß nicht mahl der Anfang zur Humanität gemacht war, weil sie entweder roh blieben oder einen zarten Sinn fürs Schöne erhielten, der uns diese Menschen zwar liebenswürdig genug macht, aber ihnen zugleich als freie Menschen einen geringen Werth giebt. Sie lebten als Kinder und starben als Kinder; ihre Thaten waren durch natürliche Bedürfnisse erzwungen, und weiter

reichten

reichten sie nicht. Hier ist nicht mahl ein Versuch, selbst zu handeln, alles scheint durch die Natur gegängelt zu seyn. Zwar spielten die Ebräer eine Rolle, und ihre fernen Brüder, die Juden, sind freilich als Humanitätsanwerber zu betrachten. Aber, wenn wir die ersten Zeiten eines Abrahams, Moses und zur Noth eines Davids vergessen, von denen wir die Worte Herders gerne gelten lassen: Ihre Worte sind Perlen aus der Tiefe des Meers, und je umfassender ein Volk die Kraft Gottes sieht, desto regsamer wird auch der Ausdruck davon seyn, so drängt sich ein trauriges Geständniß über sie auf. Bey ihnen drehte sich ja alles um die Theokratie. Gott sprach, im Nahmen Gottes geschah alles; sie entsagten der Natur und entsagten aller Vernunft, der Buchstabe ist das Gesetz — stimmt es noch mit den Zeiten zusammen? das gilt ihnen gleichviel! sie sind also wie der Verstand, der blos das Gesetz giebt, mithin stehen sie unter aller Humanität. Und so appellire ich an die Kenner des ganzen alten Testaments und an die Zuschauer aller Juden, die jezt noch leben. Mag denn in einem Aufsatze von Velthusens Magazin vorigen Jahrs gesagt werden: "daß zur Annahme eines einzigen Gottes die größte Cultur gehöre,, — wir können sie den Juden nicht zueignen, wiewohl das in Hinsicht des Herzens auch noch gar kein Gewinn wäre.

Moses konnte nie seinen Zweck erreichen, wenn sie nicht schlechthin sich von allen Völkern abgesondert hielten, und das konnte nur durch den Glauben an einen Gott geschehen; wiewohl dies nie bis zur Gefangenschaft in Babilon ganz erreicht ward. Wir sprechen vom Volke; nicht von David, Debora, Jesaias noch Ezechiel noch Amos noch Nahum. Die Juden sind alles, wenn sie nur dem Buchstaben folgen, und können die größten Büberelen begehen, wenn sie nur kein Bild anbeten. Hiemit wird keinesweges behauptet, als wären nicht unter ihnen gute humane Menschen, aber wahrhaftig nicht durchs Judenthum, sondern durch den Umgang mit andern Völkern, und den inneren Sinn fürs Gute, da sie jezt kein Volk mehr für sich, sondern nur eine Religion für sich ausmachen. Bis zur Zerstöhrung Jerusalems blicken wir vom Ausgang aus Noahs Kasten das kalte buchstäbliche, das inhumane Volk, da es auch keine Menschen wie Juden anerkennen will. Und wenn Moses 5 Buch Mosis 31, V. 28. auch sagt: Wie Regen fliesset meine Lehre sanft, Es träufle mein Wort wie Thau, wie Regen auf das junge Grün, Wie Thau auf Pflanzen triefst, so rührt dies nur seine Aedlen, das Volk klebt an dem Buchstaben, und ein Orpheus mildert keinesweges ihr ungeschlachtes Wesen. Und wenn Herder so göttlich

singt:

singt: Stimme der Vorzeit, Wo kömmst du her; du Stimme aller Zeiten Wo gehst du hin? u. s. w. Gebrochne Züge der Gedächtnißtafel Uralter Welt Seyd heilig mir! Ihr gabt welch einer weiten Erd Religion und Schrift, so denkt er an die Ebräische Poesie; aber wir hoffen nicht, daß er diese mit dem Volke vermischt — so erfinderisch war kein Volk in Norden; so unbarmherzig kein Volk; so unbiegsam kein Volk! Aber das alles weder aus Grundsätzen noch aus Gefühl, sondern aus Glauben und Schwäche. Moses schickt Kundschafter nach Canaan. Diese beschreiben die Einwohner fürchterlich. Das Volk weint die ganze Nacht, und will lieber in die Sklavschaft nach Aegypten zurück. Feigheit erzeugt mit Glück Tiranney und Unmenschlichkeit. Das Gesetz, meinen sie, befiehlts; ihre Hütte, ihre Bundeslade, ihr Vorhang zerreist nicht. Auch ihre Lobgesänge nach Zion und bekränzen sie sich selbst mit Blumen, sind nicht eines Evoerufes werth, denn es sind nur Ausdrücke ihrer Härte und ihres Stolzes. Nein! wir wenden uns weg von diesem Volke, so sehr wir ihre Weisen lieben, die über den Buchstaben durch den himmlischen Genius hinweggerückt stehen.

Bey der griechischen Nation ist alles merkwürdig und dient alles dazu, sie in jeder Periode der Welt-

geschichte als ein wirkliches Phänomen zu betrachten. Es ist der Pflanze nicht gleichgültig, auf welchem Boden sie wächst, und Wieland darf eben so wahr wie schön sagen: Die gemilderten Erdstriche sind die besten Pflanzgarten für schöne Begriffe. So war das griechische Clima unstreitig ihrer Weise zu empfinden und zu denken am angemessensten. Die Schriftsteller schilderten uns Griechenland als einen romantischen Theil der Erdkugel, wo sanfte Lüfte wehen und ein balsamischer Duft von den Orangewäldern über die Fluren sich ergießt. In den Reisen des jungen Anacharsis ist Athen mit seinen lieblichen Flüssen und Alleen so reizend geschildert, daß man wähnt, an dem ruhig fliessenden Zephissus zu gehen, und mitten unter den frohen und heiteren Griechen eine Fülle von einfacher Bilder zu erhalten, die dieses Volk so einzig auszeichnet. Nie züchtigen ausdörrende Nordwinde jene Gefilde; nie gefrieren die schilfichten Ufer; nie versengte die Sonne ihre Fluren. Besonders zeichnen Attika, Arkadien und selbst die Insel von Naxos sich so sehr aus, daß man verlernen möchte, anderswo zu leben. Ein ewig heitrer Himmel lächelt über ihnen, so daß diese reinste Luft das Leben der Menschen ungewöhnlich verlängert, und wenn auch ein Gewitter in seiner ganzen Majestät die Ufern erhallen macht, so kehrt nach

dem

dem gesegneten Regen der holde Frühling wieder zurück. Freilich ist das Clima in diesen Ländern sehr verschieden, was wegen der Ebenen, Berge und des Meers nicht anders seyn kann; aber dennoch kennen diese seligen Bewohner im Ganzen nichts als eine aromatische Luft, und die himmlische Bläue bleibt ihnen, welche den Horizont in einen Ring einschließt. So sehr z. B. Naxos von wilden Stürmen beunruhiget wird, geniessen die Heerden und ihre Hüter doch einen immerwährenden Frühling in den weiten Thälern, die durch die Felsen beschützet sind. Wegen ihrer glücklichen und lachenden Gefilde, die von stürmischen Küsten umgeben waren, bannete man dahin auch die Zyklopen. Pommeranzen:, Oliven:, Feigen: und Oelbäume beschatten in Alleen und Wäldern, Attikas und Arkadiens beste Gegenden. Balsamisch strömt den Bewohnern Leben und Freude durch jeden Odemzug entgegen, und die ganze empfindungsvolle Natur legt einen Reiz über das Ganze, daß der Grieche mit Recht seinen Antheil einen Paradies nannte, obgleich er darunter nichts anders wie wir unsre Gärten verstand, wiewohl, in Verhältniß mit den unsrigen, es wie ein ausgesuchtes Land schien, das irgend einer der Götter sich zum Wohnplatz auf dem Erdball ausgesucht und angepflanzt hatte. Arkadien bringt nach dem Zeugniß des Plinius

fast

fast alles hervor, was die Natur auf irgend einem Fleck schönes und reitzendes erschuf, daher auch die malerischen Schilderungen dieses treflichen Meisters. Der Eurotas benezt mit seinen tausend Quellen, die von Bergen herabstürzen die Fluren in sanften Verschlingungen. Argalidien, die erste Provinz, wo die erste fremde Colonie des griechischen Volks sich niederließ, und als die Wiege Griechenlands zu *betrachten* steht, liegt zwar am Meer und ist von Bergen umgeben, wo Herkules über die ungeheure Hydra, Lerna genannt, triumpfirte; aber Thäler und fruchtbare Ebenen zaubern das Feenland hinein. Aus diesem allen erhellt, daß das griechische Volk schon durchs Clima, schon mit der Geburt in die Empfindung aufgenommen ward. Alles zieht an; alles besiegt mit seinem mächtigen Zauber das Wesen, das Sinne besitzt, um Eindrücke aufzufassen. Und wir werden finden, daß die Griechen ihre Fortschritte in der Humanität unbedingt von einer Seite erworben haben, in wie ferne die Sinnlichkeit, auf das herrlichste ausgestattet, zu ihr gehört. Wir werden finden, daß die Verschönerungen, diese unbeschreibbare Einfachheit der Gefühle, diese Einheit und Reinheit der Empfindungen bey keiner Nation in diesem Punkte weiter gediehen ist. Die Natur hat, wie wir sehen, also vieles geleistet. Ihr

heiterer

heiterer Himmel, ihr Ambrosia, ihre Wildheit, die mitten in sich den Schoos der tiefsten Ruhe trägt, ihre Mannigfaltigkeiten aromatischer Früchte und Formen, der Bäume und Pflanzen, konnten nicht anders denn sanfte Eindrücke bewirken; mußten immerfort aufs neue das Wesen zur Natur zurückziehen, gewannen den mächtigen Zug über jedes Leben, hielten, mit gefälligen Schlingen jeglichen fest, und so seiden ihre Fessel auch waren, wagte es doch keiner, sie zu zerreissen; denn es läßt sich besser unter Pappeln und Rosen schlafen, froh und fröhlich bleiben, als im Lande der hungrigen Spekulation nach Frieden haschen.

Die Griechen haben alles geleistet, in wie ferne die Sinnlichkeit, aufs höchste gebracht, Humanität bewirkann, und das folgt auch aus ihrer Erziehung. Es ist überhaupt schwer, im Allgemeinen über die Griechen zu sprechen, eben so, wie über die Deutschen, weil unter beiden Völkern es viele kleine Staaten, abhängig und unabhängig, giebt und gab, die doch immer um etwas ihre besondern Gebräuche und Weise in Erziehen, Regieren und Handeln behalten; aber dennoch blickt ein Hauptprinzip, sowohl unter den griechischen als unter den deutschen Völkern hervor, das sich einigermassen angeben und auf welches das andere sich konzentriren läßt. So ist es auch bey den Griechen — weil

alles

alles sich auf die Vergöttlichung, also Reinigung und Zartheit der Sinnlichkeit bezog, behandelte man sie auch in der Erziehung. Zenophon, Hippokrates, Plato, Plutarch, haben die Nachwelt ziemlich damit bekannt gemacht. So wie das Clima sie zur Natur zog, alles blühend und schwanger von Früchten erhielt, so suchten auch die Griechen ihre Söhne und Töchter, der Natur zu erziehen. Deswegen lebte der *einige* Freiheitsgeist in ihnen, athmete alles nur Freiheit, um in ihrem süßem Vaterlande, was ihnen durch die Geburt von der Natur zugeschrieben war, freundlich leben zu dürfen. Dem Griechen war auswärts nicht wohl; seine Feigen, seinen Most, sein Oel mochte er essen; unter seinen Pappelbäumen sich die Schläfen kühlen lassen. Um nun dieses gelobte Land nie zu verlieren, so erzog man die Jugend in der Natur. Unter ihrem heitren Himmel, wo jeder Augenblick neues Leben schuf, mußten sie ihren Körper gebrauchen *lernen*, ringen, wettkämpfen, laufen, den Diskus schlagen, mit leichten Wagen aus den Schranken nach dem Ziel jagen, um Herr über das Thier und Beschützer seines Vaterlandes zu seyn. Ihre Wissenschaften bestanden nur in einiger Kenntniß der Natur, des Laufs der Gestirne, des Nutzen der Pflanzen, Früchte, und Bearbeitung des Ackers. Ueberdem sang man ihnen, mit der Leier

begleitet,

begleitet, die Heldenthaten ihrer Vorfahren nach Homer und Orpheus vor. Jeder Grieche konnte ganze Rapsodien rezitiren, so wie es jezt noch die Italiener mit Petrarch und Tasso treiben. Diese himmlischen Verse, wo unmittelbar Anschauungen in Zeichen gebracht waren; die zugleich den Jüngling entflammten durch das Vorbild seines Ahnen; die mit Ausdruck, Feuer, lebendiger Gestikulation vorgetragen wurden, mußten nur Natur und Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit einflössen. Gesang war beynahe das ganze Leben des Griechen. Den Mädchen gönnte man ebenfalls die freie Luft. Auch sie mußten tanzen und springen; doch webten sie auch zwischendurch Wolle und Seide. So strenge wie die Spartaner in ihrer Erziehung sich an Nachtwachen und einfache Kost gewöhnten, so war es doch nur eine Familie, und ihre strengsten Uebungen geschahen unter freiem Himmel, damit sie jede Freude an die Natur, an ihre Natur, ihre Muttererde, knüpften. Die Götter mußten sie achten und ihre Eltern achten. Undankbarkeit ward als das höchste Verbrechen geahndet, weil, wie Plato sagt, der Undankbare die Götter verachtet; und der die Götter verachtet, nicht werth ist in der Gesellschaft zu seyn. Auch gaben die Alten und Weisen sich gerne mit der Jugend ab; sorgten dafür,

daß sie ihre Muttersprache konnten, so daß nie eine Nation im Durchschnitt so gut ihre Muttersprache gesprochen hat, wie die griechische. Ihre Gesellschaften wechselten mit energischem Scherze ab, bis am Ende die Weisen Geschichten erzehlten, und ein Tanz und ein Gesang von vorigen Helden, oder einem Gotte zu Ehren, das in ein volles Chor ausbrach, die Tafel beschloß, wodurch sie in süßen Lebens-Rausch gezogen wurden. Man sorgte für eine gewisse Dezenz, die unbeschreiblich weit ging, weil die Zartheit der Sinnlichkeit auch durch die mindesten Ausbrüche der Unsittlichkeit leidet, und mit der Röthe, die ein verschämtes Mädchen die Wange bestiehlt, gleichsam die erste Knospe schon entheiligt ist. Bey allen ihren Tummeln und gymnastischen Uebungen und Durchforschungen der geheimsten Winkeln ihres Landes, um ihren Feinden den Eingang zu verhindern, hielte man doch sehr auf Anständigkeit in Mienen und Worten. Alles war aber öffentlich, und ihre Pädagogen, oder was wir sehr falsch Erzieher und Lehrer nennen, waren nur Sklaven, die darauf sahen, daß sie sich nicht schadeten und ihnen hülfreiche Hand leisten mußten, was Kammerdiener und Wärterinnen bey uns beschäftiget. So war alles auf Verschönerung des Körpers, auf die Wollust des idealischen Lebens, auf den schwelgerischen

Genuß

Genuß der Natur angesehen. Dies fehlte ihnen denn auch nicht, da sie, von Schönheit umgeben, sich von dieser Schönheit nicht zurückhielten. Die Natur, ihre Natur, sollten ihnen alles seyn; deswegen freueten sie sich nach einem Siege im Kampfe und Laufe über einen Palmzweig und Eichenkranz mehr als wir über goldne Dosen und Degen mit Brillanten besetzt, denn die schöne Natur hatte es ihnen ja blühen und reifen lassen. Dichterisch lebten sie und dichterisch wurden sie erzogen, deswegen äussert Plato auch in seiner Republik, daß man von der zartsten Kindheit an auf die ersten Eindrücke sehen müßte und dafür sorge, ihnen die Empfindung des Homers und des Hesiodus einzuflössen; daß man sie den Tod verachten lehre, wenn sie nur in dem Schooße ihres Landes schlafen und ins Elisium übergehen dürften; daß der Tod kein Uebel sey, wie Sokrates bewies; daß sie alle Witterungen und die schmalste Nahrung ertragen lernten. Der berühmte Hippokrates wies in allen seinen Lehren beständig auf die Natur hin. Sie sollten bey Zeiten die Kinder mit der Physik bekannt machen, damit sie den Einfluß des Climas auf den menschlichen Körper, die Mannigfaltigkeit des Wassers, der Nahrungsmittel kennten; überhaupt alles, was die animalische Haushaltung befördern oder hindern könne. In ihren Sitten und

Geschäften mußte man auf Reinheit halten, besonders für einen gesunden Körper sorgen; weil ohne den gar keine Tugenden des Geistes, und zum mindesten nicht die heroischen ausgeübt würden. Sie mußten reden mit Sanftmut; hören mit Aufmerksamkeit, um Zutrauen zu gewinnen und Ungeduld zu besiegen. Mehr und minder ward dies alles an der Atheniensischen Jugend vollzogen, und wir glauben, auch durch die Erziehung dargethan zu haben, daß die Sinnlichkeit der Griechen bis aufs höchste ins reine gebracht ward. So anziehend und liebenswürdig dieses Volk uns bleibt, und wir übrigen nur mit wehmüthigem Auge dieser Unschuld, dieser Natur nachsehen können, darf es doch nie als das Ideal der Humanität aufgestellt seyn. Es ist idealisch in der einen Hälfte; aber indem es diese als unsterbliches Ideal der Weltgeschichte einverleibt, trit es mit der anderen Hälfte in das tiefste Dunkel zurück. Schon die Erziehung der Griechen lehrt uns, daß sie alles auf Empfindung, wiewohl auf die allerreinste, auf die Empfindung der Natur, also ohne Schminke — berechneten; darum sie auch Erfahrung beständig der Theorie vorzogen, und ihre tiefsten Betrachtungen in liebliche Bilder der Sinnlichkeit oder vielmehr der Anschauung kleideten. So gewiß es ist, daß der Mensch nie human wird, wenn

er nicht wenigstens in einem gewissen Grade diese Einfalt des Herzens besitzt, und die höchste Stuffe der Humanität erreichte, wenn er in Rücksicht der Vernunft das zugleich leistete, was er als Grieche in der Sinnlichkeit war, so gewiß bleibt es auch, daß der Mensch nur als durch Sinnlichkeit idealisch, zur Natur gehört, und als freier Mensch sehr, sehr wenig ward. Ihn leitet die Schönheit. Er wird demnach mehr gezogen als er selbst handelt. Zwar sind diese Fessel sanft und lieblich; aber das freie Selbstergreifen, die Gottheit, die über die Natur erhaben, der eigentliche Schöpfer, steht nicht als das majestätische Gebilde da. Dieses Bekenntniß drängt mir die Vernunft ab. Aber man vergesse nicht den Ausspruch Jesu: "Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen„; so ergriffen die Griechen den alleinigen Weg, sie waren das, was sie waren, ganz, und darin unendlich groß; aber sie wurden nicht, was sie werden sollten! —

Auf den Menschen wirkt die Religion und was mit ihr verbunden ist, Gottesdienst und Feste. Und was wirkte da die Griechische? Hesiodus macht uns schon mit der Götterlehre bekannt, und Homer bringt gleichsam die Offenbahrung den Griechen vom Olymp herab. Homer war überhaupt den Griechen alles;

gleichsam Gesetzgeber wie er ihnen Hohepriester war; das was Moses nur den Juden seyn konnte. Ein Volk, das Natur allein kannte und seyn wollte, sah alles belebt; umfaßte alles mit kindlicher Fülle der Freude, schmeckte beynahe mit Augen und Ohren — die unermeslichen Schönheiten, die mannigfaltigen Schauspiele der Natur; das wechselseitige große und sanfte; ein Gewittersturm; eine Sommernacht im Mondesstrahl, der durch die lispelnde Pappeln und Orangen blinkt — ach! ich verliere mich in die lizischen Haine, wie Winkelmann von sich sagt — was mußte das für Eindrücke auf eines Griechen Herz gewehren? Die Natur war größer wie sie; aber ihre Lieblings-Neigungen, ihre einzelnen Züge fanden sie, obgleich vereinzelt, in den Blumen und Früchten und der Witterung und den Sonnen wieder — so an Umarmen und Lieben gewöhnt, umarmten und liebten sie die ganze Natur, sahen Leben und Gedanken. Alles war mit Geist belebt; darum ihre süßen Träume der Genien, der Verwandlungen von einer Blume oder einem Thier, wie auch Plato und Sokrates erwähnen, in ein anderes, nachdem man gute und böse Gesinnungen im Busen trug. Aber ihre Götter waren nur erhöhete Menschen; zwar grösser wie sie, aber den Schwächen des Herzens unterworfen, von Feindschaft und Liebe, und was diese

in Mishelligkeiten nach sich zieht, von Rache und Misgunst geneckt und gestraft. Mit den Menschen in so naher Verbindung konnten die Schicksahle dieser Erdbewohner ihnen nicht gleichgültig seyn; die Götter theilten sich zwischen den Trojanern und Griechen — wer konnte nun noch ohne einen Gott oder eine Göttin heroisch seyn: Juno oder Appollo oder Neptun ist mit dir! riefen sie sich zu, und so verlor der kühnste Hecktor den Muth, als Achilles mit Götterkraft auf ihn eindrang. Ueber jede Freude, über jeden Vorfall im menschlichen Leben, über Leben und Tod steht eine eigene Gottheit — Ihr gehören Opfer und Gebete, wie man von menschlichen Gönnern und Geliebten sich so ihre Gunst erfleht. Jeder Grieche hat seinen Genius mit sich, und wer sich gewöhnt ihm zu gehorchen, hört ihn im ersten Augenblicke wie Sokrates von dem seinigen bekannte. Die ganze Natur war ihnen beseelt uod wo sie auch wandelten, und wo sie auch ruhten, da lebten und webten sie in irgend einem geheiligten Haine oder Thale irgend eines Gottes. Ihre geheimsten Thaten wurden also im Angesichte der Götter gethan, und sie bekannten deswegen auch ihre schlechtesten Handlungen, weil sie nie ohne Zuschauer wirkten. Viele Götter musten sie haben, denn ihre Anschauungen vervielfach-

ten sich ja so sehr, und ihre Gefühle äusserten sich so mannigfaltig, aber so wie alle Gefühle in ein Herz zurükkehren und aus einem Herzen kommen, so hatten sie nur eine Aphrodite; und so, wie alle Gedanken und Ideen aus einem Kopfe kommen, so hatten sie nur einen Zeus, der gebietet — er bewegt seine Augenbraunen und der Olymp erbebt; aber diese Falten glätten sich durch das *holde* Lächeln Aphroditens, und so schweigt die Vernunft, wenn das Herz durch alle Röhren der Empfindungen und der Sympathie spricht. Ich behaupte, daß der ganze griechische Geist in ihrer Göttergeschichte liegt, und je mehr man diese studiert, desto mehr macht man sich ihn eigenthümlich. Kein Volk hegte die glühen- und anhaltenden Empfindungen für ihre Götter als die Griechen und das aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie glaubten, ohne sie nichts bewirken zu können; weil alle ihre Empfindungen mit den Göttern aufs innigste verwebt waren, weil Paphos der Göttin der Liebe, Olymp der ganzen Götterwelt, Eleusis der Ceres, Creta dem Zeus geweiht, und so kein Platz war, wo man nicht eine göttliche Person verehrte. Diese Ehrfurcht und Liebe beharrte bis auf die lezten Zeiten unter den Griechen. Selbst da die Sophisten alles verschlangen,

die Geheimnisse in Eleusis und zu Delphi beynahe für Mährchen angesehen wurden, wuste man nicht, dem Volke den Schleier wegzuziehen, selbst Sokrates hegte die innigste Ehrfurcht für sie. Er wollte nicht fliehen, denn man muste den Gesetzen und den Göttern gehorchen. Sie hätten das Leben der Menschen in den Händen und die Obrigkeit sey ihre Verwalterin; ja selbst, wenn diese Richter schlecht und schändlich urtheilten, müste man in ihnen den Göttern gehorchen. Die Religion der Griechen konnte auch nie die Veränderung leiden wie bey andern Völkern, deren Religion auf dem Verstand beruht, weil die Empfindungen mit den Dingen ausser uns zusammenhängen, immer wiederkehren, und wenn man nun sein Herz wie die Griechen für Gefühle offen hält, beständig auf die nehmliche Weise ergriffen wird. So wie Christenthum auf ihren Boden verpflanzt ward, hörte das Herz auf zu wirken, der Verstand taumelte in Spekulationen und wo sind die Griechen geblieben, was ist das für ein Volk, das jezt Paphos und Cnidus und Athen bewohnt? — Zu empfindungsvollen Menschen wurden die Griechen auferzogen, und dahin wirkte auch ihre Religion. Ein solcher Enthusiasmus läßt sich gar nicht weiter denken. Gellius erzählt in seinen attischen Nächten,

daß Sokrates oft halbe Nächte in unverrükter Stellung völlig vertieft und wie in Entzückungen vergessen, gestanden habe, bis die aufgehende Sonne ihn grüßte. Der Gottesdienst bestand auch eigentlich, wie Meiners sagt, nur in einem Drama. Man predigte und erläuterte nichts, man wirkte nur aufs Herz, auf Gesinnungen, die allein durch Gefühle entstehen, und bediente sich dazu schauerlicher Haine, Auftritte von fürchterlichen und lieblichen Naturszenen, schmelzender Musik und heiliger Gesänge, wie Eleusis, Delphi, die Feste dem Bachus, dem Zeus und der Aphrodite zu Ehren beweisen. Die meisten Mysterien hielte man zur Nachtzeit, weil alle theatralischen Vorstellungen den tiefsten Eindruk und die größte Täuschung im Dunkel erregen, das durch den mystischen Schein der Kerzen und Lampen in den Gewölben und Gängen und durch die schicklichste Austheilung des Lichts und Schatten erhöht ward. Hier stellte man durch den Hierophanten den Ausleger der Geheimnisse mit Simbolen der Sonne und des Mondes, den Tartarus dar, wo nach dem Virgil Phantome und Gespenster in den Finsternissen umher irren; schrekliches Geschrei und Gewinsel durch die dunklen Pforten erhallt; Furien hausen, welche die Schuldigen geisseln, und diese Vorstellungen dienten darzu, wie

Pindar

Pindar sich ausdrückt, "die Götter zu achten, gerecht und dankbar zu seyn.„ Herodot bemerkt, man sey nach dem Tempel der Zeres in Eleusis so hingestürzt, daß im persischen Kriege 30,000 Andächtige sich einweihen lassen wollten. Und so blieb es bis zum Untergange der heidnischen Religion. Selbst Cicero nennt Eleusis heilig und ehrwürdig. Auch Plato sagt: die Seele würde durch diese Geheimnisse vom thierischen Leben abgezogen und zu den Göttern geführt. Nur mus man hier nicht die Vorstellungen von ihren Göttern aus den Augen lassen, um zu bemerken, wie sehr alles auf die Sinnlichkeit sich bezog. Die Begeisterung, welche dies Volk durch das Singen der Hymnen des Orpheus und des Homers erhielten, ist unbeschreiblich. Ihren Dichtungen kann man es auch nur zugestehen, daß manche für wahr hielten: Orpheus habe alles ins Leben und in Tanz gesezt, wie er seine Harfe berührte, und wie natürlich ist auch nicht das, da der Mythus sagte: Orpheus erhielte die Harfe von Apollo zum Geschenk. Um alle schreklichen Vorstellungen zu mildern, gesellten sie das Furchtbare zu dem Sanften. Sie sezten die Statüe des Todes bey der Statüe des Schlafes, sich zu gewöhnen, ihn mit eben der Ruhe und in eben dem Gefühle, wie den Schlaf, zu betrachten. Sie errichteten

richteten nach dem Zeugnis des Plutarchs der Furcht eine Bildsäule, um vor den Gesetzen Furcht zu tragen. Die Aussprüche, welche sie zu Delphi erhielten, waren ihnen eben so heilig, als irgend einem Glaubensgenossen seine Wunder und Aussprüche der Gottheit nur seyn mögen. Auch diese Orakel wurden mit grossen Feierlichkeiten, anstrengenden Vorbereitungen, furchtbaren Szenen und der Gegenwart einer fast rasenden Priesterin vollzogen, welcher es oft, nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, das Leben kostete. Welch ein Heiligthum blieben ihnen nicht die sybillinischen Bücher, um so mehr die Aussprüche fast immer eintrafen. Der Kritiker sizt allerdings bey diesen glüklichen Orakeln und spottet vielleicht des leicht- und abergläubischen Valkes und der abgefeimten Innhaber ihrer Geheimnisse. Was die Orakel betrift, so stand alles auf Schrauben, und man konnte sie auslegen wie man wollte, ohne unwahr zu reden. In Rüksicht des Betrugs kann man allerdings nicht leugnen, daß in den späteren Zeiten diese Kaste der Priester und Vorsteher jener Geheimnisse aus einem Gewebe feiner Betrüger bestand, aber in den noch glüklicheren und blühenden Zeiten Griechenlands unendlich viel auf die rege Phantasie der Griechen zu schieben steht. Die Priesterin folgte ihrer schwärmerischen

rischen Eingebung. Die Grabeshöhle, der benebelnde Dampf, das Geräusch um sich her, das Geläute der Glocken, wie bey den Eichen zu Dordona, die Kasteiungen, die Stimme, Stellung und das Flehen der Anfragenden, die Lage der Umstände bewirkten einen kühnen Ausspruch, der in abgerissenen, unverständlichen Worten gehört, und wieder nach einem ahndenden Vorgefühle des Anfragers aufgegriffen oder ausgelegt ward. Die Priesterin sank nun ohnmächtig hin, oder bezahlte ihre augenblikliche Gemeinschaft mit verklärten Geistern, durch einen plötzlichen Tod. Nun war der Glaube auch andrerseits so stark, daß der Grieche, im Fall eines schlimmen Ausspruches, wie von der Gottheit sich gelähmt fühlte. Alles nahm Theil daran, alles erlahmte oder fühlte Götterkräfte, so wie nun die Orakel, glüklich oder unglüklich, ausfielen. Es bemächtigte sich aller Gemüther, und man gab sich freiwillig darein, und verschmähte sogar der Hülfsmittel, die noch sich darboten, denn dem Schicksale kann kein Sterblicher ausweichen; um so mehr die Götter unter dem Schiksale standen. Selbst die Wahrsager, die Ausspizien, welchen Nahmen sie auch tragen mochten, geschahen nach Merkmahlen, an die der Haruspeks so gut glaubte wie der Befragende. Offenbahr scheint mir

mehr

mehr Vorurtheil, durch Schwärmerei und Erziehung immer tiefer eingesogen, zum Grunde zu liegen, als Betrug und Zeremonie. Wir finden auch hier unsern kritischen Satz begründet, daß für die Vernunft alles verloren, und hingegen für die Sinnlichkeit alles gewonnen war. Bey den Griechen wirkte immer reines Herz. Sie folgten einem Gefühle, das sie fast wider ihren Willen wegriß und achteten ihre Götter, selbst wenn man sich von ihnen mit den lächerlichsten Erzehlungen herumtrug; wenn auch Haepheston seine Gemahlin in ein künstliches Netz mit ihrem Geliebten umschlingt, wenn Zeus auch sich bald in einen Schwan, bald in einen Stier verwandelt, um seiner Liebe zu fröhnen, so hegten sie doch die religiösesten Gefühle für sie —

Die Sprache, Regierung, Geschäfte und Sitten der Griechen dienten dazu, ihre Sinnlichkeit auf den höchsten Grad auszubilden. Die Sprache der Griechen vereiniget Erhabenheit, Stärke und weibliche Milde. Dazu gehört der große Umfang von Wörtern, deren Biegsamkeit, deren Ungebundenheit, sie hie und dort hinzupflanzen. — Das genialische, mit und ohne Artikel zu reden, was Engel so sehr den Sprachen wünscht, das ähnliche ihrer Töne mit den Gegenständen, die sie bezeichnen. Man lese

Homer,

Homer, und schon hört mans am Gange der Verse, ob Ernst, Scherz, Liebe, Zorn oder Malerei in ihren Worten liegt. So ist sie gleich schön durch den Inhalt als durch ihr Colorit. Die Seele nimmt aber unbemerkt die Töne in sich auf, von welchen sie immer beschäftiget wird; schmelzt und verhärtet wie die italiänische und rußische Sprache. Die Leidenschaften werden durch die Worte gelockt, statt sie in harten Sprachen den Worten Feßel anlegen.

Persönliche Tapferkeit blieb immerhin das erste bey einem angesehenen Manne in Griechenland. Ihre Regierungen, die bald monarchisch, bald aristokratisch waren, wurden nie erblich. Freilich säete dis einen reichlichen Samen des Streits und der Kriege aus, aber man folgte seinen Gefühlen, und welchen die Musen begünstigten, daß er die Kunst verstand, seine Mitbürger zu entflammen oder zu überreden; oder welcher geschickt die Lanze und den Bogen zu führen verstand, der hieß Anführer, Feldherr, König. Nie lag das Ruder der Regierung in einer Hand, oder warf sich ein Pisistratus auf, so schüttelte man bald den Riesendespoten, und reinigte das Land von solchen eigensüchtigen Menschen. In Sparta, da fast immer Könige regierten, rathschlagte ein Rath zur Seite, und die Gesetze beruheten auf

dem

dem Willen mehrerer, und nicht auf dem eines einzigen. Freilich beruhte es auch hier, wie in allen Stücken, auf Entflammung und Begeisterung. Das Lebenvolle Volk versank nach seiner regevollen Seele in Wollust und Freuden. Ihre Tapferkeit war die Frucht einer Rede von Demostenes oder eines Feldherrn wie Agammenon oder des Feueranfachenden Anrufes eines Leonidas. So erklärt es sich leicht, wie sie in diesem Augenblicke ihren Führer fast anbeten, ihn kränzen, auf Siegeswagen ziehen, mit Hymnen begleiten, ihm Bildsäulen errichten und bald darauf durch ein öffentliches Scherben-Gericht aus dem Vaterlande jagen; dann in Noth wieder zu ihm schreien, abermahl kränzen, abermahl verweisen — für die Humanität üble Kennzeichen! wo ist hier Grundsatz, wo Ueberzeugung des Guten und sittlichen? alles Phantasie, alles die Frucht einer vorüberfliegenden Anschauung. Darum erfuhr die griechische Regierung auch immerwährende Revolutionen. Jeder Weise, jeder Feldherr berechnete auch alles auf das Herz, wirkte selten auf den Kopf. Ein Taumel machte unsterblich, wie die Becher am Feste des Bachus. Aber der Ehrgeitz der Griechen hatte eine weit ädlere Richtung, als der andrer Völker. Nicht Gewinn,

nicht

nicht bloßes Lob bewog ihn, der Lorbeer um seine Schläfen schlos ihn an seine Natur, und das Wonnegefühl beglükte ihn mehr, als der ganze Aufwand äusserlicher Ehrenbezeugungen. In keinem Lande wären sonst auch Gesetze, wie von Lykurg und Solon, durchgegangen, welche Vertheilung der Güter und Gleichheit der Ansprüche forderten. Und diese Uneigennützigkeit so vieler Griechen söhnt uns mit ihrer Undankbarkeit oft so sehr aus, daß wir nur das liebenswürdige Volk sehen. So war aber alles Folge der Sinnlichkeit. Jede kalte Betrachtung ging für sie verloren, und bewirkte schlechthin nichts. Ihre Sinnlichkeit fand auch ungemeinen Stoff darin, daß jeder Mann voll Muth sich die glänzensten Aussichten versprechen durfte; weil keiner die Regierung erbte, noch verpachtete, sondern, der heute seinen Pflugschar trieb, konnte morgen ein Schwerdt tragen. Es strömte heißes Feuer in die Adern, wenn einer der Mitbürger sich zum Feldherrn aufgeschwungen hatte, und jeder handelte, als wenn auf ihm das Wohl des Vaterlandes allein beruhe. So stritten 30 Löwen bey Thermopilä, und Xerxes muste mit einer Art rührender Bewunderung seine glänzensten Versprechungen abgewiesen sehen. Doch war Leonidas nicht allein König, sondern alle 30 trugen

Spartas Wohl im Busen, und ihr Blut dampfte wie Weihrauch auf den Schaarenweis' erlegten Feinden. Alle aus einem Becher gezecht, alle mit verschlungenem Arm auf Elisium] blickend, wo sie sich unter den herzlichsten Ergiessungen wieder zu finden gedachten, standen unverletzlich wie Pallas Schild. Aehnlicher Heldenmuth beseelte die Athenienser bey Salamin, wie Isokrates behauptet, und wenn auch nicht buchstäblich so, nach Wielands Meinung, zeichnete doch auch hier Enthusiasmus und Tapferkeit die Griechen aus. Pelopidas rettet Athen unter den furchtbarsten Umständen mit kühner Hand, überfällt mitten in der Nacht die jauchzenden Feinde, dringt in die Häuser der Feldherrn und erwürgt sie mit eigner Hand. Am erwachenden Morgen wird er zum allgemeinen Feldherrn ausgerufen, und jeden Griechen kann es und muß es entflammen, eben so groß zu werden, da Edelsinn und Muth nur belohnten.

Die Sitten der Griechen waren so eingerichtet, daß alle Vergnügungen und alle Feste sie mit den Göttern vereinigten. Sie liebten Belustigungen bis zur Ausschweifung, und nie hat so ein Frohsinn unter irgend einem Volke geherscht, wie unter diesem. Voll Einbildungskraft spielten sie auf die leichteste Weise, mit Witz und Scharfsinn. Und wie konnte

es

es auch anders seyn, nach ihrer Erziehung, nach ihrer leichten reinen Luft, nach ihrer Bekantschaft mit den grösten Dichtern der Welt. Wo findet man ein Volk, das durchgehends in seinen klassischen Werken so bewandert ist, wie das griechische Volk, und das aus dem natürlichen Grunde, weil Homer und Hesiodus ja ihre Offenbahrung, ihr Geschichtbuch der Vorväter und Helden, kurz ihr alles war. Alles bezog sich auf diese. So verehrte man die Götter, so wollte man Held, Vater, Sohn und Gatte werden. Mit der feinsten Satire würzten sie ihre Mahle, und wegen ihrer Jovialität äusserte sich so viel Drolliges, daß auch nur sie einem Aristophanes Stoff genug geben konnten, um eine Geißel der Menschheit zu werden. Bey ihren Mahlen blieben sie allerdings nicht in den dezenten Schranken, besonders wenn Männer unter sich waren, man fleissig sich zugetrunken, und durch Charaden, Logogriphen, Erzehlungen, Gesang und Tanz, Herz und Kopf erhitzt hatte. Man artete öfters in unsaubere Gespräche aus, die freilich bey ihrem Schmutze noch den Stempel eines genialischen Geistes trugen. Diese üblen Gewohnheiten wurden freilich gerügt; auch wählte man bey jedem Schmause einen Anführer, der auf die Gesetze der Tafel, der Freuden,

des Gesundheitstrinkens hielt, aber am Ende tanzten Bachus und Aphrodite um ihre lüsterne Phantasie und die Liebe ihrer Götter spornte sie zur Nachfolge an. Dazu kommen noch die Volksmahle, die im Staate besonders eingeführt waren. Sie freueten sich mit einander wie eine Familie, und ihre begeisternden Volksgesänge, die besonders durch ihre wahre Geschichte der Vorzeit, oder durch ihre Glaubensbekenntnisse irgend eines Gottes so grossen Eindruck bewirkten, verjüngten Greise, und weiheten Knaben zu Helden und Männer zu ädlen Greisen ein. Nicht weniger erhöhten griechische Frauen ihre Freuden. Fast alle schön wie Aphrodite selbst, wenn noch der Schaum von ihren Lenden treuft, unverheirathet ohne Schleier, mit den sanftesten Zügen und dem anständigsten Betragen, besiegte ihre Fülle von Weiblichkeit die rohesten Gemüther. Auch sie waren in den sanften Verschlingungen des Tanzes geübt, sangen, daß Apoll mit seiner Harfe horchte, und erwiederten den lüsternen Witz mit phantasiereichen Antworten, die zwar tief in die Seele drangen, aber wie die Morgensonne über die hellen Thauperlen glänzten. Sie lebten sehr einsam, und ihnen war der Hintertheil des Hauses angewiesen, wodurch sie noch mehr zu den Lüsten der Liebe verleitet wurden. Auch in

Grie

Griechenland gab es Buhlerinnen genug, aber bey der allerniedrigsten nicht ausgenommen, wirkte nicht bloßer Instinkt — auch aus dem verdorbensten Geschöpfe schimmerten Reste von Gefühl und Zartheit hervor. Auch waren die Frauen alle sehr leicht und wollüstig gekleidet, in ein weisses Gewand, was bis auf die Fersen reichte, oben an die Schultern durch eine Schnalle befestiget und ohne Aermeln, übers Knie mit einem Gürtel gebunden. Sie gingen mit entblösten Füssen, aber um die Fußsohlen trugen sie gewöhnlich eine Art rother Socken. Doch waren die Griechen auch daran gewöhnt, als wir es schienen, wie unsre Frauen mit entblöstem Busen auftraten. Geistreiche Frauen versammelten die Weisesten um sich her, und ihr liebelndes Höfeln geschah immer auf die anziehenste Weise, indem sie die Schönheiten der besten Schriftsteller nicht blos in ihr Gedächtnis, wie gelehrte Buhlerinnen eingeschrieben, sondern in ihre Lebensart und Empfindungsweise eingemischt hatten. Phryne brachte einen Sokrates zu ihren Füssen; ihr huldigte Alzibiades; sie sprach über Kriege, wie ein Feldherr, und über Weisheit, wie ein Philosoph, und über die Liebe, wie ein Weib. Die griechischen Frauen blieben ein ewiges Ideal, weil sie bey der grösten Cultur Weiblichkeit behielten, und nicht wie

Schiller von einer gelehrten Frau schrieb "den Riesen in eines Zwergen Körper,, trugen.

Die Griechen halten ihre Wohnungen für jeglichen Fremden auf. Schon Homer macht uns durch seine Odyssee mit dieser Eigenschaft der Griechen bekannt. Wohin Ulysses auch verschlagen wird, und wo Telemach auch anlandet; man führt ihn ins Haus, badet, salbet ihn, sezt ihm Speise und Trank vor und frägt dann, "wo kömst du her Fremdling, und was ist dein Geschäft?,, Die Gastfreiheit sahen sie als ein Heiligthum an, und wer sie verlezte, der schändete Tempel und Götter. In der That äusserten sie sich hier als die humansten Menschen, aber alles kam aus der einen Quelle, der Sinnlichkeit. Simpathetische Empfindungen fand man als mächtige Gebieterinnen bey ihnen. Weise Theilnahme, dieses Mitleid, diese Freigebigkeit, welche unmittelbar aus zarten Herzen quillen, errichteten unter den Griechen Freipläze, ja Freistädte, wo die grösten Verbrecher unter dem Schuz der Gesetze lebten; sie mochten Fremde oder Einheimische seyn. Man vertheidigte nicht den Verbrecher, aber man beklagte die gefallene Menschheit und so waren die Griechen durchweg nichts aus Prinzip, nichts aus Ueberzeugung oder Klügelei, sondern durch Gefühl und Empfindsamkeit,

die weder in Empfindelei noch in Schwärmerei ausartete. Aus eben den Quellen rührte es her, daß ihre Zeloten und andere Sklaven an öffentlichen Festen frei und ungebunden sich freuen durften, daß sie gleichsam die Feßeln abwarfen und wie freie Griechen den schönen Himmel und den ächten Frohsinn genossen. Ihre Feste dienten vorzüglich zu dieser Trunkenheit der Sinnlichkeit. In Elis wo man die Olympischen Spiele, eingesezt durch Herkules, feierte, wetteiferte man in Gegenwart des ganzen Volks in öffentlichen Kämpfen und Rennen. Lautes Gejauchze folgte den Siegern, und Beschämungsvoll ward der Besiegte mit Blut und Staub bedekt, ohne Mitleid und Erbarmen zu finden. Am Abend versammelte man sich. Unter dem Klang der Instrumente begann das Fest beym Schimmer des Mondes. Die ganze Nacht brachte man mit Feierlichkeiten zu, bis Aurora die Kämpfer in ihre Schranken rief. Sie beseelten so das Volk, daß wir ihnen Pindars unsterbliche Hymnen verdanken. Welche die Palmen in Händen trugen, wurden von Verwandten und Freunden und Mitbürgern begrüßt, mit Thränen der Zärtlichkeit und Freude, wie ein Vater nur seinen Sohn empfängt, der von einer blutigen Schlacht in seine Arme zurückkehrt. Diese Fülle der Empfin-

dung, diese Innigkeit für gleichsam kindische Freuden, ist nur bey diesem Volke denkbar. Wir lesen es bald als Roman, bald als von bestochenen Schriftstellern und nur wenige hegen einen Sinn dafür. Man hob diese Sieger auf die Schultern, und wies sie den Umstehenden. Durch die ganze Versammlung ertönte das Geklatsche des Beyfalls und Blumen gos man mit vollen Händen über sie aus. Hymnen und Statüen bewahrten ihre Nahmen den spätesten Geschlechtern auf. Man sprach dann noch von den kleinsten Umständen, wie dieser Wagen auslenkte, jener Kämpfer glitt, dieser jenen vorbeyflog; wer den ersten, wer den zweiten, wer den dritten Preis errang. Man handelte auch bey diesen Festen; andere disputirten; andere lasen vor — Freilich schlich bey diesem verfeinerten Volke sich denn auch ungewöhnliche Eitelkeit und häufiger Leichtsinn ein, wie dies Folgen der verfeinerten Sinnlichkeit, ohne alle Anwendung der strengen Vernunft, sind. Am lezten Tage des Festes giengen die Sieger im festlichen Zuge zu Wagen, zu Fus und zu Pferde nach dem Presidenten des Festes, und man theilte die Kronen von wilden Oelzweigen unter Chören und Flötenspielen und der grösten Trunkenheit der Freunde aus. Dann speiste man im Prythaneo und die folgende Tage

versüßten Musik und Tanz die Annehmlichkeiten des Volksfestes. Eben so allgemeine aber wildere Feste waren Orgien und Bachanalien. Die Jungfrauen trugen Thyrsen, hatten Zymbeln in ihren Händen und stürmten mit ungebundenen Haaren, wie von Begeisterung ergriffen, umher und schrien Evohe Bache! Das wollüstige der Nächte, in denen man es feierte, gab zu den unzüchtigen Bildern, welche man umhertrug, das volle Maas. Man jauchzte Dythiramben, zügellose Verse, die von der üppigsten Phantasie angefüllt waren; umringte Bachus und die Faunen, und sang die unzüchtigsten Lieder zum Gelächter der Zuschauer. Trunkenheit, Unzucht und die ungehaltene Freiheit an diesen Tagen zeigen uns dann freilich ein sinnliches Volk in seinen Abschweifungen, wo es in der Humanität in Dunkel zurüktrit. Freilich war bei den Griechen alles Augenblick und nach Endigung der Feste gieng jeder in seiner Laufbahn, aber das Gemüth des Menschen ist kein Instrument, was nach unrein gespielten Tönen noch eben so gut und unverdorben bleibt; es nimmt unbemerkt das schlechte in seine Maximen auf, und die Reinheit ist verloren. Kleinere ländliche Zusammenkünfte, wo man mit Kränzen sich schmückte, sang und Tänze hielte, waren nun in Arkadiens liebli-

 chen

chen Gefilden und auf Lesbos und in Theben öfterer Gebrauch, da die Unschuld sich freuete und das Herz gewann. Aber die Nächte bedekten nur zu oft die Schande der Griechen, und wären diese Thaten in parischem Marmor aufbewahrt, so würden wir vielleicht noch eine Thräne vergießen, und nie nach den Trümmern Athens wieder blicken.

Die Schauspiele charakterisiren die Griechen nicht minder. Doch alles, was sie vornahmen, war Beschäftigung mit den Göttern. Man nahm die Gegenstände von Homer, besonders die Geschichte Bachus; man stellte das Lächerliche ihres Zeitalters mit den lebendigsten Farben dar, griff auch lebende Personen an, so wie Aristophanes einmal den Sokrates so wahr geschildert hatte, daß man im Theater nach ihm sah und auf ihn wies. Aeschilus bildete es zuerst im tragischen. Die tiefste Einfachheit, die gröste Erhabenheit zeichnet ihn und die bessern Theaterdichter aus. Sie besaßen in der That ein großes Recht, und ihr Mittel gelang ihnen, das Volk zu bilden. In den ungeheuren Theaterplätzen gab man oft Wettkämpfe von 30—40 Wagen, auch in der Poesie, Musik, und im Tanze. Die Zuschauer verziehen nicht die kleinsten Fehler; man lachte laut auf, sties Geschrei gegen den Schauspieler aus, zischte,

stampfte

stampfte mit den Füßen; nahm ihm die Maske ab und befahl, einen andern an seine Stelle zu bringen. Weder Alter, noch Feierlichkeit, noch lange Dienste schüzten vor diesem strengen Verfahren. Dieser Wechsel des Ruhms und des Tadels folgt aus dem bloßen Ueberlassen der Gefühle, wenn schlechthin keine Vernunft regelt und ordnet, und mein obiger Grundsaz leuchtet immer deutlicher hervor. Die Kunst, die Wahrheit des Spiels konnte sie auch nur beschäftigen, weil nie ein weibliches Wesen aufs Theater kommen durfte, und wie viele Schriftsteller behaupten, nie ein Frauenzimmer ins Schauspiel ging. So trieb man es auch mit den öffentlichen Reden. Demostenes muste 3 mahl beschimpft vom Rednerstuhl fliehen, aber alles war auch vergessen, und die Luft erklang von Beyfall, als er wie der vollkommenste Redner auftrat. So wie es ihre Nerven reizte, waren sie Lob und Tadel. Einziges Volk! nahe den Göttern, wenn Athenä ihres Kopfes, wie Aphrodite ihres Herzens sich bemächtiget hätte.

Ihr Aberglaube überstieg aus eben dem Grunde alle Schranken. Wieland hat in seinen attischen Musen durch den Agathodämon dies neuerdings deutlich ins Licht gesezt. Keine angenehmere Beschäftigungen gab es für den geringen Mann; besonders für den

Landmann, zwischen seinen Bergen und Wäldern und ebenen Fluren, als von Geistern, Dämonen und Genien Geschichten zu erzählen. Sie hatten allerlei Erscheinungen, unsichtbare Stimmen flüsterten ihnen zu und manche Gestalten traten als schützende und leitende Freunde auf. Ihre Menge von Göttern mußte schon dazu Gelegenheit geben — auch das Geheimnißvolle, was alle ihre Feste begleitete, trug nicht wenig dazu bei. Selbst ein Sokrates lebte und starb dieses festen Glaubens, daß ein Genius ihm zuflüstere. Mithin fanden Mährchen, oft in den abgeschmacktsten Formen, hier ihre Aufnahme. Diese Wiege der Menschheit veraltete auch hier nicht und man täuschte und ließ sich täuschen, handelte und handelte nicht, wie eine verblendete Phantasie in Schrecken oder Freude durch zufällige Umstände gesezt ward.

Auch ihre Kriege und ihr Umgang mit andern Völkern dienten dazu, die Sinnlichkeit auszubilden. Wir haben schon oben dargethan, daß bey den Griechen alles auf persönliche Tapferkeit ankam, und sie führten ihre Kriege auch nie, wie andere Nationen, um Gewinnst, Eroberungen und nur Völker zu unterjochen. Ehre, Stillung des tobenden Feuers, des Durstes nach Freiheit, sichere Ruhe im gelobten Vaterlande, bewafneten die Griechen mit ungewöhnlichem Muthe. Wenn wir

auch

auch einmal den behutsamen Nestor reden und handeln sehen, so finden wir auch hier immer Rücksicht auf die Sinnlichkeit genommen. Unter den griechischen Völkern selbst entsponnen sich häufige Kriege, und so hielte bald Sparta und Theben, bald Theben und Athen zusammen. Es war ihnen nie darum zu thun, eine zu vernichten, aber sie wollten sich wechselseitig in Schrecken halten, um als freye Griechen zu leben. Man fand sie auch bereit, wenn Jemand in irgend einer von diesen Republiken zum Despoten sich aufwarf, Hülfe zu senden, ohne den allermindesten Ersatz zu verlangen. So handelte Rom nicht. Selbst in ihren Kriegen liebten sie Reinheit der Empfindung, haßten und bestraften Verrätherey, wiewohl sich auch hier, obgleich selten, Betrügereyen einschlichen. Ihre bedeutendsten Kriege mit Xerxes und Philippus lockten den Feinden Bewunderung ab. Man fand in ihrer Beseelung eben so vielen Adel als Muth. Die größten Männer hatten auch dem Vaterlande gedient. Ein Geflohener, einer, der ohne Schild und ohne Schwerdt zurück kam, war beschimpft, und untauglich, ferner im Vaterlande bleiben zu können. Wie aber einmal Griechenland in seiner Einfachheit verlor, so hörte auch Patriotismus auf, so fruchteten keine Reden des Demosthenes mehr, so sah man Philippus streiten und siegen. Die Griechen lebten nun

mehr mit sich als mit andern Völkern. Es waren viele kleine Nationen aber alle Griechen. So lange, wie sie noch in Gefahr zusammen hielten, konnten sie jeden Feind besiegen; aber bey ihrer allmähligen Uneinigkeit zerlöste sich auch das ganze Band und römische Lasziviтät, römische Habsucht überschwemten Griechenland. Durch den Handel holte man Umgang mit Phrygien, Aegypten, Mazedonien und Sizilien. Was waren dies für Völker für griechische Cultur und griechische Sitten? Jene gewannen durch Griechen, aber diese hatten — zu große Fortschritte gemacht, um ihre Rohheit aufzunehmen. Sie blieben das Ideal aller Völker und ihr idealisches Leben lockte am Ende die Feinde ins Herz ihrer Länder. Wohl erbten diese Klima und Erdboden, aber nie attisches Salz und spartanische Tugend. Man reiste von allen Enden nach Athen, um sich zu verfeinern, Künste und Wissenschaften zu studiren und das Leben auf das reizendste zu genießen. Athen überglänzte zur Zeit eines Perikles die ganze bewohnte Welt, und wiewohl es nicht durchgängig schön gebauet war, standen hier doch die Meisterstücke der Kunst, lebten hier Künstler und Weise, und herrschte hier der feinste griechische Sinn. Nirgends verstand man so zu leben, nirgends herrschte der Geschmack, nirgends traf man solche Schönheiten an, und dies fühlte die zarte Seele eines

Grie-

Griechen nur zu sehr, um alles Fremde für barbarisch, unädel und roh halten zu können. Fremde Fürsten nahmen mit offenen Armen ihre Verwiesenen auf und hegten ihre verbanneten Feldherren wie ein heiliges Kleinod, was die Griechen, leider! zu oft recht merkbar empfanden. Aber der Zug nach Athen, nach Griechenlands Licht und Sitten, war auch ebenfalls allmächtig genug, um Ausgewanderte die glänzensten Anerbietungen ausschlagen zu sehen, wenn sie nur im Vaterlande wieder leben durften. Selbst die Asche Verstorbener schlummerte nicht friedlich, wenn nicht eine Urne auf griechischem Boden sie aufbewahrte. Die Manen schwebten umher, beunruhigten Tag und Nacht ihre Freunde, bis oft unter den schrecklichsten Blutszenen die Leichnahme theuer erkauft waren.

Die Helden und Weisen dieses Volkes trugen nun zweifelsohne unendlich viel zu dem bey, was sie wurden. Kein Land, ausser Deutschland, weist so viele Gelehrte auf, so viele unsterbliche Männer, die uns Muster und Vorbilder in den entferntsten Jahrhunderten bleiben. Wo leben viele Homere, Hesiodo's, Mino, Herodot, Lykurgus, Solon, Sokrates, Plato, Pindar, Aristoteles, Epikur, Aeschilus, Sophokles, Demosthenes u. s. w., wo die Achilles, Hektor, Leonidas, Aristides, Epaminondas, Pelopidas, Pausanias u. s. w.? Und was be-

saßen diese Männer für Muster, als die Natur und ihren Genius? Ganze Jahrzehende wirkte das Gesetzbuch eines Mannes, daß strenge Einfalt der Sitten sich erhielt. Ihre Schriften entflammten bis in die spätesten Zeiten; ihre Reden rüttelten das Volk aus dem Schlummer auf; ihre Geissel züchtigten das Laster und das Gemälde einer Vorzeit flößte Muth und Adel öfters wieder ein. Dies beschränkte sich nicht blos auf den *mehr* erzogenen Theil der Griechen; auch die Niedrigsten des Volks sogen mit Wollust den reinen Honig der Weisheit ein. So konnte nur ein Sinn, nur eine Sitte, nur eine Weise, sich zu vergnügen, statt finden. Auch bewiesen diese Vorzüglichen des Volks sich *in* widrigen Zufällen als das Erhabenste. Epaminondas, nach seinen vielen Aufopferungen schändlich angeklagt, spricht mit Würde, erzählt seine Thaten und man erröthet; er aber trit frey aus der Versammlung. Eben dieser wars, der mitten im Siege verwundet ward, und wie er *hörte*: der Sieg sey errungen, zog er das Eisen aus der Wunde, rief: ich sterbe unüberwunden, und gab seinen Geist auf. Aristides wird verbannt durch das Scherbengericht — er wünscht seinem Vaterlande Segen und daß es seiner nie bedarf. Sokrates sucht seine Richter nicht zu erschleichen, bleibt ruhig, wie seine Freunde um ihn in Thränen zerfließen, bittet sie, aufzuhören mit Klagen,

gen, weil es unanständig sey, und stirbt mitten in Gelübden an die Götter. Solche Beyspiele mußten den innigsten Eindruck auf alle Herzen machen. So vergötterte man gewöhnlich nach dem Tode diese ausserordentlichen Menschen; errichtete ihnen Statüen und erhob sie zu Halbgöttern. Geliebt und geehrt als die Weisen, Helden und Künstler Athens waren, mußte die Schönheit unter ihnen wie eine ewige Sonne aufgehen, die mit der Zeit bis in die entferntsten Winkel der Erde leuchtete. Woran übten sich unsere Künstler, wenn es nicht einen Bupalus, Apelles, Phidias und Praxiteles gegeben hätte? woher nehmen wir die Muster der Baukunst, als von Griechen, von einem Smilis, Myron, Telezes, Theodor? alles bildete den Schönheissinn aus, und so leitete man sich und ließ sich leiten, die Gefühle zu vereinigen und zu verfeinern, ohne sie zu schwächen. Man hatte Empfindung fürs Große und Erhabne, und alle Schulen zweckten dahin ab, die Sinnlichkeit zu bearbeiten. Was aber freylich die Gymnasien und Lycäen ausbildeten, verdarben die Tribunen, wo man durch Reden das Volk überlistete, und die Sophisten, welche von Ort zu Ort zogen und dem Volk ihr Gift der Deuteley und Verfälschung des Gefühls einimpften. Wir glauben, jezt Griechenland nach allen seinen Zweigen in den Umrissen angegeben und unseren

Satz hinlänglich erwiesen zu haben, daß die Griechen den einen Theil der Humanität, die Sinnlichkeit auf das höchstmöglichste ausgebildet haben; darin weiter, wie irgend ein Volk, vorgerückt sind; zugleich aber die Vernunft völlig vernachlässiget, und wie sie anfingen, diese mit ins Spiel zu bringen, nicht allein in leere Deuteley verfielen, sondern sogar das Reine ihres Herzens oben drein verloren und aufhörten, Griechen zu seyn. Wir schließen damit: daß die Griechen den einzigen Weg einschlugen, human zu werden, nemlich durch Schönheit in ihre heiligen Pforten gingen, aber in der Mitte beharrten und mehr die Kette Mechanismus liebten, als den Engel Freyheit, welche diesen fesselt. Zu uns stimmt die Empfindung des Dichters Falk: „Ich suche Griechenland — ists möglich? dies Athen? Turbane hier? wo einst für Freyheit Demosthen Laut donnerte? wo warst du, göttliche Athäne? Ach! dein Piräus trägt statt Flotten Fischerkähne. Entweiht auf ewig ist der Grazien Altar: Wild jauchzt statt Evoe, sein Alla ein Barbar. O wein, Urania, wein über diese Trümmer."

Ein so merkwürdiges Volk auch die Römer bleiben mag, brauchen wir nicht lange uns mit ihm zu beschäftigen. In der Humanität hat grade diese Nation es weniger, wie viele minder berühmte und aufgeklärte, gebracht.

gebracht. Ich muß jeden Leser auf meine Untersuchung der griechischen Nation verweisen, wenn er meine Behauptung begründet finden will. Es kann mir nicht entfernt einfallen, hier von einzelnen Menschen zu sprechen, denn die einzelnen römischen Männer sind nicht das Bild der Nation, wie bey den Griechen. Schönheit, Kunst, Einfalt des Herzens hatte sich bey weitem nicht des ganzen römischen Volks bemächtiget. Auch selbst die Thaten der Helden und Weisen waren nur zu oft auf bloßen Ehrgeitz und Gewinnsucht gegründet. Mir schweben sehr gut Kokles und Koriolan mit mehreren vor Augen. Aber diese Tollkühnheiten oder diese Fertigkeit, als Batteux von dem Horatier sagt, „er liebt die Ehre Roms das ist bey ihm eine Fertigkeit," sind gute Belege zu Heldenseelen, aber scheinen mir nach ihren Quellen in der Humanität wenig zu gelten. Die Römer waren fast nichts nach der Natur — sie mußten demnach alles erwerben durch anstrengende Vernunft, da die Götter mit ihren Gaben kärglich gegen sie verfuhren. Ich kann in diesem Augenblicke nicht an Horaz und Virgil denken, wiewohl auch hier griechischer Odem weht und keiner im Stande seyn soll, Athen zu vergessen, wenn er Roms Weisen liest, wie er die ganze Welt bey Homer und Plato vergißt. Ich spreche aber von der Nation! Womit beginnt die römische

Geschichte? mit Brudermord, mit Zusammenraffung losen Gesindels, mit Weiberraub — also mit den feinsten Anspinnungen eines verschlagenen Gemüths. Rom blühte erst auf, als es Griechenlands Sitten, Griechenlands Götter, Griechenlands Künste kannte und aufpflanzte — etwas besser gelang es ihr freilich, als es den Franzosen gelingen mag, wenn sie Italiens Alterthümer wegführen und im parisischen Gewande aufstellen werden. Griechen würden nie den Barbarismus mit Carthago getrieben, Griechen nie meuchelmörderisch einen Erretter des Vaterlandes, und der unerschütterlich sein Vaterland liebt, einen Dentatus auf Richterbefehl ermordet, Griechen nie den bloßen Schatten eines Senats erhalten, Griechen nie Nerone und Valentine geduldet haben; die Griechen wären alles geblieben, oder gänzlich zerlöst. Kurz, die Römer sind Nachahmer. Sie begannen auch nicht *mit* der Natur, sie rafften diese nur auf. Sie liebten nicht *ihr* Vaterland aus Kindesliebe — nein! wie ein Gallus sein Vaterland liebt, um groß und mächtig zu bleiben, und wie ein Brutus kalt und ungerührt hinstarrt, wenn die Stimme eines Pflegevaters in seine Ohren dringt: „auch du hier, mein Sohn Brutus?" Es ist mir unmöglich, diese Nation innigst zu lieben. Wo ich auch hinblicke, da ist Tollkühnheit mit Habsucht vereiniget und

das

das Volk wird durch diese Triebräder zu unerhörten Thaten bewogen. So wie mit Wielands Worten in seinen horazischen Briefen „die Römer sahen jene attischen Musen als eine Art griechischer Buhlerinnen an, wirft Horaz selbst einen allmächtigen Blick über die Römer in diesen Worten" erst Geld, dann gibt es sich von selbst und noch richtiger gezeichnet mit Juvenals Urtheil: natio comoedia est. Was die Kunst in Rom erzeugte, wuchs mehrentheils unter Seufzern und Thränen auf; ja, Roms Künstler konnte sagen wie Mengs: „diesen hab ich mehr mit Brot als mit dem Crayon gezeichnet." Die Römer konnten das griechische Wort Wollust nicht ertragen, und warum dann nicht? so wie unsere Deutschen keine Elegien von Goethe lesen können. Möchten diese Heiden und unsere Christen mit Ueberzeugung gebetet haben: „schaf in mir Gott ein reines Herz." Griechenland lag nur Rom zu nahe, noch lebten einige jener Weisen. Aus ihren unsterblichen Werken schöpften sie die erste Weisheit und die vielen genialischen Römer unter dem wenig humanen Volke tranken mit Entzücken den Kelch der Grazien. Wie war es so anders möglich — die Römer mußten den Griechen nachbilden, um so mehr ihre eigene Seele mit weniger Natur angefüllt war. Da nun die Römer durch ihre Sinnlichkeit sich so weit

von der Humanität entfernt, so war das Geschäft der Vernunft desto nothwendiger, um die Harmonie herzustellen. Aber ihre Töne blieben Mistöne — Rom sank, selbst Julian konnte es nur wie in Begeisterung aufrichten — zu spät, Rom sank und Grausamkeit errichtete die ersten Steine Roms, Grausamkeit schleuderte sie weg — Da das Volk an sich nicht zum ädlen aufzusteigen arbeitete, fruchteten ihre berühmtesten Männer weniger, wie bey irgend einem anderen Volke. Die Römer waren befleckt, schreibt Gibbon, mit den kleinsten Lastern des Reichthums und der Sklaverey. Sie waren nicht glühend mit den warmen Tugenden der Natur, wie die Caledonier, und auch nicht, setze ich hinzu, wie die Griechen. Ihre Ausschweifungen mit dem Gaumen und den Nerven übersteigt alle Vorstellung. Buhlerinnen und wollüstige Bäder erreichten hier ein Ideal der Sinnenlust, wenn sich ein Ideal davon gedenken läßt. Ein Senator hatte 4000 Pfund Gold, das sind 160,000 Pfund Sterling jährliche Einkünfte — der Vornehmen Wagen bestanden oft aus gediegenem Silber; 50 bis 60 Sklaven folgten einem einzigen Manne auf der Gasse — dahingegen lebte ein Dichter wie Kodrus mit seiner Frau zur Miethe oben im Gipfel eines armseeligen Hauses unterm Dache. Der neugewählte Prätor gab ein Fest, was 7 Tage

dauerte

dauerte und 100,000 Pfund Sterling kostete. Ein solches Volk würde, wie Gibbon sagt, in wenigen Generationen völlig vertilgt seyn, wenn es nicht durch Sklaven und Fremde erhalten wäre. Da die Römer sich mithin Humanität auf die beschwerlichste Weise erwerben mußten, blieben sie unendlich zurück, wiewohl sie bey dem glücklichen Erringen ungewöhnliche Größe erreicht hätten. Nur von einzelnen Männern, wie von einem Dentatus, von einem Pompejus kann man, wie von Agrikola, mit Tacitus Worten im 46sten Capitel sagen: was wir an ihnen lieben, was wir an ihnen bewundern, bleibt und wird in den Gemüthern der Menschen bis in die Ewigkeit der Zeiten durch den Ruf der Handlungen bleiben. Auch alle 3 unsterbliche Menschen nahmen ein Ende, was der römischen Geschichte ein schändliches Erwachen an dem Tage geben wird, wo alle Knoten sich zerlösen. Kein Numa, Zizinnates, Sulla, Grachus, Aurelian, erhabene Menschen, kein Julian, durch Talente, Fleiß, Heldenmuth und Milde so groß, vermochten das zerrüttete Rom aus ihren weichen Polstern zu heben; ein Konstantin wirkte mächtiger, wiewohl auf ihn die Verse des Denkmahls treffend genug klingen: „wen suchst du, goldene Jahrhunderte des Saturns? sind diese steinern oder neroinanisch?" aber aus eben angeführten Gründen stehen die

treflichsten Roms über die treflichsten Athens in der Humanität weit hervor, weil sie, was sie waren, durch Anstrengung, durch Tugend wurden. — Libanius in der Betrachtung der verlornen Triumpfe wirft das Auge auf sein Schwerdt, aber die Erinnerung, daß Plato den Selbstmord verbot, hält ihn ab. Julian rief in seinen militärischen Uebungen aus: „o Plato, Plato! was für ein Geschmak für einen Philosophen." So wurden sie es durch mehrere Tugend und groß in der Humanität; hingegen die Griechen leitete Natur und durch diese ragten sie in der Schönheit über alles hervor. Doch wenden wir uns noch einmal zum römischen Volke. Wüthete Partheysucht schon in der Kindheit Roms, so war ihre Blüthenzeit, da Habsucht, das Ackergesetz Tausende das Leben kostete und nachher Marius mit Zinna durch bürgerliche Kriege Italiens Blüthen hinriß, und ihr langes sieches Alter ein Gewebe von Patronen, Sachwaltern, Clienten und Pupillen. Von der Tribune vertheidigte man die schwarzesten Sachen, man kleidete sie in Rednerschmuck, bestach Sachwalter und Richter, und die Gesetze liefen wie Spindel in ihren Händen. Man lese Cicero, Plinius und Plautus, um von den Sitten und Handlungen der Römer einen Begrif zu bekommen. Frühe gingen die Clienten schon zu ihren Beschützern und die Morgenversamm-

lungen

lungen glichen unseren Börsen, wo man, wie hier Handlung, dort Processe durch die abgefeimtesten Schliche betrieb. So verdrehete man den Verstand, und da die Natur kalt und egoistisch sattsam verfuhr, sophistirte hier ein ganzes Volk, was in Griechenland allein eine einzige Zunft sich ausschließlich anerworben hatte. Zweifel und Spaltungen fanden in Rom Anhänger die Fülle. Schwelgerey, Inhumanität erzeugten diese, und so gewöhnte man sich auch, Sprache und Sitten zu schänden, den Ablaß zu betteln, vor dumme Pfaffen zu knien und ein Rom zu erhalten, wo nicht die Körper allein unter dem Joch der Bulle gebunden, sondern auch Gedanken an Litaneyen und Rosenkränze gebannet sind. Kehrtest du wieder, edenisches Athen, so gebe ich ein Rom dahin, und wären mit ihm einige der ädelsten Menschen aus Zeit und Raum auf ewig verloschen!

Mit dem Untergange dieser beyden Nationen schien Süden unterzugehen und Norden stieg aus der tiefsten Nacht. Mit einemmahl sehen wir andere Sitten, andere Völker, da wir in ein anderes Klima kommen. Nördlicher Boden, nördliche Pflanzen! Anders bearbeitet man Humanität, wiewohl immer Humanität, da die Menschen einerley Einrichtung des Vorstellungsvermögens besitzen. Die Basis der nördlichen Völker bleibt immerhin die deutsche — alle übrigen, Franzosen, Eng-

länder, Dänen, Schweden, Spanier, Italiäner, Russen, sind Abkömmlinge oder Zwittersprossen von ihr und der römischen. Je weniger Phantasie, desto mehr Verstand. Bey den Deutschen setze ich zum Grundsatze fest: sie haben mehr, wie irgend eine Nation der Welt, in der Humanität durch die Vernunft geleistet. Humanität ist Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft. Die Ausbildung lezterer haben sie *zu* einem ungewöhnlichen — ich sage nicht — höchsten Grade — bewlrkt. Deutschlands Klima ist dem größeren Theile nach höchst unwirthbar; im Verhältniß südlicher Länder kalt, unfreundlich, veränderlich und mürrisch. Schön röthet sich die Sonne im goldnen Ost, am Mittag ist es schwühl, am Nachmittage regnet es, wird spröde Luft, und dieses zwitterartige Wetter von Wind, Sonnenschein und Regen geißelt die Menschen Wochen hindurch und das öfters mitten in Sommermonden. Man findet keine Einheit, keine sanfte, temperirte Luft; Hitze zum Verschmelzen, oder kaltnasses, dunstiges Wetter. Die Südwinde liefern Schlag und Regen; die Nordwinde dörren das Mark aus den Röhren. Selbst unsre Nachtigallen scheinen sich gewöhnt zu haben, in dem allerunfreundlichsten Wetter zu schlagen. An schönen, duftenden Bäumen und Pflanzen besitzen wir nichts, nur die Eiche gehört uns.

Alles

Alles übrige ist von südlichen Gegenden verpflanzt. So getrieben und schwülstig diese bey uns gedeihen, gedeihen auch die Menschen in Rücksicht der Natur. Ihre Natur, die sie haben wollen, ist ein gezwungnes Affengesicht, oder ein Tölpel oben drein. Misverständnissen vorzubeugen, muß ich abermahl wiederholen: wir sprechen vom Volke und nicht von den wenigen Söhnen der Gottheit, die von der Natur mit vorzüglichen Gaben beschenkt wurden. Das Klima war noch schlechter in den ersten Zeiten, als die Deutschen sich zeigten. Tacitus beschreibt es als ein Land ganz mit Holz bedeckt, tiefen Morästen, neblichtem kalten Wetter, wo man selten das Sonnenlicht erblickt und einigen wilden Pflanzen und vielen wilden Thieren. Nun denke man sich mit noch so großer Vorliebe die Deutschen, wie man wolle, wie zart mag ihre Phantasie gewesen seyn? was mußte die Natur ihnen einpflanzen? Rohheit, thierische Bedürfnisse, Grausamkeit, Kraft und Muth. Und so fällt denn auch das Ideal der Schriftsteller aus. Und so finden wir durch Natur unsern Deutschen diesen Augenblik; mit dem Unterschiede, daß unser Klima durch Ausrottung der Wälder, der wilden Thiere, durch Urbarmachung der Ländereyen gewonnen hat. Heerden und Fischereyen machen milde; Jagd und Krieg machen wild. Das leztere thaten die Deutschen, das leztere

tere waren sie auch. Die Kennzeichen der Humanität scheinen gänzlich zu verschwinden. Aber es ist eine eben so auffallende als bestätigte Wahrheit: je weniger die Natur, mithin je weniger die Sinnlichkeit wirkt, desto schneller und schärfer wirkt der Verstand. Und das aus dem sehr richtigen Grunde, weil die Sinnlichkeit ihm nicht so mächtig widerstreitet. Aber die Kinder des bloßen Verstandes sind auch nur Puppen ihrer Spekulationen und sie treibt Eigendünkel und Gewinn, da sie als Menschen nicht göttlich, also nicht rein handeln können. So folgt wieder: der Mensch muß auch durch die Natur geleitet werden; auch wird Humanität nicht durch bloße Vernunft, sondern durch Zusammenstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft bewirkt; mithin bleibt auch diese Bildung von einer Seite fehlerhaft. Die ersten wildesten Zeiten der nordischen Völker abgerechnet, entdecken wir auch schon humane Züge, in wie ferne die unreine Vernunft sie erzeugen kann. Bey keinem Volke finden wir diese gesetzmäßige Einheit, diese Unverletzlichkeit der Gesetze, als bey ihnen. Ein Mann und eine Frau, und man handelte so: keine Weichlichkeit, keine Furcht, keine Klagen hörte man von einem deutschen Manne, der alles durch kalten Verstand war, und Tacitus erzählt deshalb: „man habe von allen Deutschen gesagt: „feminis lugere hone-

ctum est: viris meminisse." Dieses meminisse sich erinnern, deutet zugleich an, daß sie auf Rache sannen; hingegen der Grieche würde in Affekt gerathen seyn; das Auge hätte gefunkelt; jede Muskel sich bewegt. Ein solches kaltes Volk aber mußte wohl, wie eben dieser Geschichtschreiber sagt, „Müßiggang, Essen, Trinken und Schlafen lieben." Ihn bewegt ja nichts von außen — er nimmt an nichts Theil. Menschen, die aber noch wenig denken, verfallen natürlich immer auf Stillung der Bedürfnisse, und desto mehr man diese regt, desto mehr muß man stillen. Mund und Gesicht wie Menschen, Glieder und Körper wie wilde Thiere, sagte man von den alten Deutschen. Auch ihre Religion bestand vorzüglich in einem Allgott, einem Gott des Krieges, der Liebe und des Donners. Sie kannten keine Künste. In ihren furchtbaren und schauerlichen Wäldern ehrten sie einen majestätischen, kriegerischen, zornigen Gott. Aber ihr Gottesdienst war einfach. Auch sie wahrsageten, und ihre Nornen webten am blutigen Weberstuhle mit den Gedärmen der Todten, die sie auserkohren. Das Schwerdt begleitete sie im Felde, auf dem Lager, im Grabe. Ihre Vergnügungen bestanden darin, nackt durch bloße Schwerdter zu tanzen und zu jagen. Ins Fell dieser Beute eingehüllt, brieten sie das Fleisch, lagen um ein angezün-

detes Bündel Holz in einer Hütte, schliefen und lebten im Rauch und Schmutz – eine schöne Schule der Künste und Natur! Ihre Gradheit aber und Biederkeit war hingegen die Folge ihrer beschränkten Phantasie, und ihre Tugenden, zwar leicht erworben, da sie von Seiten der Sinnlichkeit schwache Anfälle litten, führten doch zur Humanität, indem sie recht, ehrlich und treu handelten. The tast is a rare production in a northers climate, sagt Fielding, the nature is a great genius, always admirable in her productions. Und dies gilt heut und diesen Tag für die Deutschen. Weil keine Natur um uns lächelt und die mehrsten nicht suchen, Natur zu lieben, so haben sie keinen Geschmack und ihre Produckte verdienen keine Bewunderung. Diese Menschen bedenken auch nicht, daß es wahr sey, was Lessing der Recha in seinem Mönch von Libanon sageu läßt: „wir Meuschen sind doch einmahl ans Natürliche gewöhnt."

Bey den Fortschritten in der deutschen Geschichte finden wir nun, wie sie die Vernunft immer, wiewohl auf eine eigene Weise, ausbildeten, dagegen alle Sinnlichkeit vernachläßigten und dafür, wie es erfolgen mußte, eine Züchtigung von ihr erlitten, wie keine andere Nation. Ihr Klima, ihr Norden konnte nie Süden werden, und wie sie dieses überschwemmten, blieben sie

doch

doch bey ihrer Sitte, bey ihrer Kälte, achteten der Künste Roms nicht, die in ihrem Schooße Griechenlands Schönheiten trug. Ihre Hermans, Alarich, Genserich, Attila, Odoaker, Klodwig, Vitigis, Klotar, Pipin unterjochten nach und nach die Römer, und so wie nach nordischem Klima kein Republikanism statt fand, gehorchte man einzelnen Männern, die freilich damahls noch nicht so erhaben über ihren Völkern standen, wie jezt. Dies kam nur nach und nach und konnte bey den Deutschen auch ausgeführt werden. Rom ging durch seine Sittenlosigkeit und den wilden Muth des deutschen Volks unter. Der Mensch bleibt Mensch und so mußten die Kunstwerke, Schulen und Sitten der Römer Einfluß auf die Deutschen behalten. Man sog aber das Unreine ein und verkannte das Aedle. Ihre Religion ward ein lächerliches Gemisch römischer Götter und der ihrigen. Ein unwissendes und überdem ein kaltgründiges Volk verfällt am allerleichtesten in blinden Aberglauben. Kaum erhebt dieses nomadische Volk sich aus seinen Zelten und fängt an zu ackern, einen Staat zu bilden, so verfallen sie in den allerplattesten Götzendienst. Sie sind durch die Sinnlichkeit gezüchtiget — die christliche Religion läßt sich nur blicken und man findet einen schlauen Carl, den man den Großen wegen seiner Grausamkeiten nennt, der sich zu ihr

bekennt.

bekennt, die Sachsen scharenweise mit dem Schwerdt ins Wasser jagen läßt, sie tauft oder ersäuft. Ein treuer Knecht des Altars, Bonifazius, zertrümmert ihre Götzen, und nun gibt es kein andächtigeres Volk, wie die Deutschen. Das wenige Wissen liegt in den Händen der Mönche. Die Ritter, Aedle durch die Faust und den Muth, fochten für die Sache Gottes und ihrer Geliebten. Wie natürlich mußte sich hier länger Rohheit erhalten als bey keinem Volke. Die Natur war eine schwache Vormünderin und der Verstand geht denn langsame Schritte. Auf einer Heerde christlicher Pfaffen beruhete nun das Heil einer Nation. Sie verstanden sie zu brauchen. Fehden und Turniere und Vehemgerichte und Gottesurtheile zeugen von ihrer kalten Tiranney. Das Schwerdt und das Kreuz greifen in einander und wo der Muth sinkt, begeistert ein Jesusmaria, wie jezt am Capitolio mit Kosegartens Worten ein bescheidnes Kreuz blinket, welches vormahls Weltgebietend stand. Die dreyhundertjährigen Kreuzzüge, das Grab Millionenunschuldiger Menschen, der Preis eines eingebildeten Nichts, der keines Wallhallas werth war, zogen unwissende und schändliche Menschen zur Hierachie auf und legten eiserne Ketten an die ganze nördliche Welt. Indeß satanische Seelen mit göttlichen Nahmen, als Gregorius, Innozenz, Honorius,

rius, Pius, auf Petri Stuhl saßen, dessen Schemel die Erde war, mußten Ottos, Friederichs und Heinriche, um ihre Kronen zu erhalten und den Folgen des Bannfluchs zu entgehen, Krieg und Feuer über ganze Völker ziehen. Bey solcher Gefühllosigkeit und auf der anderen Seite tiefster Unwissenheit, war das Wort eines Schalks Gottesstimme, konnten Mystik, Spizfindigkeiten, wie über eine unbefleckte Empfängniß, schöne Pflanzungen finden, und wir lesen so ein Jahrtausend über nördliche Völker, die von der Sinnlichkeit gerächt werden. Ihre Helden sind Unmenschen, ihre Heiligen Betrieger und Unwissende, ihre Weisen Schurken und Narren. Die Mönchsschulen mußten nach und nach etwas erzeugen. Unter der Asche glimnen Funken und irren die Israeliten 40 Jahre in einem mittelmäßigen Walde umher, so blinken doch endlich die Zinnen ihres Vaterlandes hervor. Was Weisheit nicht leistet, thut Bedürfniß. Sie bleibt die beste Schule der Menschen. Zu lange von sittenlosen und grausamen Gesalbten und Verwaltern der Gottessache gegeißelt, bis aufs Mark ausgesogen und in Hunger und Elend verbannt, horchte ein großer Theil der Welt auf die Stimme eines Erretters. Der Tag bricht an nach einer mehr denn tausendjährigen Nacht. Luther von feurigem Temperament und gesundem Verstande, in dem Dienst

seines Ordens beleidigt, bricht die eisernen Fessel, er höhnt Roms Gottheit, flucht seinem Ablaß, verbrennt seine Interdikte und Bullen — und siehe! der Himmel rächt sich nicht; es fällt kein Feuer, wie beym Baal vom Himmel — Julians Palladium tritt kühn das heilige Kreutz mit Füßen, wie Bonifazius freche Hand an der geheiligten Eiche nicht gelähmt wurde — und man flieht unter den Schutz eines freydenkenden Mannes. Der Verstand regt sich nun um so freyer; wir gelangen zum lezten Jahrhundert und Deutschland überglänzt mit seiner Vernunft den ganzen Horizont, selbst wo Plato und Aristotoles lehrten. Aber welch ein Rückblick auf die Humanität dieses Volks! sie leitet ein dunkler Sinn, der Ausfluß des moralischen Gefühls, bis Aberglaube sie an Phaffenhände führt; aber die gepriesene Biederkeit unserer Deutschen ist doch nur eine Rohheit, wiewohl ein Phänomen für südliche Völker, aber die Deutschen waren wenigen Verführungen ausgesezt. Ihre Barden, kriegerische Sänger flößen freylich ein wildes Allahgeschrey ein; aber unsere Dichter, unser Klopstock, Goethe, Wieland, Schiller u. s. w. gehören zwar zu Homer und Pindar und Aeschilus, aber ihre Natur gehört den Griechen. Das Echo hallt herüber und ich glaube nicht, daß wir sie besäßen, wenn Griechenlands Weise nicht lebten. Ich muß mich berufen

rufen auf die Aufsätze in den Horen übers Naive und das Schmelzende in der Schönheit.

In den lezten Jahrdreißigen merzten wir erstlich den lezten Anstrich des Catholizismus aus. Jesu reine Lehre lebt in den Gemüthern der besseren; die anderen schwanken und die alten Nichtdenker nagen an knöchernen Ueberresten des heil. Augustin und einer Symbole, von der sie vorgeben müssen, sie sey inspirirt, weil sie sie ewig beschworen wissen wollen. Nachdem Kant als eine ungetrübte Sonne leuchtet, schießen Strahlen in die entfernsten Winkel herein. Keine Nation hat in jeder Wissenschaft so viele Vortrefliche aufzuweisen, als die deutsche. Die Musen sind uns hold, die Weisheit lehrt von allen Seiten — nur steht es schlimm um die Kanzeln und Bühnen. Dort brühet man alles zusammen, wird öfters Heuchler und Pfaffe; hier schändet man den Geschmack mit Kotzebues Carrikaturen, zieht dem unsterblichen Stücke „der Eid von Engel" einen Unsinn als der große Bandit vor und weidet sein Auge an geschmacklosen Opern. So wie das Wissen aber in den niedrigsten Volksklassen um sich greift, treibt sich die Vernunft wild umher, und nachdem man alles verstehen und alles erklären will, rächt sich immerfort die unbegünstigte Natur der Seele. Man will das Gefühl ausmerzen, verschreiet alles für Empfindeley

und Schwärmerey. Die Weiber philosophiren an ihren Nährahmen und waschen an ihren Spindeln — man klügelt und wird nicht weiser. Zurück zur Natur, zurück zur herrlichen Religion, aber nicht zum Pfaffenthum und Zeremoniendienst — wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen — herrliche und ewige Worte! als wäre es möglich, gut zu werden ohne Empfindung? Als wenn wir Götter werden könnten, ohne Menschen zu seyn! als wenn wir einen Theil unsers Vorstellungsvermögens, die Sinnlichkeit, wie nicht existirend, betrachten könnten! als wenn wir leben ohne Luft, und Früchte bringen könnten, ohne Blüthen zu haben. Die französische Revolution ist ebenfalls nicht ohne Wirkung für die Deutschen. Wie sie von einer Seite die Fürsten und den Adel zum Nachdenken gebracht, besonders gelehrt hat, daß der Mensch durch Blut weder einen Vorzug, noch irgend einen Werth in dem Staate erhalte: zieht sie auf anderer Seite den Menschen in der Dunkelheit zu ungerechten Forderungen und kühnen Anmaßungen hin. Und was noch schlimmer seyn mag: sie denkt, durch Wegleugnen und Rohheit den Menschen zu beglücken. So weit Deutschland in der Vernunft aufgerückt ist, bleibt es doch unmöglich, auf diese Weise ein Volk human zu bilden, wenn es nicht Natur liebt und

die

die ihr zu fremde Empfindung in sich verpflanzt. Ohne sie werden wir klügelnde Menschen, denen der Kopf vor Weisheit springt, und weil das Herz kalt bleibt, üben wir thierische Leidenschaften und bemänteln Eigennutz und Ungerechtigkeit. Weil die Deutschen einen ungewöhnlichen Hang besitzen, ihre Kenntnisse zu bereichern, von allen das Wissenswerthe aufnehmen, nicht einen Staatskörper ausmachen: so gibt es zwar unter ihnen keinen Nationalcharackter eben so wenig als ein Nationaltheater, wie in dem Buche: „gibt es in Deutschland ein Nationaltheater?" philosophisch bewiesen ist; aber sie können am leichtesten einen Weltbürgercharackter erhalten. Sie streben mit einander nach etwas, was jeder Mensch besitzen muß, um human zu werden; sie bilden ihre Vernunft aus. So erhellt, daß nur sie und die Griechen etwas Entschiedenes in der Humanität leisteten; in wie ferne beyde einen Theil aufs möglichste auszubilden suchten. Weil aber, um gut zu werden, erst die Sinnlichkeit geregelt werden muß: so bedarf der Mensch des Vormundes und die Griechen schlugen den richtigsten Weg zur Humanität ein. Die Deutschen aber fingen mit dem lezten zuerst an, was ihnen um so mehr fehl schlagen mußte, da die Ausbildung der Vernunft eine Ewigkeit fordert; und nun wir außerdem mit dem Auge nicht ohne Licht sehen

können. Vereinigten sich aber griechischer und deutscher Geist in einem Menschen, in einem Volke, so würde dies das Ideal der Humanität abgeben. Getheilt heißt nicht ausgegangen seyn; aber das Lezte zuerst nehmen, heißt Vernunftlos handeln. Wie stehen nun die Deutschen und was mag man dieser Nation rathen? Sie müßten vergessen, wie Schiller sagt, daß sie weise waren, obgleich es leichter ist, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Ginge unsre Nation in diesem Moment unter, so ließe sich nichts von ihrer Humanität sagen. Vorurtheile, Schlafheit, anderseitig aber Unglaube und fades Nachplappern großer Männer und endlich die Zucht der Staatsgesetze, hält bis jezt Deutschland in einer bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Ohne dies wären wir Tirannen oder Thiere. So wenig es nun möglich bleibt, Deutschland seine Wissenschaften und seinen Scharfsinn selbst in einem Buche, das nur aus Ich und Nichtich besteht, zu rauben: so wenig werden wir auf diesem Wege doch human. Viel gehört aber dazu, eine Kokette natürlich zu machen. Wie verschroben sehen wir auch nicht unser weibliches Geschlecht der Regel nach. Man müßte große Preise auf Kunstwerke setzen, feyerliche Volksfeste anstellen, die mit einfacher Musik begleitet wären, die Erziehung von der Empfin-

dung

dung beginnen und Knaben keinen Kant eindoziren; die Gottesdienste verbessern, Gesellschaften stiften, von der Hand eines Weisen geleitet, wo man mit Dichtungen, Malereyen und Musikalien abwechselte und aus einzelnen Stücken das Schöne darlegte. So hätten Ton und Erziehung auf einander Bezug, und ohne dieses bleibt das deutsche Volk das kalte, rohe Gemisch von Seelen und Nichtseelen. Ist die Aufklärung in der That der Nation ein Heil, so müssen wir auch diese merkliche Folge spüren, welche Wieland angibt, „daß alles sich in jene goldnen Zeiten einer unverkünstelten Einfalt, Wärme und Energie zurükwünscht.” Wie nahe wir diesen Zeiten sind und wie warm unser Herz dafür schlägt, sey jedem Deutschen anheim gegeben — genug es ist der Maaßstab zur Humanität. Es kann uns nicht helfen, wenn wir gleich Alexander wünschen, von einem Apelles gemalt, Lysippus in Erzt gegossen und von einem Homer besungen zu seyn — ich schließe mit den Worten unsers großen Meisters: „wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder — — — Die Franzosen und Engländer sind bey weitem in keinem Theile der Humanität so scharf eingedrungen, wie die Griechen und Deutschen. Die Franzosen, Abkömmlinge der Römer und der Deutschen — denn die Franken waren ein deutsches Volk — trugen auch diese Sitten ver-

mischt in ihr schönes Klima hinein. Leichtes Blut floß in ihren Adern, aber ihre Lebhaftigkeit, ihre Empfänglichkeit für jeden Genuß artete gleich in Frivolität aus. Weder zu glühen Herzens für die einfachen Empfindungen der Natur, noch zu ernsthaft zu tiefen Spekulationen des Verstandes, wurden sie leicht ein Ball der Umstände. Sie betrieben alles spielend, nicht aber durchs Schönheitsgefühl, sondern durch eine ungerathene Leichtfertigkeit, durch eine Frivolität, die ihres gleichen unter keiner Breite des Himmels findet. Man durchwandere ihre ganze Geschichte, man beobachte ihren wissenschaftlichen Geist und ihren gesellschaftlichen Charackter — alles ist ein Spiel der Umstände. Ihre Philosophie macht die epikuräische Schule dnrch ihre Anwendung trivial; sie raisonniren statt zu philosophiren, und witzeln statt zu beweisen; selbst ihre konsequenste Weltweisheit, die Helvetiantsche geht auf leidigen Gleichnißkrücken. Ihre Dichtkunst buhlt um Kuß und Beyschlaf, oder artet in Frostigkeit aus. Wo haucht Natur, wo inniges Gefühl und liebliche Frühlingsluft? Dafür sind sie denn unübertrefbar in Sonnetten und niedlichen Liebeständeleyen. Schon ihre Sprache wird mit jedem Worte Würze für den lüsternen Gaum und ihre Leichtigkeit in schwankenden Ausdrücken befördert den Werth derselben nicht wenig.

Aber

Aber was gilt dies auf Seiten der Humanität! So große Geister sie aufzuweisen haben, beseelt selbst diese eine grenzenlose Frivolität. Kurz, bey ihnen ist es zwar erreicht, daß man in einem Franzosen die Nation kennen kann, aber zugleich, daß dieser nirgends so gerne leben mag, wie in seinem Vaterlande: denn er ist ein Kind der Liebe, wiewohl nicht der Dichterliebe, sondern des blühenden Gauklers; er wird am spätesten Weltbürger und erreicht am spätesten die Einstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft. Er genießt immer, aber der Augenblick untergräbt die Freude mit dem Andenken. Seine Gesellschaftlichkeit ist Drang nach Geschwätzigkeit und sein Wissen ein encyklopädisches. Charlatanerie ward hier geboren — ihre Sprache ist die französische und so ergoß sie sich über alle kultivirte Völker. Leichtsinn gebiert Grausamkeiten und Rasereyen. Alles ballt sich durch ein Ohngefehr. Könige oder Republiken gelten ihnen dasselbe. Der Franzose denkt nur an sich und an die übrigen so viel, als es seinem Vergnügen frommen kann. So nützlich ihre Revolution jedem Volke werden mag, bewahre uns die Weisheit, uns von ihnen leiten zu lassen, oder zu glauben, daß sie selbst besser und glücklicher würden. Sie stürzen den Thron auf die frivolste Weise. Ohne Prinzipien gingen sie in die Freyheit hinein, und indeß sie

die äußeren Gesetze umknäten, können sie den Sklaven im Herzen nicht besiegen. Wiewohl sie durchs Leben hüpfen, entfernen sie sich weit von der ächten Menschenwürde. Und so geschmackvoll alles äußere unter ihren Händen sich biegt, muß von Seiten der Schönheit doch erst innerer Werth hineingelegt werden, wofür die Nation keinen Sinn hegt. So dezent und fein sie zu genießen verstehen, bleibt es im Grunde Buhlerey mit Worten und Thaten — ihnen gewährt alles Kitzel und verliert sich alles, wie dieser. Je mehr man mit ihnen umgeht, je mehr man sie kennt, desto uninteressanter sind sie fürs Herz und den Verstaud. Aber sie sind treflich zum Zeitvertreib nach einem angreifenden Geschäfte, ohngefehr wie eine Farze auf dem Theater. Wodurch diese Nation im eigentlichen Sinne human werden kann, wie sie es beginnen soll, um das Frivole abzulegen, wird die Vorsehung wissen — ihre Institute, ihre Erziehung, ihr Luxus, ihre Bitten machen das Leben zwar gefällig, aber nie sittlich. Nach dieser Charackter-Schilderung müssen die ächthumanen Franzosen uns desto achtungswerthere Wesen seyn, weil sie Schwierigkeiten, beynah ohne Grenze, zu übersteigen haben. Aber vermöge der Frivolität giebt es gewiß in keinem Volke so wenig durchtriebene Bösewichter oder Bösewichter aus Grundsätzen; wiewohl keine

Nation

Nation so leicht Handlungen begehen kann, die den Anstrich davon tragen. Aber alles ist Uebereilung und der Geist eines sprudelnden Getränkes. Mir ist we- der Robespierre ein Bösewicht aus Grundsätzen, noch Corday eine Heldin des Alterthums; so wie die Jeanne d'Arc nichts weiter als Schwärmerin und Ludwig der Zweyte nur eine abergläubische, aus Furcht grausame Seele war; ungeachtet er 4000 Menschen umbringen, seinem Vater nach dem Leben stellen, den Herzog von Nemour hinrichten und sein Blut auf dessen Kinder fallen ließ, die unter das Blutgerüste gesezt waren. Aber er trug die heil. Jungfrau von Bley an seiner Mütze und betete es ihr vorher ab, ehe er einen Meuchelmord beging. Nahe dem Tode ließ er Kindern das Blut abzapfen und trank es in dem Wahn: dieses solle seinem Blute die Schärfe nehmen. Ihn kann man aber nicht Bösewicht aus Grundsätzen nennen, denn sobald es seine Person nicht betraf, war er der gerechteste und mildeste König. Die Geschichtschreiber der Franzosen verdienten wohl ins Pantheon gesetzt zu werden; ihre Geschichte nicht und ihre Geschichte des letzten Dezenniums dürfte höchstens in dem zu Paris mit goldnen Buchstaben prangen. Ich schließe meine Bemerkungen über dies einzige, fürs Spiel liebenswürdige, für den Ernst abgeschmackte

Volk mit einem Vers ihres Dichters Boufflers an die Franzosen:

peuple, ami des colifichets
qui porte toujours des hochets,
rends grâce à la providence,
qui pour amuser toute la france
te conserve aujourdhui Molè
ou le singe de Nicolè.

Die Engländer stammen von Angelsachsen, wiewohl ihre Schotten von Zelten. Die ersteren würden völlig mit uns zusammenschmelzen, wenn nicht Insel, einfacher Staatskörper, buchstäblicher Gesetzgeist und fast durchgehends herrschender Reichthum, sie um etwas anders geformt und wenigstens den Patriotismus in sie gepflanzt hätte: Gradheit, die meistentheils an Grobheit und Edelsinn, der an Hochmuth grenzt, zeichnen dieses Volk vorzüglich aus. Sie hängen an der Materie mit Philosophie, Handel, Lebenssitte und Sprache; aber ein gewisser Melancholismus, den Luft, das Gift des Buchstaben im Gesetze, tiefer Verstand und üppige Nahrungsmitel erzeugen, ruht mehr und minder wie ein Flor über der Seele eines jeden Engländers. So stehen sie mit ihren Dichtern, Weltweisen und allen Gelehrten wie das erhabenste Volk und wallen voll Gefühl für Humanität, wenn auch ihre

Sinn-

Sinnlichkeit im Durchschnitt mehr verfeinert und ihre Vernunft mehr berichtiget werden müßte. Alles trägt bey ihnen etwas groteskes an sich, mehr feyerlich wie freundlich, mehr That als Wort. Was der Engländer ist, ist er ganz, sey es in Tugenden oder Lastern, Held oder Weiser, oder Dichter, oder Spieler, oder Säufer, oder Schurke. Weil die Engländer fast nichts wie Handlung treiben, so findet man auch alles in Partheyen getheilt. Ihr tiefes Gefühl, das sie eben so sehr zu herrlichen Thaten als zu schrecklicher Rache reizt, pflanzte den ewigen Samen der Zwietracht unter sie. Die rothe und weiße Rose begruben tausende Menschen, die Whigs und Torigs stiegen aus ihrer Asche gleich Phönixen hervor, und ihre Parlamente, ihre Bills, ihre Akten, ihre Minister erzeugen zwar Sheridans und Fox, aber auch Cronwells und Pitts. Die Humanität wird nicht mehr gesperrt als durch Partheyen und um so bedaurenswürdiger wird dieses erhabene Volk, wenn ihre Rednerkunst, als die Magd des Stolzes und der Schmeicheley, der Sophismen; der Reichthum zur Erschleichung der Gunst, zum Luxus und immer größeren Tributen auftrit. Ihr vieles Geld macht sie arm nnd ihnen muß es ergehen, wie Midas, um den jeder Bissen zu Gold sich umformt, und so den erschrecklichsten, glänzensten Tod stirbt. Nie

gab es ein Volk, das zugleich mehr Freyheit zu besitzen vermeinte und mehr Sklave war. Bey ihnen steht die Sinnlichkeit und Vernunft übrigens in einem Gleichgewichte, das zwar nicht vollkommen dem Muster der Humanität entspricht, aber sie vielleicht schneller als irgend ein Volk zum Gipfel menschlicher Größe führte, wenn ihre Gesetze, ihre Staatsverfassung den verderblichen Partheygeist zerstörten. Die Schotten gehören nach grade mehr und mehr zum englischen Geiste; doch wallt in ihnen noch Zeltenblut. Ossian schwebt, gleich einem Meteor, über dem nakten Felsen und seine Helden und seine Mädchen wandeln in lebenden Gestalten hie und da umher. Eine gewisse wilde Ruhe — ich kann es nicht anders ausdrücken — liegt den Schotten zum Grunde, und so war auch Ossians Seele. Für den Menschen läßt sich bey solchen Zügen viel gutes hoffen; denn wo nur Gefühl ist, da lebt Hofnung — wehe! der Franzosen Frivolität; wehe! der Deutschen Klügeley. Der Unterschied im Gefühl des Homers und Ossians und mithin dieser beyden Nationen liegt darin: Homer ist lauter Liebe und Unschuld, Ossian lauter Melancholie und wilde Weisheit. Die Griechen empfanden fröhlichliebend, Frühlingszärtlich. Die Schotten oder vielmehr Zelten, und warum sollt ich nicht sagen, die Engländer, melancholischwild, ahndend-

dendzärtlich. Ich verehre deswegen beyde Nationen im höchsten Grade, wiewohl die Griechen von einer Seite alles, die Engländer in beyden etwas leisteten, obgleich Sinnlichkeit und dazu ihre Art, sie anzugeben, den Vorsprung behalten hat.

Was die übrigen Nationen betrift, so ließ sich allerdings manches über sie sagen, aber im ganzen stehen sie mehrentheils erst im Begrif, als Freywillige aufzutreten. Schweden, Dännemark, Rußland sind 3 Staaten, von denen in Rücksicht eines Humanitätscharackter sich noch wenig angeben läßt. Dännemark gewinnt freylich im gegenwärtigen Augenblick sichtbar in allen, was den Menschen zum Menschen machen kann. Und diese mächtige Fortschritte haben die Dänen einem weisen Cabinet zu verdanken, das als ein wahres Muster, als das einzige bewundernswürdige auftrit. Man sucht und erhält den Frieden. sichert jedweden sein Eigenthum, gibt Freyheit im Denken und Handeln, drücket die Unterthanen nicht, achtet weise und große Männer, und bemüht sich, die Unterthanen im guten weiter zu führen. Seine Befehle athmen Liebe und ermahnen mit väterlicher Huld. Die Dänen sind ein thätiges Volk, das freylich weder zu besonders großen Geistern, noch zu vollkommen versperrten Köpfen die Miene trägt. Die wenigen Auserlesenen

können

können nicht in Betracht kommen. Bey der Gleichmüthigkeit und Unverdrossenheit wird Dännemark sehr bald zu einer nachahmungswerthen Bravheit gelangen, die ihnen keinen unwichtigen Preis in der Humanität zuerkennt. Die Vorsehung erhalte ihnen ihre gegenwärtigen Maasregeln und man wird durch Erfahrung sich überzeugen, wenn die Theorie zu schwer ist, daß man in der Monarchie so glücklich, wie in der Demokratie leben könne — daß alles nur auf weisen Gesetzen und guten Menschen beruhe. Ihre Nachbahren, die Schweden, stehen weit unter ihnen. Hier findet man die französische Frivolität in Grundsatz verwandelt. Mistrauen und Schlauheit gehen Hand in Hand und man gefahrt, im Schooße der Freundschaft sich verkauft und verrathen zu sehen. Ihre Könige waren wie sie selbst und dieser mächtige gegenseitige Einfluß nährte beständig Meutereyen und Ausbrüche des beleidigten Stolzes und äußerlicher Versprechungen. Mögen die Gustavs und Adolphe an Heldenthaten glänzen, ich mag die Kränze nicht wehen sehen, an denen das Blut vieler Menschen klebt. Zu dieser warm blütigen Grausamkeit gehört noch die erstaunliche Beschränktheit in Cultur. Mißtrauen und Falschheit, diese Dämone des Herzens, müssen durch weise Schulen in den zarten Kinderherzen

herzen schon verbannt werden und ihre Unwissenheit in Verhältniß mit Deutschen, Franzosen und Engländern läßt wünschen und hoffen, daß ihr Charakter sich verändere, daß sie die Schönheit umarmen mögen, um die trüben Phantasien des Neides und der feigherzigen Rache zu verlieren. Besonders scheint das schwedische ädle Blut mit einer giftigen Ingredienz vermischt zu seyn. Ich darf es kaum wiederholen: wir sprechen von der Nation und nicht von einzelnen Menschen! — Rußlands Humanität hing noch bis zu diesem Augenblicke vom Throne ab. Solche Quellen, solch Wasser. Peter bleibt ein Phänomen, wiewohl Strenge schwerlich die Schule der Humanität war und ward. Was aber das Phänomen anbetrift, so möchte dies zum russischen Throne gehören. Wann wird Licht und Schönheit in die lezten Länder dieses Colosses dringen! wann der Mensch sich vom Thier unterscheiden! wann das Volk sagen können mit Claudius: es sey der beßre König! Noch liegen die Russen als Sklaven; sey es am Fußschemel einer Semiramis, einer Zenobia, wiewohl einer glücklicheren als diese, oder einer Faustina — gleichviel — noch stempelt sich das Gesetz durch die Knute, noch erschüttert ein Wink der Augenwimpern halb Europa — aber die Natur wird sorgen, daß der Strom des Dämons in Norden in seine Betten zurücktrit,

trit, wie es vor 3 Jahrhunderten, mit Voltairs Worten, der Strom des Dämons in Mittag that. Wann jede glückliche Politik die beste ist, so möge dort ihre Akademie glänzen und die Fürsten sind glücklich — vielleicht die Unterthanen auch; geht man nicht frey, so schützt ein Siberien noch immerhin vor Hungertod, und wer wird jetzt nicht an Menschenblut gewöhnt. Der Erde gilt es dasselbe, Menschenblut oder Wasser zu saufen, und die Todten schreyen nicht mehr. — Ungarn, Polen, Italien, Spanien und Portugal sind beynahe gleich fruchtbare Länder und die Phantasie ihrer Völker zeigt mehr und minderen Schwung. Die Ungarn zeichnen sich durch ihre Bravheit und ihren Ernst in allen Geschäften aus. Die Vernunft hat in der That ansehnliche Fortschritte gewagt; auch verleugnet man die Sinnlichkeit nicht. Doch wäre zu wünschen, ihr mehr aufzuhelfen und überhaupt durch das Schöne mehr Weisheit und Milde einzupflanzen. Der strenge Catholizismus in diesem und den 4 andern Ländern schiebt immerhin einen Riegel vor, um die dunklen mistischen Bilder nicht in zarte Luftgewebe zu verwandeln. Polen ein Raub seiner Starosten und einer auswärtig verschlingenden Macht, hätte der ganzen Welt furchtbar und die Quelle der Sitten werden können. Doch das Volk schwelgt in seinem üppigen Boden, ist in der

Jugend

Jugend ein Ball der Lüste und Ausschweifung, und wenn die Kräfte verzehrt sind, kleidet es sich in Kutten, läßt Messen halten und betet für die Verstorbenen im Fegefeuer. Die Dissidenten und Juden höhnen dem anderen Theil und ihre affektirte Kaltblütigkeit zündete die ewige Flamme an, welche sie und den Thron verschlang, bis sie zu den Erdwürmchen zusammenschrumpften, indem äußere Mächte sich die Vormundschaft übertrugen. Dieses redseelige Volk besizt eine Leichtigkeit des Verstandes und der Zunge, eine Biegsamkeit und Koketterie im Wesen, die im blühenderen Zustande Paris würde verdunkelt und Europa vielleicht unaufhaltsam dem eigennützigen Triebe, durch eine selbstische Vernunft, zu Sklaven verkauft haben. Sind sie auf ächt juristisch zerstückelt, so läßt sich doch für ihre Seelenruhe nach dem äußeren ein besseres hoffen, denn preußische Truppen zivilisiren und reglen schnell und Preußens Plakate machen aller Fehde der Neigungen ein Ende. Italien küßt gutmüthig jeglichen Szepter und jedes Gesetz. Der alte Römersinn lebt nur in den Nahmen — sie aber sind bis an die Achsel in Weichheit und Faulheit gesteckt, so daß heilger Vater oder Bürgerfreyheit, aus Frankreichs Direktorio dekretirt, gleichbedeutende Wörter gelten. Ihr Erbgut des goldnen Zeitalters, ihre Statüen und Gemälde sehen sie

mit eben der Ruhe wegführen, wie den Segen von Petri Kuppel — wofür sollten sie fechten? für ihre Güter? sie haben keine. Für ihre Freyheiten? die schließt ein göttlicher Schlüssel. Für ihre persönliche Größe und Würde? das ist ihnen ein Traum. Wer will um die Menschen nach Italien reisen? wer um die Monumente? geht nach Frankreichs Tempeln der Künste. Sie behalten nur das schöne Clima. Die Erde *bleibt* immer gleich treu und hold, aber ihre Söhne und Töchter liebten ein Pflanzenleben — Pflanzenfürsten herrschen über sie und Humanität steht nur als ein trauriger Rest in ihrer Sprache, wie schon Tazitus von den Römern sagt: sie thaten alles um Ehre nnd das *ward* bey den Unerfahrnen Humanität genannt, da es doch nur ein Theil der Knechtschaft war; die Italiäner thun aber nichts, denn was könnte sie bewegen? sie haben nichts zu verlieren und Sklave im göttlichen Reiche oder im Lande der Freyheit ändert die Sache ja nicht. — Spanien und Portugal blüheten unter Philip. Nur sie statteten eine unüberwindliche Flotte aus, nur sie verloren eine. Sie hielten den Bannstrahl an einer heiligen Inquisition, nur sie ließen noch bis heut Gatten und Töchter aus dem Schlafe zum Blutgerüste in unterirdische Höllen führen. Voll glüher Phantasie erliegen sie trunkner Sinnlichkeit und ihre unsterbliche

Quelle

Quelle zum Stof zur Schönheit wäre ein vergrabner Schatz, wenn nicht mindestens Romane, Schauspiele und Dichtungen ihre Blüthen aufbewahrten. Ein Volk, was so viele Anlagen besizt, um groß in der Humanität zu werden, liegt in dem eisernen Käficht eines Vernunft unterdrückenden Glaubens. Pfaffen geißeln den Verstand und wo die Zunge nicht sprechen darf, reden Mienen und Finger auf eine unbegreifliche Art. Laß die Menschen glauben was sie wollen, aber laß sie auch sprechen und handeln und ihre Kräfte nicht lähmen, welche die Natur ihnen gab —

Es bleiben noch die Holländer, Schweitzer und die Nationen der anderen Welttheile übrig. Die Holländer besaßen zu den Zeiten, als sie Spanien die Spitze boten und ihre Abgeordneten eine frugale Mahlzeit von Brot, Käse und Bier im Grase hielten, einen beträchtlichen Theil deutscher Bravheit und Gradheit. Aber was kann ein platter, feuchter Boden für Empfindungen erzeugen? wie blühen dort Künste? und doch gibt es eine niederländische Schule. Aber man muß nicht vergessen, daß Holland ein Zusammenfluß von Menschen aus allen Winkeln war. Jezt, da das Blut einheimisch geworden, findet man nichts für Herz und Kopf. Credit und debet macht ihre Schule der Kunst und Weisheit aus. Auch stellt ihre Folgsamkeit in der

französischen Konstitution nichts als einen Affentanz vor. Es bezeichnet diese Nation so scharf wie möglich, wenn man noch jetzt von Holländern die Antwort auf den Werth ihrer Nationalmitglieder und Deputirten erhält: „das sind reiche, sehr reiche Leute." Zu Sprachen und Rechenkunst sind die Holländer sehr aufgelegt, denn ihre Seele ist Mechanismus. So viel Seegen die Handlung in der Welt stiften kann, dienet sie hier allein zum bloßen Instrument des Wohlbehagens. Der Körper ist da, die Seele fehlt. Ihre Filzigkeit und die damit verwandte Betrügerey abgerechnet, gilt von ihnen das Sprichwort: „in ihnen ist kein arges." Das will so viel sagen: sie erzeugen keinen Räuber Mohr, wie Schiller ihn schildert, und auch keinen Klopstok und Kant. — Die Schweitzer bleiben immerhin ein Idyllen-Volk. Noch findet man dort in einigen Gegenden die idealischen Zeiten, wo das Geld Menschen nicht quälte, wo man durch Tausch der Nahrungsmitteln lebt und nur seine Flur, sein Dorf, seine Grenzen kennt. Die Natur umgab sie auch mit Wällen, daß sie einen kleinen Erdball für sich ausmachen. Freylich kann man auf diese Weise keine mächtige Fortschritte in der Humanität erwarten, aber es ist besser, frommes Kind als schlechter Mann zu seyn. In den anderen Gegenden, wo auch diese Einfachheit der Lebensart und Einfalt der

Sit-

Sitten nicht mehr statt findet, lebt doch immerhin der Charackter eines Tells. Man ist mit treuen, ofnen, herzlichen und thätigen Menschen umgeben. Für die feinere Cultur legen sie Herzlichkeit auf die Waage. Kurz, es stände noch gut um die Welt, wenn ähnliche Grundsätze die herrschenden wären.

Die übrigen Weltgegenden sind für die Humanität bloße Geburten. Afrika trägt mehrentheils nur die Gestalten von Menschen; Asien mit seinen kolossalischen Reichen steht als ein Puppenspiel, springt zwischen Cultur und Aberglauben und phantastischer Philosophie umher — und folgt noch mehr aus blindem Glauben Sultans und Moguls und Schachs, Muhamed und Konfutius und Fo, als reinen Prinzipien — was man auch für Träume von ihrer Polizey und ihren Gesetzen weben mag — nur Amerika bildet die andere Welt. Washington und Franklin schweben als Genien um seine Bewohner. Auf Humanität ist die Freyheit gegründet, mit Humanität ist sie bevestiget und könnte vielleicht als ein Ideal den Völkern stehen, wenn durch ihre Humanität nicht jedem Verwiesenen, jedem Unglücklichen Hafen und Thor geöfnet würde. Hiedurch setzt man aber bey diesen Menschen Humanität voraus, welche sie selten mitbringen. So schleicht das verderbliche Gift auch unter die guten. Das Recht wird zum

Spin-

Spindel, die Freyheit eine Mutter der Laster, die Liberalität Lasziviтät. Die Weisheit beschütze sie, daß unsre bösen Ahndungen nicht eintreffen.

Was dringt sich nun dem Beobachter auf? Die Menschen sind noch lange nicht, was sie seyn sollen. Unter ganzen Völkern findet man die Humanität nicht, wiewohl einige ihr näher wie andere stehen. Aber in jeder Nation, sie sey so schlecht sie wolle, findet man liebenswürdige und große Menschen. Man lebe wo man wolle, so liegt es nicht an der Nation, es liegt an uns selbst, wenn wir nicht gut werden; wenn gleich das Beyspiel mächtigen Einfluß besizt, so gibt dieser Einfluß doch dem kein Verdienst, der ihn genoß. Es dringt *sich weiter* dem Beobachter auf: man nähre Empfindungen, liebe Künste und Wissenschaften, suche das gute, komme ohne Vorurtheile und betrachte jeden Menschen jeder Nation als einen Menschen, nicht als Franzosen, Deutschen oder Türken. Bessern die einzelnen sich, so ist das ganze gebessert. Sind wir alle einzeln gut, so sind es unsre Nationen auch. Man merke sich die Inschrift am Tempel zu Delphi: σωφροσύνην ἀσκεῖν καὶ δικαιοσύνην, Weisheit und Gerechtigkeit zu üben, und vergesse nicht, was Jesus that, als seine Jünger sich zankten, wer der größte im Himmelreich wäre: er nahm ein Kind und stellte es mitten unter sie —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mallet du Pan, Jacques,

Ueber die Gefahren welche Europa bedrohen nebst den vornehmsten Ursachen des unbedeutenden Glücks im vorigen Feldzug

Leipzig 1794

Eur. 473
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10406545-2
VD18 14499282-001